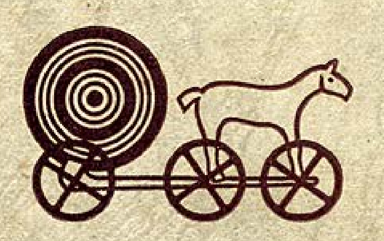
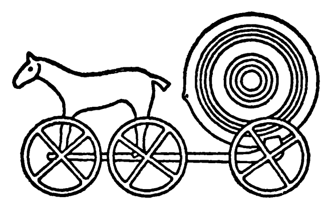




Rasse und Kultur

Hermann Baltzer

Rasse und Kultur

Ein Gang durch
die Weltgeschichte

Mit 22 Bildnissen

Alexander Duncker Verlag / Weimar

Den Einband und Schutzumschlag
entwarf Paul Wehnemann
Druck und Buchbindearbeit
von Dietsch & Brückner A.-G., Weimar

Vorwort

Zum erstenmal in der Geschichte stellt sich eine große Bewegung auf den Rassegedanken ein. Bestrebungen, die bis zur Jahrhundertwende zurückreichen — Jörg Lanz von Liebenfels, Ludwig Woltmann und Otto Hauser sind ihre ersten Namen —, werden damit fruchtbar. Möglich war jedoch diese Rassebewegung nur in einem Volke, das noch reich genug an lebendigem, nordischem Blute war, nur im deutschen Volke, das auch heute noch ein im Wesentlichen nordisch bestimmtes Volk ist und dabei das einzige so bestimmte Großvolk.

Es gilt, einen immer größeren Teil der deutschen Allgemeinheit mit Stolz auf seinen besten Blutteil zu erfüllen und dadurch diesen Blutteil zu stützen und beizuhelfen, daß er sich seiner Bedeutung und seiner besonderen Art voll bewußt werde. Mehr als der Adel des Wappens verpflichtet der Adel des Bluts. In diesem Sinne ist die vorliegende Arbeit Dienst am Volke. Sie umfaßt die ganze Geschichte unserer Kulturvölker, will und kann aber nur das Grundzügliche darlegen und beschränkt sich in den Einzelheiten auf solche, die wesentliche Kennzeichnung geben. Wer vor allem über die Germanen als unsere engeren Vorfahren sich näher unterrichten will, den verweise ich auf mein im Vorjahre erschienenes Buch „Germanische Kultur".

Die Geschichtauffassung, die diese Arbeit vertritt, die rassekundliche, bildet den schärfsten Gegensatz zu der liberalistischen der Zeit, die hinter uns liegt. Danach sollte das „Milieu" entscheidend sein für den Einzelnen und ein ganzes Volk oder gar die Nahrung: „Einer ist, was er ißt." Die rassekundliche Geschichtauffassung stellt den Menschen je nach seiner Art als die Grundlage jeder Erscheinung der Kultur dar: Wie der Mensch, so seine Geschicke, seine Geschichte. Der Mensch schafft sich das „Milieu", das seiner besonderen Art gemäß ist, der Zigeuner die „Zigeunerwirtschaft", der nordische Mensch den Staat der Ordnung. Wo keine Bäume

sind, pflanzt er welche, wenn er nordischer Mensch ist; wo das Meer das Land bedroht, baut er Deiche. Er macht Wüsten fruchtbar oder läßt fruchtbares Land zur Wüste werden, schafft homerische Gesänge, göttliche Komödien, shakespearische Dramen, Aphroditen, Apolle, Madonnen und heilige George, Parthenons und romanische und gotische Dome oder steht stumpf vor allen den Wundern der Natur und Kunst; er will lebendige Zelle im Organismus seiner Volksgemeinschaft sein oder selbstisch darin wuchern zu seinem eigenen Nutzen, wodurch er doch den Organismus zerstört.

Ist die Geschichte mit ihren bloßen Daten von Völkern, die auftreten und verschwinden, nur ein Roman, so wird sie in Verbindung mit der Rassenkunde ein Buch der Erkenntnisse, der Mahnung, der Lehre. Nur wenn die Geschichte so aufgefaßt wird, dient sie der Zukunft unseres deutschen Volkes, für die zu wirken die heilige Pflicht jedes bewußten Deutschen ist.

Wien, im Hornung 1934 Hermann Baltzer

Inhalt

Die rassekundliche Geschichtauffassung

Wohl der erste, der den Gedanken aussprach, die großen Kulturen hätten vom skandinavischen Norden ihren Ausgang genommen, war der schwedische Polyhistor Olof Rudbek, als Anatom der Entdecker der Lymphgefäße, als Botaniker der große Vorgänger des größeren Linné. Rudbek führte in den drei Bänden seiner „Atlantica sive Manheim“, die zwischen 1675 und 1698 erschienen, aus, Schweden sei die Atlantis Platos, und dorther hätten die Griechen, Römer, Ägypter ihren Ursprung genommen. Was er bei diesen Verwandtes antraf, bezeugte ihm dies. Die Grunderkenntnis, die bei ihm allerdings nur seltsam vermummt erscheint — der biblische Japhet, der Sohn Noahs, muß nach Schweden gewandert sein —, war die: das Ursprungland einer Pflanze, einer Tiergattung, einer Kultur mit allen verschiedenen Vorstellungen sei dort, wo diese noch in spätester Zeit am dichtesten vorkommen. War also bei den Schweden noch vereint, was in den anderen Kulturen weit zerstreut, vereinzelt erschien, so waren Griechen, Römer, Ägypter Aussendlinge des Nordens. Gerade damals besaß Schweden vom Dreißigjährigen Kriege her Besitzungen im Ausland, und wohl mochte die Jugend schon von dem Wikingergeiste beseelt sein, der dann Karls XII. kühne Züge bis tief nach Rußland hinein ermöglichte. Rudbek selbst erlebte sie noch.

Gleichwohl, Olof Rudbeks Gedanke war nicht viel mehr als ein genialer Traum. Er war eine Vorwegnahme der Forschungen jüngster Zeit, wonach die Heimat der nordischen Rasse in jenen Ländern lag, aber die Erkenntnis der Rasse als Grundlage der Kultur hatte erst Graf Henri de Boulainvilliers, hochadeliger Normanne von Herkunft, der Zeuge der Bestrebungen des Mischlings und Nachkommen der bürgerlichen Medici, Ludwigs XIV., den alten Adel Frankreichs zu vernichten, einen neuen aus dem Bürgertum ihm an die Seite zu stellen. Boulainvilliers erkannte in den germanischen Eroberern die Schöpfer und Träger der Kul-

tur Frankreichs. Seine Schriften erschienen erst nach seinem Tode, der 1722 erfolgte. Sie übten im Adel starke Wirkung. Voltaire hat daher seine Meinung, die romanischen Sprachen seien „halbgeglättete Kinder der Normannen und Goten". Und noch Volney schreibt in seinen „Ruinen", die bereits in den Revolutionsjahren erschienen: „Es wäre eine Schmach, wollten wir uns mit dem Pöbel vermischen; er ist dazu da, um uns zu dienen. Sind wir nicht das edle und reine Geschlecht der Eroberer dieses Landes? Erinnern wir die Menge an unsere Rechte und an unseren Ursprung." Das ist die schärfste Ablehnung Rousseaus und der Gleichheitschwärmer.

Rassekundliche Geschichtauffassung finden wir zuerst bei dem Engländer Gibbon. In seiner „Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reiches" (1774—1788) faßt er die Entartung als eine physiologische Verschlechterung der Rasse und die „Regeneration" als eine Erneuerung durch frisches fremdrassiges Blut auf.[1] Gibbon schreibt: „Die Gestalt der Menschen wurde immer kleiner, und die römische Welt war in der Tat mit einem Geschlecht von Zwergen bevölkert, als die wilden Riesen aus dem Norden einbrachen und die kleine Brut verbesserten. Diese stellten den männlichen Geist der Freiheit wieder her, und nach dem Umlauf von zehn Jahrhunderten wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Wissenschaften."

Größere Ausblicke gaben erst Herder in den „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (1774— 1781) und Meiners im „Grundriß der Geschichte der Menschheit" (1781). Beide unterschieden zwischen „schönen" Völkern und häßlichen. Herder definierte die ganze Menschengeschichte „als eine reine Naturgeschichte menschlicher Kräfte, Handlungen und Triebe nach Ort und Zeit". Die einzelnen Völker besäßen Verschiedenheiten in der Organisation, anatomische und physiologische. Er unterscheidet die „schöngebildeten"

[1] Vgl. die Aufsätze Ludwig Woltmanns und Theodor Bieders in den Jahrgängen 2, 8 und 9 der „Politisch-anthropologischen Revue".

Völker von den Mongolen und Negern. Von den schöngebildeten Völkern an den Küsten des Mittelländischen Meeres sei alle höhere Kultur ausgegangen, denn „die Tungusen und Eskimos sitzen ewig in ihren Höhlen und haben sich weder in Liebe noch Leid um entfernte Völker bekümmert. Der Neger hat für die Europäer nichts erfunden; er hat sich nie in den Sinn kommen lassen, Europa weder zu beglücken noch zu bekriegen". Herder wies auch als erster auf die Wirkungen der Rassenmischung hin. Schon in den „Fragmenten über die neuere deutsche Literatur" (1766/67) spricht er den Gedanken aus, daß kein größerer Schade einer Nation zugefügt werden könne, als wenn man ihr den Nationalcharakter, die Eigenart ihres Geistes und ihrer Sprache raube. Zur Zeit des Tacitus seien die Völker Deutschlands durch keine Vermischung mit anderen entadelt und eine eigene, unverfälschte Nation gewesen, die sich selbst ein Urbild war. Jetzt aber seien sie durch Vermischung mit anderen entadelt und hätten durch eine langwierige Knechtschaft im Denken ganz ihre Natur verloren. Meiners rechnet zu den „schönen" weißen Völkern neben den „Kelten", worunter er auch die Germanen und Romanen versteht, und den „Sarmaten" (Slawen) die morgenländischen Kulturvölker, zu den häßlichen, dunkelfarbigen die übrigen Völker. Kultur haben nur jene hervorgebracht.

Herder war zwar ein schwarzhaariger, braunäugiger Mischling, aber er kam aus dem östlichen Randgebiet der Kultur, wo er die tiefe Kluft zwischen den schönen und den häßlichen Menschen von Kind auf beobachten konnte. Auch er war vom Humanitätsgedanken tief durchdrungen, aber er führte ihn nicht bis zur Gleichbewertung alles dessen, was Menschenantlitz trägt. Im inneren Kulturgebiet sperrten sich gerade die Besten gegen die Vorstellung, ihre Rasse sei die überlegene. So kam ein Johann Christoph Adelung dazu, die alten Germanen mit den Wilden Kanadas auf dieselbe Stufe zu stellen — eine Neigung, die man bei den Wissenschaftlern bis in jüngste Zeiten findet —, und auch der blonde Schiller verwischt die Gegensätze der Rassen. So wenigstens in seiner Jenaer Antrittsrede von 1789. Aber das Genie in

ihm kam zu der klaren Wertung der Unterschiede, und die Verse aus der „Braut von Messina“ könnten geradezu diesem Werke als Geleitspruch dienen, die der Chor der Sizilier von sich und den normannischen Herren spricht:

> Ungleich verteilt sind des Lebens Güter
> Unter der Menschen flücht'gem Geschlecht;
> Aber die Natur, sie ist ewig gerecht.
> Uns verlieh sie das Mark und die Fülle,
> Die sich immer erneuend erschafft,
> Jenen ward der gewaltige Wille
> Und die unzerbrechliche Kraft.
> Mit der furchtbaren Stärke gerüstet,
> Führen sie aus, was dem Herzen gelüstet,
> Füllen die Erde mit mächtigem Schall;
> Aber hinter den großen Höhen
> Folgt auch der tiefe, der donnernde Fall.
> Die fremden Eroberer kommen und gehen;
> Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.

Um die Wende des 18. und 19. Jahrhunderts schien die Geschichtschreibung tatsächlich im Begriff, trotz dem Rousseauismus und dem Humanitätsgedanken, den namentlich die sehr einflußreiche Freimaurerei pflegte, den Menschen als solchen zu berücksichtigen. Aber es kam eine neue Verwirrung in sie. Das Wort Ex oriente lux beruhte auf der Bibel, die das Paradies, die Wiege der Menschheit, irgendwo ins Quellgelände des Euphrat und Tigris verlegte, und darauf, daß im Osten die frühesten Kulturen entstanden waren, daß dorther das Christentum kam. Dies schien seine Bestätigung zu finden, als man im Altindischen eine den europäischen Sprachen, dem Griechischen, Lateinischen, Slawischen, Germanischen verwandte Sprache entdeckte. Bekannt wurden mit dem Altindischen, dem Sanskrit, zuerst die Engländer in Indien, aber die enge Verwandtschaft der „indogermanischen“ Sprachen — dieser Name wurde seither gebräuchlich — erwies erst Franz Bopp seit 1833. Da erschien vielen das Sanskrit als die Mutter der indogermanischen Spra-

chen, und so verlegte man die Heimat der sie sprechenden Völker nach Innerasien, woher die Inder über den Hindukusch in ihr Land gekommen waren. Die Wissenschaftler sahen gar nicht auf die Menschen, hielten sich einzig an das bedruckte und beschriebene Papier. Volk und Sprache wurden einander gleichgesetzt, obwohl man verschiedene Völker zu anderen Sprachen übergehn und das jüdische Volk alle möglichen Sprachen sprechen sah. Man hielt jeden, der Deutsch sprach, für einen Deutschen, welcher Volkschaft immer er blutlich angehören mochte, jeden Deutschen, der aus nichtdeutschem Lande kam, für einen Slawen, Madjaren und womöglich für einen Chinesen, wenn er in Kiautschou geboren ward. Der Irrtum war für den klarsichtigen Laien sofort erkennbar, die Wissenschaft brauchte fast hundert Jahre, um den Weg vom Hindukusch bis zum Skandinavien Olof Rudbeks zurück zu machen.

So hatte sich die rassekundliche Geschichtauffassung gegen den Rousseauismus, die Lehre von der asiatischen Herkunft der Indogermanen und die Schwerfälligkeit der Wissenschaftler zugleich durchzuringen. Höchst merksam ist hier eine kleine Arbeit Helmuth von Moltkes in der „Deutschen Vierteljahrsschrift" von 1841. Darin wird die ganze französische Geschichte als ein Kampf zwischen den Germanen und der Vorbevölkerung dargestellt. Wenn auch für Einzelheiten, so hatte doch Moltke für die Gesamtauffassung kaum einen Vorgänger. Er gab hier ein Beispiel dafür, wie die Geschichte eines Volkes vom Rassestandpunkte aus zu behandeln ist, obwohl er gewiß den Rasseunterschied der beiden Gruppen noch nicht klar wußte, nur fühlte. Zwei Jahre später, 1843, begann die „Allgemeine Kulturgeschichte der Menschheit" von Gustav Friedrich Klemm zu erscheinen (10 Bände, bis 1583). In deren erstem Bande wird die rassische Grundlage der Betrachtweise dargelegt. Klemm unterscheidet aktive und passive Menschenrassen. Da er die Perser und Araber zu den aktiven rechnet und diese ihrem heutigen Typus zufolge als dunkel ansehen mußte, beschränkte er den Typus nicht auf die Blonden; er spricht nur von Kopf-, Ge-

sicht- und Körperbildung, von der „zarten, weißen, rötlich durchschimmernden Haut". Ferner kennzeichnet er die aktiven Rassen: „In geistiger Hinsicht finden wir vorherrschend den Willen, das Streben nach Herrschaft, Selbständigkeit, Freiheit; das Element der Tätigkeit, Rastlosigkeit, das Streben in die Weite und Ferne, den Fortschritt in jeder Weise, dann aber den Trieb zum Forschen und Prüfen, Trotz und Zweifel. Diese Völker wandern ein oder aus, stürzen alte, wohlbegründete Reiche, gründen neue, sind kühne Seefahrer. Hier gedeihen Wissenschaft und Kunst, und diese Nationen haben darin das Höchste geleistet."

Zu den passiven Rassen zählt Klemm die Chinesen, Mongolen, Hottentotten, Neger, Finnen, Eskimos und die Amerikaner. Er leugnet die Unterschiede der einzelnen voneinander nicht, betont aber ihre scharfe Scheidung von dem aktiven Menschen und ihre „wesentliche Ähnlichkeit unter sich, nämlich die gefärbte Haut, die Schädelform, vor allem aber die Passivität des Geistes". Besonders wichtig ist die Bemerkung: „Auch Europa hatte eine passive Urbevölkerung, deren Überreste sich noch hie und da nachweisen lassen."

Klemm war sonach ein Vorläufer Gobineaus, der sein Werk nur vom Hörensagen kannte, obwohl er Deutsch verstand. „Es wäre natürlich, wenn wir beim Durchstreifen der gleichen Pfade auf die gleiche Wahrheit gestoßen wären", meint Gobineau, wo er in der Anmerkung Klemms gedenkt. Dagegen verdankte Gobineau manche Anregung und sogar die zum Titel seines eigenen Werkes der kleinen Schrift „Über die ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschenstämme für höhere geistige Entwicklung" des Anatomen und Zoologen Karl Gustav Carus, die 1849 zu Goethes hundertstem Geburtstage erschien. Carus ging schon auf die Rasse der Genies ein, legte jedoch weniger Gewicht auf die Farben als auf die Schädelbildung, die Größe und Form des Gehirns. Gobineaus „Essai sur l'inégalité des races humaines" erschien 1853 bis 1855 in vier Bänden und brauchte zwanzig Jahre zu einer Neuauflage. Nicht aber in

Frankreich gelangte das Werk zur Wirkung, sondern in Deutschland. Richard Wagner hatte es kennengelernt, und von dessen Kreis aus verbreitete sich sein Ruhm. Graf Gobineau war durch seine Herkunft aus dem alten normannischen Adel, durch seine Stellung als Diplomat auf eine so hohe Warte gehoben, daß er ein großes Gebiet mit freiem Blick überherrschte. Künstlerische Begabung und unermüdlicher Fleiß kamen hinzu. Die Wissenschaft hielt ihn für einen Don Quijote, würdigte ihn kaum der Beachtung. Über vierzig Jahre jedoch vergingen, ehe ein Werk von gleicher Bedeutung erschien.

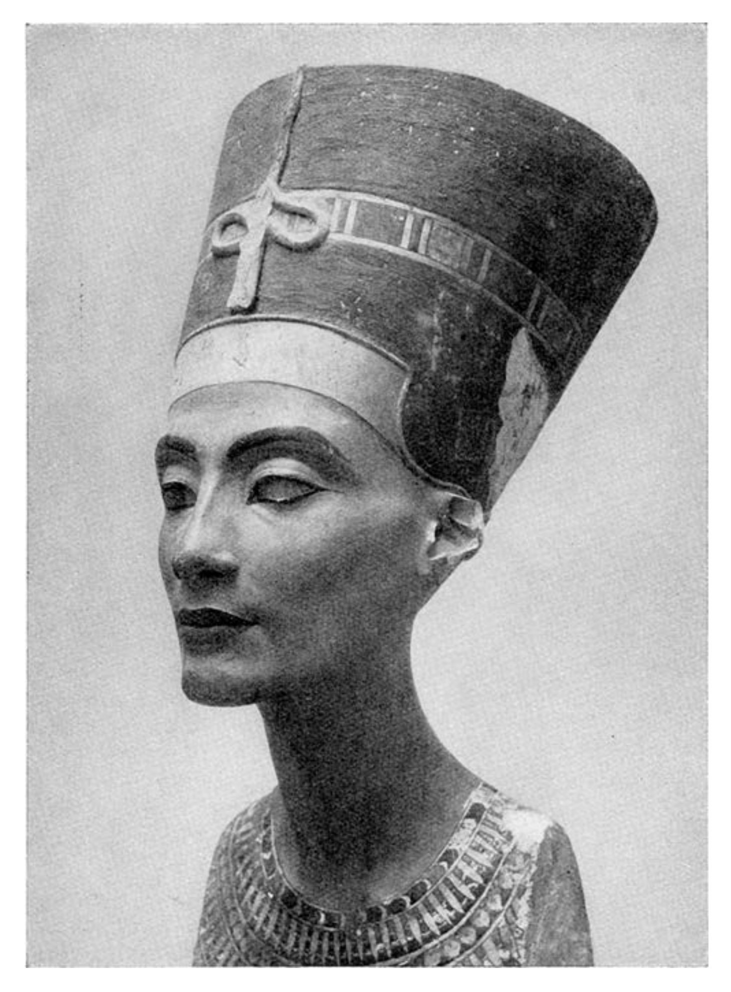
Die Zwischenzeit brachte Klärung über die Urheimat der nordischen Rasse. Daß der große Romandichter Edward Bulwer schon 1842 in dem Romane „Zanoni" die blonde Rasse als die eigentlich arische und Skandinavien als deren Urheimat bezeichnete, bezeugt nur, daß Olof Rudbeks Erkenntnis noch fortlebte. Spuren davon finden sich bei den schwedischen Forschern durch die ganze Zeit. Deutsche Gelehrte hielten namentlich an der Angabe des Tacitus fest, die Germanen seien in ihrem Lande urheimisch. Der Engländer Latham vertrat den europäischen Ursprung der Blonden und hielt zuletzt das versunkene Gebiet zwischen England und Dänemark für ihre Heimat, Ludwig Wilser legte seine Gründe für Skandinavien in einem 1881 zu Karlsruhe gehaltenen Vortrage dar, 1883 erschienen des Österreichers Karl Penka „Origines aryacae", worin er mit Wilser zusammentraf, und Penka und Wilser kämpften fortan unentwegt für ihren Gedanken. Langsam bequemte sich auch die zünftige Wissenschaft zu Annäherungen an ihn.

Zur selben Zeit tritt eine Gegenströmung gegen die Bevorzugung des brünetten Menschen ein, der als „dämonisch", als „interessant" galt und in tausend Romanen den jungen Mädchen als „Held" vorgeführt wurde. Vielleicht hatte man an ihm schließlich nicht viel Heldenhaftes bemerkt, sondern nur Theatermache und geschäftliche Betriebsamkeit. Nietzsche bewunderte die „blonde Bestie". Alexander von Peez, der große Wanderer, verherrlichte oft das blonde Germanen-

tum. Der Rembrandtdeutsche schrieb: „Wirklich ist es die höchste Zeit, daß man neben und sogar vor den papierenen die gewachsenen Dokumente, die Haar- und Schädelformationen, den Wuchs und die Farbe, kurz, die äußerliche, sinnliche Erscheinung der Völker wie ihrer Angehörigen zur maßgebenden Grundlage der gesamten Geschichtforschung macht. Eine blonde Locke kann unter Umständen ganze Folianten umwerfen." In der Tat wurde, sowie einmal die Blondheit als eines der Hauptmerkmale des kulturschöpferischen Menschen erkannt war, die Forschung hauptsächlich auf sie gerichtet.

Die bedeutendste Erscheinung der rassekundlichen Geschichtauffassung schon im Hinblick auf den blonden Menschen ist Georges de Lapouge's „Aryen, son rôle sociale" (1899), Vorlesungen, die Lapouge 1889/90 an der Universität Montpellier gehalten hatte, nicht jedoch als Professor — das ward er nie —, sondern als Außenstehender. Seine Vorlesungen über den Semiten blieben ungedruckt, weil er die Mittel nicht hatte, sie drucken zu lassen, ein Verleger sich nicht fand. In Georges de Lapouge, dem Biologen und vieler Sprachen Kundigen, vereinte sich zum erstenmal der Naturwissenschafter und Geschichtforscher; das bewahrte ihn davor, als dieser oder jener nur die Ansichten anderer wiedergeben zu müssen. Er sammelte insbesondere die alten Nachrichten über die Färbung der Völker und Personen und gab über die geschichtlichen Überblicke hinaus auch noch geistig-seelische Kennzeichnungen. Ein Werk über die sozialen Auslesevorgänge — „Les sélections sociales" —, eine französisch und englisch erschienene Schrift über politische Anthropologie vervollständigen den „Arier".

Im selben Jahre wie Lapouges Arbeiten erschienen die „Grundlagen des XIX. Jahrhunderts" des Engländers Houston Stewart Chamberlain, in deutscher Sprache, und erweckten großes Aufsehen. Sie waren vorzüglich geschrieben, mit glänzenden Zitaten durchwebt und von der Begeisterung für den nordischen Menschen getragen, entbehrten aber die festen Grundlagen, die ihnen die Kenntnis La-



Nofretete

Ägyptische Königin (um 1370 v. Chr.)

Aufnahme: Staatliche Bildstelle, Berlin

pouge's geben konnte. Der Begriff des „Ariers" verschwamm da wieder ins Unbestimmte, auch der brünette Mediterrane war schöpferischer Mensch, und gerade aus dem Zusammentreten der Blonden und Dunklen sollten die größten Kulturen hervorgegangen sein. Die Juden wurden bekämpft, obwohl das Werk einem jüdischen Gelehrten gewidmet war, die Chinesen und Napoleon als Fremdrassige abgetan. Der Wert der „Grundlagen" liegt darin, daß sie den Rassegedanken in die Allgemeinheit brachten, und außerdem in der starken Persönlichkeit Chamberlains.

Was George de Lapouge angebahnt hatte, das Zusammentragen der Nachrichten über die einzelnen Völker und die einzelnen Persönlichkeiten, führte zur Genieforschung. Schon im Anfang des 19. Jahrhunderts muß die Vorstellung verbreitet gewesen sein, das Genie sei blauäugig. Ernst Moritz Arndt wendet sich dagegen und betont, Goethe und der Freiherr von Stein hätten aus braunen Augen in die Welt geblickt. Das Auftreten vieler Mischtypen in der Kunst um 1850 — ich nenne Ferdinand Freiligrath, Otto Ludwig, Makart in Deutschland, Theophile Gautier, Baudelaire, Delacroix in Frankreich — veranlaßte die Meinung, das Genie sei zumeist dunkel, und das galt ja als „dämonisch". Gobineau meinte, daß „die künstlerische Begabung, den drei großen Rassen gleich fremd, erst aus der Ehe der Weißen mit den Negern erwachsen sei". Der etwas oberflächliche Friedrich von Hellwald dagegen behauptete, alle großen Geisteshelden der Menschheit hätten dem blonden Typus angehört. Die Vorstellung, die die Allgemeinheit von einem Genie hatte und in Romanen und Bildern bekundete, paßte sich der jeweiligen Meinung an. Um 1850 galten Dante, Napoleon, Goethe als schwarzhaarig und dunkeläugig. Ein Hellwald hätte gewiß alle drei gelbblond dargestellt. Da galt es, sorgfältig die Nachrichten zusammenzustellen und zu prüfen. Arbeiten wie Bernoullis Ikonographie der Griechen und der Römer, zwischen 1882 und 1901 erschienen, konnten, obwohl sie die Bedeutung der Rasse gar nicht erkannten, vorbildlich sein. Ludwig Woltmann widmete sich diesen Stu-

dien und schuf so die beiden Schriften „Die Germanen und die Renaissance in Italien“ (1905) und „Die Germanen in Frankreich“ (1907). Im Januar 1908 ertrank er bei Sestri di Levante. Seine Genieforschung nahm Otto Hauser auf, der, durch seine Vielsprachigkeit begünstigt, den Stoff auf alle Kulturvölker ausdehnen und auch den Woltmanns um ein Vielfaches ergänzen konnte.

Schon im Jahre 1909 schrieb Otto Hauser seine „Weltgeschichte der Literatur“ im Sinne der rassekundlichen Geschichtauffassung als das erste Werk, das ein Gesamtgebiet der Kultur — Sprache und Religion wurden einbezogen — von diesem Standpunkte aus darstellte. In seiner „Geschichte des Judentums“ (1921) behandelte er dann die Geschicke eines in sich abgeschlossenen Volkes von den ältesten Zeiten bis zu uns herab in ihren Beziehungen zu den Rasseverhältnissen. Das große umfassende Werk gab uns dann der Amerikaner Madison Grant in seinem Buch über den Untergang der heldischen Rasse („The Passing of the great Race“, 1916). Die schöne Wirkung dieses Werkes war, daß es die Besten Amerikas aufrüttelte und vorbeugende Maßnahmen gegen die weitere Verschlechterung der Rasse veranlaßte. Eine wertvolle Ergänzung der geschichtlich überlieferten Nachrichten bieten die Bücher von Professor Hans F. K. Günther mit ihren zahlreichen Bildern, die durch ihre Anschaulichkeit viel zur Volkstümlichmachung der Rassefragen beitrugen.

Am bedeutendsten war es jedoch, daß der Nationalsozialismus die Erkenntnisse der Rasseforschung bejahte und, sowie er zum Siege gelangt war, Verfügungen traf, die sie fruchtbar machen sollten. Sein Führer, Adolf Hitler, bekannte sich schon 1925 in seinem Buch „Mein Kampf“ zum Rassegedanken in voller Klarheit: „Alles, was wir heute auf dieser Erde bewundern — Wissenschaft und Kunst, Technik und Erfindung — ist nur das schöpferische Produkt weniger Völker und vielleicht ursprünglich einer Rasse. Von ihnen hängt auch der Bestand dieser ganzen Kultur ab. Gehen sie zugrunde, so sinkt mit ihnen die Schönheit dieser Erde ins Grab. Die Blutvermischung und das dadurch be-

dingte Senken des Rasseniveaus ist die alleinige Ursache des Absterbens aller Kulturen; denn die Menschen gehen nicht an verlorenen Kriegen zugrunde, sondern am Verlust der Widerstandskraft, die nur dem reinen Blute eigen ist."

Ebenso wie der Führer machten sich auch die anderen bedeutenden Vertreter des Nationalsozialismus die Ergebnisse der Rasseforschung zu eigen, so Gottfried Feder, der Programmatiker, in seiner Reichstagsrede von 1927 und in seiner Schrift „Die Juden", so Alfred Rosenberg in seinem „Mythus des 20. Jahrhunderts", so insbesondere auch der Vorkämpfer für die Erneuerung des deutschen Bauerntums, Walther Darré. An den Hochschulen werden Lehrstühle für Rassekunde geschaffen, so daß ein gedeihlicher Fortgang auch der reinen Rassewissenschaft schon in der nächsten Folgezeit zu erwarten ist.

Die Erbauer der Megalithen

Zwischen der älteren und jüngeren Steinzeit, dem Paläolithikum und dem Neolithikum, klaffte für die Altertumskundler lange Zeit hindurch eine breite Kluft, die sich nur so schließen ließ, daß ein ganz neues Volk, dessen Entwickelung an anderer Stelle vor sich gegangen war, hier auftrat. Der paläolithische Mensch war nur Jäger und Fischer, kleidete sich in Felle, kannte Viehzucht noch nicht und Ackerbau höchstens in den ersten Anfängen, war überhaupt nicht seßhaft, hatte nur zurechtgeschlagene Steine zu Waffen und Werkzeugen, der neolithische Mensch hingegen verstand seine Steingeräte glattzuschleifen, verstand zu weben und Töpfe zu brennen, Wohnungen zu bauen, Tiere zu zähmen und zu nutzen und das Feld zu bestellen. Das erhebt ihn hoch über den Menschen der älteren Steinzeit; nur der Cro-Magnon-Mensch in Südfrankreich war ihm in einer Hinsicht überlegen: in der Kunst, Tiere darzustellen, die man in den Wandbildern seiner Zufluchthöhlen bewundern kann. Aber das war eine kleine Gruppe, die auf ihr enges Gebiet beschränkt geblieben zu sein scheint. Auch der Cro-Magnon-Mensch überbrückt die Kluft nicht.

Da entdeckte man in den Küchenmuddhaufen Dänemarks, den Kjökkenmöddingern, den sonst vermißten Übergang. Dort also wird sich die Entwickelung des paläolithischen zum neolithischen Menschen vollzogen haben. Am Kattegatt entlang und auf Seeland, da vor allem bei Maglemose, fanden sich in jenen meist aus Muschelschalen bestehenden Haufen von Abfällen die Zeugnisse, daß der Mensch ihrer Zeit und ihres Gebietes schon die Anfänge der Töpferei kannte, wenn auch noch nicht die Töpferscheibe, und den Hund als erstes gezähmtes Tier zum Begleiter hatte. Auch er war noch Fischer und Jäger. Knochen von Auerochs, Bär, Luchs, Wolf, Hirsch, Reh, Eber, Seehund und mehreren Vögeln zeigen, welche Tiere er jagte. Da auch der Auerhahn darunter ist, muß damals Dänemark Fichten- und Föhrenwälder gehabt haben, die inzwischen längst dem zu warm gewordenen

Klima gewichen sind. (Auch die Eiche, die einstmals der Hauptbaum gewesen war, ist verschwunden, nur die Buche erhielt sich.) Die Geräte aus Stein, Horn, Knochen sind nur roh bearbeitet. Dauernde Siedelungen hatte der Kjökkenmöddingermensch aber gewiß. Obwohl man keine Reste von ihm hat, kann man doch nicht zweifeln, daß es sich um die nordische Rasse oder deren letzte Vorstufe handelt. Man gibt dem Kjökkenmöddingermenschen die Zeit zwischen 10000 und 7000 vor Christus und greift da sicherlich eher zu tief als zu hoch.

Die Anlagen zur Entwickelung waren im Kjökkenmöddingermenschen vorhanden, zur vollen Entfaltung scheint sie jedoch erst die strenge Auslese einer neuen Notzeit gebracht zu haben. Darauf hat Karl Penka hingewiesen. Damals muß ein großer Teil des Festlandes dort im Norden eingebrochen und dem Menschen als Jagdgrund und Getreideboden verloren gegangen sein. Noch in viel späterer Zeit tauchten ja weite Strecken ins Meer unter, die Zuidersee gelangte erst zu Ende des 13. Jahrhunderts zu ihrem heutigen Umfang. Viele Menschen gingen dabei zugrunde. Etliche retteten sich wohl auf ihren Einbäumen oder auf Flößen. Aber da, wo der Einbruch vorhergesehen geschah, wußten sich die meisten Bewohner zu erhalten, sahen sich aber jetzt auf engerem Gebiete zusammengedrängt.

Hier bewährte der nordische Mensch eine seiner wichtigsten Eigenschaften: auch aus dem Unglück Vorteil zu ziehen. Durch die Beschränkung seines Gebietes ward er seßhaft, und damit erst entfalteten sich alle seine reichen Anlagen. Bescheidenste Anfänge zum Ackerbau entwickelten sich zur geregelten Feldbestellung, die freilich zunächst nur Hackbau war, den Pflug noch nicht kannte, der Hund wurde Wächter vor dem Überfall durch wilde Tiere und Begleiter auf der Jagd. Zuerst scheinen Schaf und Ziege gezähmt und nutzbar gemacht worden zu sein, später das Schwein und das Rind, endlich auch das Pferd, das Lieblingstier des späteren nordischen Menschen. Nun ward nicht mehr die ganze Zeit zu Jagd und Fischfang gebraucht. Die Nahrung wuchs mühe-

loser zu. Zeit blieb übrig, die der rastlos nach Betätigung verlangende nordische Mensch zu allerlei weiterer Verfeinerung des Lebens verwenden konnte. Da hatte er Muße, seinen Flintbeilen und sonstigen Geräten jenen schönen Schliff und die gefällige Form zu geben, die sie auszeichnen. Und nirgendwo fand man vollendetere und zahlreichere als im „altdänischen" Gebiet. Freilich dauerte die jüngere Steinzeit hier länger als im südlicheren Europa, weil das Kupfer und die Bronze erst später eindrangen, aber auch schon die frühesten Funde zeigen, daß der Fortschritt tatsächlich hier gemacht wurde.

Erst jetzt kam er zur eigentlichen Seßhaftigkeit über die Siedelungen an Jagd- und Fischplätzen hinaus. Schon der bestellte Boden nötigte dazu. Die Seßhaftigkeit bedingte ferner den Begriff des Besitzes. Zunächst die Scheidung zwischen den einzelnen Siedelungen, die immer dichter aneinanderrückten, schließlich aber auch zwischen den einzelnen Sippen einer Siedelung. Die große Verbreitung des Wortes gard als Bezeichnung für die Umfriedung — so noch im Albanischen und Bulgarischen —, für den „Garten" und die Stadt (Mor-Garten, Gorod und Grad im Slawischen, Karth im Semitischen, Karthago usw.) deutet darauf hin, daß man sein Besitztum schon sehr frühe umzäunte, wenn auch zunächst nur zum Schutz gegen wilde Tiere. Wohl auch schon in der ältesten nordischen Zeit mag es zur Herausbildung der Hausgemeinschaft, der sogenannten Großfamilie, gekommen sein, die man bei allen nordischen Völkern ursprünglich feststellen kann, zu dem Zusammenschluß mehrerer engverwandter Sippen unter Leitung eines älteren Hausvaters, der fast unumschränkte Gewalt ausübte: der griechische „Despot" ist wortwörtlich nichts als solch ein Hausvater, ein Haus-Herr. Bei den Südslawen, konservativen Dinariern, hat sich diese Hausgemeinschaft, die „Zadruga", bis in die 1880er Jahre erhalten. Bei der Auflösung der Zadrugen wurden die Holzhäuser mit der Säge auseinandergeschnitten. Der Hausälteste wechselte da zumeist jedes Jahr. Man arbeitete und aß gemeinsam, aber jedes Ehepaar hatte

seinen besonderen Schlafraum. Das Wesentliche war die Arbeitsteilung, so daß jeder nur tat, wozu er befähigt war; sie muß in die älteste Zeit zurückgehn. Das brachte denn schon sehr bald die Werkzeugherstellung, Töpferei, Weberei, Feldbau und Viehzucht auf eine höhere Stufe. Nicht mehr in Höhlen und Erdlöchern allein wohnte man, Zelte aus Fellen oder schon Hütten aus Stämmen, die man mit Lehmerde ausfugte, wurden gebaut. Gefahren und Sorgen verringerten sich. Die Kinder wuchsen zahlreicher heran als vorher. Der Einzelne bekam höheren Wert durch die besondere Fertigkeit, zu der er sich herangebildet hatte, durch seine Tüchtigkeit als Leiter des Gesamtwesens, und da kam man dazu, solchen Ausgezeichneten im Tode ein Grabmal zu geben, das ein Gedenkzeichen war. Man warf einen Hügel über dem Toten auf oder wälzte große Blöcke über die Stätte, gestaltete das Grab zu einem kleinen Haus oder baute eines aus Steinen darüber. Und es konnte gar nicht groß genug sein. So entstanden jene Megalithen („Große Steine"), die man überall findet, wohin die ersten Scharen aus dem Norden drangen.

Wieder wie bei den geschliffenen Steinen finden sich diese Megalithen am häufigsten im altdänischen Gebiet und bezeugen dieses als Ausstrahlpunkt. Nicht jedoch ist damit gesagt, daß alle diese Steinsetzungen nur von nordischen Menschen herrührten. Der Anstoß kam von ihnen. Aber wie ein Gerät sich weit über seine Erfinder hinaus ausbreiten kann, so konnte auch der Megalithenbau übernommen werden, vor allem noch gepflegt werden, als keine nordischen Menschen mehr am Orte waren. Darum wird man nicht erwarten dürfen, in jenen Gräbern nur nordische Gebeine zu finden. Nur kleine Scharen können in dieser Frühzeit in die Ferne gezogen sein, denn das Volk in der Heimat selbst war noch nicht so zahlreich. Sie kamen zu Land bis in die Alpen, wo die Pfahlbausiedelungen ihre Kultur haben, zu Meer aber die ganzen Küsten nach Süden entlang, hielten sich aber nahe daran, drangen zumeist nicht sehr weit ins Land ein. Die Megalithenbauten finden sich solcherweise von

Schonen und Dänemark die Küste der Nordsee entlang, auf den britischen Inseln, in Nord- und Westfrankreich, auf der Iberischen Halbinsel, in Nordafrika bis tief nach Ägypten hinein und nach Madagaskar hinunter, anderseits auf Rügen, in Mecklenburg, Polen, in der Krim, zerstreut in Vorderasien und Palästina, bis nach Indien, wo sie wieder häufiger sind, bis auf die Inseln des Stillen Ozeans und nach Japan.

Die hauptsächlichste Erscheinungsform der Megalithenbauten sind die Dolmen, Menhirs und Kromlechs. Bewundernswert ist die Aufrichtung dieser ungeheuren Steine. Das Volk hat sie denn auch sehr häufig den Riesen (Hünen) oder gar dem Teufel zugeschrieben. Dolmen nennt man die eigentlichen Grabmäler. Sie bestehn gewöhnlich aus Einzelkammern, die von zwei senkrecht gestellten Großsteinen und einem darübergelegten gebildet werden und, wenn die darum aufgehäuft gewesene Erde abgetragen ist, den Eindruck von ungeheuren Altartischen machen und auch als solche bezeichnet wurden. Menhirs sind aufrechtstehende einzelne Steine, einer allein oder mehrere zusammen, Kromlechs solche im Kreise gesetzt. Menhirs und Kromlechs sind weniger Grabmäler als Denksteine zur Erinnerung an bedeutende Ereignisse. Solche zu setzen, erhielt sich in Nordafrika noch lange im Brauch. So errichteten die berberischen Kabylen noch im 18. Jahrhundert bei einer Beratung einen Steinkreis; jeder Stamm stellte seinen Stein auf, wer den Vertrag brach, dessen Stein wurde umgestoßen. Nicht anders aufzufassen ist der Steinkreis, Gilgal im Hebräischen, der nachträglich und sagenhaft mit dem Durchzug der Juden durch den Jordan und mit der Einführung der Beschneidung verbunden wurde (Josua IV, V). Die berühmteste Steinsetzung ist der gewaltige Sonnentempel auf der Heide von Salisbury, der Stonehenge, den man jedoch schon in den Beginn der britischen Bronzezeit, um 2000 v. Chr., ansetzen muß. Er zeigt eine andere Bedeutung dieser Bauten. Oft sind natürlich Dolmen von Menhirs begleitet oder mit Kromlechs umgeben. Das ist auch bei den ältesten Kurganen der Fall, Hügel-

gräbern von erheblichen Ausmaßen, die eine besondere Form der Megalithenbauten darstellen. Diese finden sich in Südrußland und anschließend in ganz Sibirien, stammen jedoch nur in Westrußland noch aus der jüngeren Steinzeit. Im östlichen Rußland und in Sibirien wurden sie noch bis tief in die Metallzeit hinein errichtet, rühren dort aber gewiß zum Hauptteile von Völkern her, die nicht mehr unmittelbar mit den ersten Erbauern der Megalithen zusammenhängen.

Anders als bei dem Kjökkenmöddingermenschen hat man von den Erbauern der Megalithen zahlreiche Gerippe gefunden. Im altdänischen Gebiet und im anschließenden Südschweden sind dies geradezu nur nordische. In den andern Ländern jedoch enthielten die Gräber nicht nur die Gebeine von den Erfindern, sondern auch von jenen, die sich ihnen anschlossen, ihre Kultur übernahmen. Das waren im westlichen Europa die langschädeligen Cro-Magnon-Menschen und Mediterranen, im östlichen rundköpfige Menschen, in Afrika ebenfalls Mediterrane. Negergerippe fanden sich nicht. Danach wurden die Neger in die Kultur nicht mit einbezogen. Daß sie als Sklaven verwendet wurden, ist wahrscheinlich. Überall in den Megalithengräbern kommt der nordische Mensch vor, wodurch allein schon er als Träger der neolithischen Kultur erwiesen ist. Daß es aber der nordische Mensch in unserem Sinne war, der blondhaarige, weißhäutige, konnte noch in Zweifel gezogen werden. Diese Zweifel behoben die Gräber von Naqada in Ägypten, die Flinders Petrie seit 1894 aufdeckte. Da fand sich auch noch an mehreren Schädeln blondes und lichtbraunes Haar erhalten. Zwar wollten die Gegner der nordischen Rasse, darunter Virchow, die Blondheit des Haares auf den Einfluß der Lagerung zurückführen, aber an anderen Schädeln fand sich echt schwarzes Haar, das demnach unverfärbt geblieben war. Außerdem entsprachen die Gerippe und die Haarform als solche dem nordischen Typus. Hier bewahrheitete sich das Wort des Rembrandt-Deutschen von der blonden Locke, die ganze Folianten umstoßen könne. Die Gräber von Naqada gehören noch der neolithischen Kultur an, sie stammen etwa

aus dem 6. Jahrtausend, während man Menes und den Beginn der eigentlich ägyptischen Kultur ins 5. Jahrtausend setzt.

Wie nach Ägypten müssen blonde Scharen aber auch nach Nordafrika und Vorderasien gekommen sein. Wahrscheinlich auf sie sind die Blondlinge unter den Berbern, unter den Kabylen zumal, zurückzuführen, die da noch heute aufscheinen, eine Kunde von ihnen mag sich auch im Alten Testament erhalten haben, nicht nur in dem erwähnten Gilgal, sondern in den Worten Mosis über die Einnahme des Landes: „Höre, Israel, du wirst heute über den Jordan gehen, daß du hineinkommst, einzunehmen das Land der Völker, die größer und stärker sind denn du, ein groß hoch Volk, die Enakiter, die du kennst, von denen du auch gehöret hast: Wer kann wider die Kinder Enak bestehen?" Die Stelle spricht übrigens auch von den „großen Städten, vermauert bis in den Himmel". Sollte das nicht eine bloße Ausschmückung sein, so könnte man es darauf beziehen, daß jedenfalls schon in ältester Zeit von den urnordischen Völkern auch „Burgen" gebaut wurden, wohl nicht in der Heimat, aber im fremden Lande, wo es gelegentlich zum Ansturm von Feinden kommen konnte. Sicherlich wählte man vor allem Hügel und Felsen dazu. Die Gleichung litauisch pilis, griechisch polis, altindisch pur, alles „Burg" oder „Stadt", bezeugt Alter und Verbreitung der ältesten Burgen, deren es sehr wohl auch in Palästina geben konnte.

Schon in dieser ältesten Zeit der nordischen Aussendlinge macht sich eine Scheidung zwischen rein nordischem Wesen und mit Fremdblut durchmischtem geltend: in den nördlicheren Gräbern sind die Toten in sitzender Stellung beigesetzt, in den übrigen in hockender, und da hat man sie anfänglich gefesselt. Das kann nur darauf zurückgehn, daß der rein nordische Mensch den Verstorbenen als Schlafenden betrachtet, ihm darum eine bequeme Ruhestellung gibt — ein Schlaf freilich, woraus niemand wieder erwacht —, der Mischling jedoch seinen „Geist" fürchtet, der umgehn und ihm verderblich werden kann. Nur sehr viel lichtes Blut

nimmt den dunkleren Völkern ihr Grauen vor den Geistern der Toten und verfeinert es zu dem Seelenglauben, der in den höheren Religionen herrscht.

Die untere Grenze des Neolithikums ist in den verschiedenen Ländern sehr verschieden. Es endet in Mesopotamien und Ägypten schon um 5000 v. Chr., im nördlichen Europa und auf den britischen Inseln erst um 2000 v. Chr., in Amerika und Australien erst anderthalbtausend Jahre n. Chr. Kupfer und dann die Mischung von Kupfer und Zinn, die Bronze, haben die Waffen und Geräte aus Stein ersetzt, natürlich nicht auf einmal und nicht völlig, später das Eisen. Das Kupfer wurde in Europa schon in der neolithischen Zeit verwendet, was durch Funde von Kupfersachen und den Gußformen dafür bezeugt ist. Sein Name ist im lateinischen aes, gotischen aiz, altindischen ajas erhalten, was ursprünglich nur „Metall" im allgemeinen bezeichnet haben kann, das einzige, das man kannte. Die frühere Meinung, das Kupfer sei aus Asien gekommen, hat insbesondere Matthäus Much in seinem Werke „Die Kupferzeit in Europa" (Jena, 2. Aufl. 1893) widerlegt. Dagegen kam die Bronze zweifellos aus Vorderasien und Mesopotamien. Dort muß man zuerst das rote Erz, das man auch hier fand, gediegen und in Gesteinen, mit dem weißen, das namentlich zwischen Ural und Altai häufig vorkam, verschmelzen gelernt haben, vielleicht auch genügten schon zinnhältige Gesteine zur Erfindung der Bronze. Auch diese Tat ist einzig und allein dem nordischen Blute zuzuweisen. Denn Jahrtausende vorher gab es in Mesopotamien und Vorderasien andere Völker, die von selbst darauf kommen konnten; vor der Ankunft der Megalithenerbauer kam es jedoch nirgends dazu. Daß dann Mischlinge — die kurzköpfigen, hochgewachsenen, großnasigen „Dinarier" — die Bronze nach Europa überführten, beweist nichts dagegen. Und der Name Urud, den die Sumerer dem Kupfer gaben und der besonders in die slawischen Sprachen übergegangen ist — rud bedeutet dort Erz schlechthin —, bezeugt, daß jene Aussendlinge wenigstens zu Anfang auch noch ihre heimatliche indogermanische Sprache sprachen.

Denn die Bezeichnung hängt offenkundig mit der „roten“ Farbe des Kupfers zusammen; die indogermanische Urform für „rot“ ist reudh. Der Streit über die Herkunft der Bronzekultur löst sich hiermit: wohl wurde die Bronze in fremden Ländern erfunden, aber von Menschen nordischen Blutes, sei es noch reinen oder schon etwas vermischten, und nur der nordische Blutteil gab ihnen die dazu nötige Geisteskraft.

Die Ägypter

Die Errungenschaften, mit denen die nordischen Scharen in die Ferne zogen, waren zum Teil stoffliche wie Werkzeuge, Weberei, Töpferei, Haus- und Grabbauten, zum andern Teil geistige: Sprache, Vorstellungen von Himmel und Erde. Überall, wo man Megalithenbauten antrifft, hat man unmittelbaren oder mittelbaren Einfluß nordischer Stämme anzunehmen, ingleichen aber bezeugt sich ein solcher in den Sprachen und Religionen. Ein einziges Wort kann oft viel besagen. Wenn im Hindustani die Stiefel „buts" heißen, so weist das auf englische Herkunft des Wortes und der Sache, ebenso im Deutschen das Wort Kimono auf japanische. Ohne Beziehung der beiden Völker ist ein Auftreten von Fremdwörtern in einer Sprache unmöglich. Je weiter wir in die Vorzeit zurückgehn, um so bedeutungsvoller werden solche Zeugnisse. Ebenso steht es mit den Religionen. Wo wir den christlichen Kruzifixus finden, sind Christen gewesen. Das wird für unsere Zeiten ohne weiteres zugegeben, aber daß überall, wo man die Sonne als Gott verehrt, der geboren wird, nordische Menschen gewesen sein müssen, bleibt unbeachtet, obwohl schon Dupuy und Volney im 18. Jahrhundert darauf hinwiesen.

Sumer und Ägypten streiten um den Vorrang, die ersten höheren Kulturen entwickelt zu haben. Beide liegen am äußersten Rande bewohnbaren Gebietes, Sumer am Persischen Meerbusen, Ägypten an der Wüste. Nur die allertüchtigsten Scharen können so weit gedrungen sein. Als sie dann ihrem Wikingerstreben nach immer neuen Möglichkeiten ein Ziel gesetzt sahen, wirkte sich ihre Begabung in Staatengründung und andern Schöpfungen aus. Das erklärt, warum jene ersten hohen Kulturen nicht in der Heimat, sondern gerade in weitester Ferne davon entstanden. Rein geschichtlich können wir Sumerer wie Ägypter nur bis um 3000 v. Chr. zurückverfolgen, aber die Ägypter schreiben sich eine um mehrere Jahrtausende ältere Kultur zu und können davon sehr wohl noch Kunde gehabt haben.

Gewiß ist auch die Geschichte Ägyptens mit ihren Zeiten des Verfalls und der neuen Blüte nur durch das Verebben und die Erneuerung des nordischen Blutes in der Herren- und Kulturträgergeschichte zu verstehn, aber die Nachrichten, zumal die für die älteste Zeit, sind sehr unvollständig. Daß die Perser, die eine Zeitlang Ägypten beherrschten, und dann insbesondere die Ptolemäer und ihre Makedonen blond waren, ist allerdings sicher. Aber auch in ältester Zeit darf man die Erbauer der Megalithen nicht als einzige und kurze Welle von blonden Schwärmen betrachten, vielmehr sehen wir in der nächsten Nachbarschaft der Ägypter, in der Kyrenaïka (jetzt Barka), das große und starke Reich der „weißen Libyer", das — bei damals günstigeren Pflanzenwuchsverhältnissen — weit gegen die Wüste vorgeschoben war. Später wurde Ägypten durch zwei Jahrhunderte von libyschen Dynastien beherrscht. Daß aber gerade in frühester Zeit die Ägypter mit den weißen Libyern aufs engste verbunden waren, ersieht man so deutlich, daß Eduard Meyer in seiner überaus wertvollen „Geschichte des Altertums" (Berlin, 2. Aufl. 1907 ff.) annehmen kann, „ihre Vorfahren oder wenigstens das in Ägypten zur Herrschaft gelangte Element seien ein ursprünglich von seinen westlichen Nachbarn kaum verschiedener libyscher Stamm gewesen, der in das Niltal eindrang."

Die weißen Libyer waren ein weißhäutiges, blauäugiges Volk von ganz europäischer Gestalt und Gesichtsbildung. Das bezeugen die ägyptischen Darstellungen. Ihr Haar wird bald blond, bald braun und selbst schwarz wiedergegeben. Ein reines Blondvolk werden sie ebensowenig gewesen sein wie die Erbauer der Megalithen in Ägypten, unter denen sich ja auch schwarzhaarige fanden. Auch werden der Herren nur wenige gewesen sein. Die unteren Schichten bestanden sicherlich aus Mittelmeerischen von der Art der heutigen Berber. Und mit solchen haben wir uns überhaupt den ganzen Norden Afrikas in jener Zeit bevölkert zu denken: schon etwas aufgehellten Mischlingen zwischen den urtümlichen Mediterranen und den eingedrungenen Norden. Durchnegert wurde diese Bevölkerung erst in späterer Zeit, als nordische Herren-

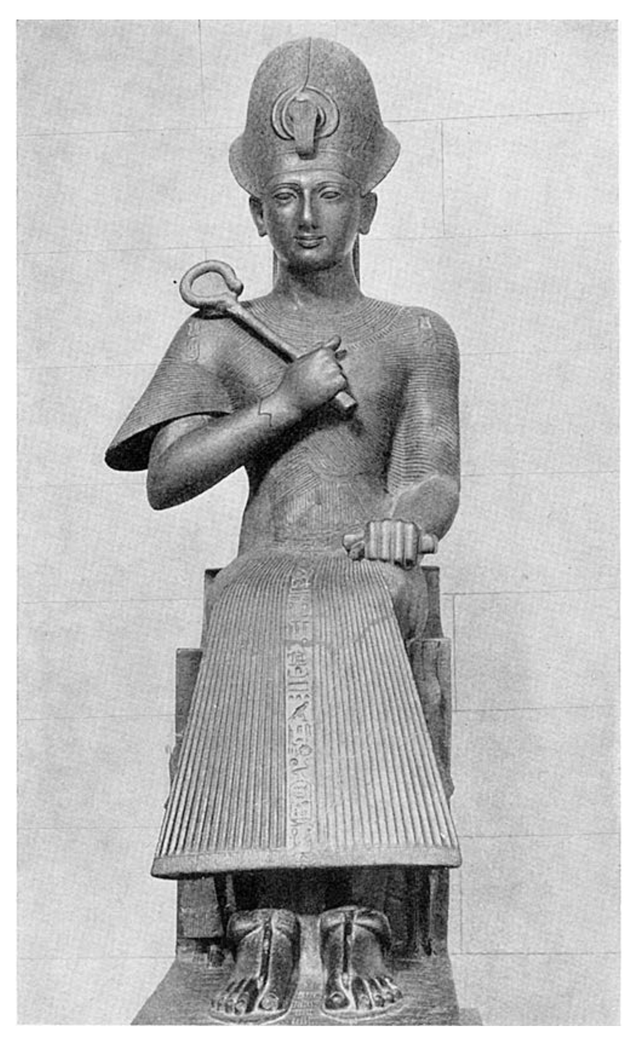
stämme schon weit nach Süden vorgedrungen waren und der Neger als Handelsware oder als Heervolk dieser nordischen Herren nach Norden geführt wurde. Dem Äußern nach überwog bei den weißen Libyern gewiß das Nordische, ebenso im Geistigen, denn sie waren tapfere Krieger, aber ihre Sprache scheint eine berberische gewesen zu sein, und sie übten die Beschneidung, die den nordischen Stämmen fremd und sogar widerlich ist. Von ihnen übernahmen sie die Ägypter, wenigstens für ihre Priesterschaft.

Da die Ägypter die weißen Libyer von sich unterschieden, können sie, auch in ihren Herren, nicht so licht gewesen sein wie diese. Sie müssen sich schon in ältester Zeit mit der Vorbevölkerung verbunden haben, und so bildete sich eine breitere Herrenschichte heraus, die hauptsächlich aus Mischlingen etwa von der Art der südlichen Italiener bestand. Die heiße Sonne gab den Männern, die bis auf den Lendenschurz nackt gingen, eine braunrote, fast indianische Farbe; die Frauen, die sich in den Häusern hielten, blieben blaßgelb. So stellen die Ägypter ihre höheren Kreise durch viele Jahrhunderte dar, während sie den tieferen Schichten zu weniger edeln, kulpigeren Gesichtern viel tiefere Bräunung geben. Von der 18. Dynastie, von 1550 an erscheinen jedoch auch die Frauen zumeist rotbraun. Die Darstellung ist übrigens ganz stereotyp, so daß sie für den Einzelnen nichts besagt. Die Rassenverhältnisse im alten Ägypten waren ähnliche wie im Japan der Ritterzeit: eine lichtere, edelgesichtige Herrenschichte, die den japanischen Samurais entsprach, und eine breite Masse von Bürgern aller Berufe mit nicht so heller Haut, gröberen, mehr verquollenen Gesichtern. Man denke einerseit an die Statue des jugendlichen Ramses II. mit den feinen, unbedingt vornehmen Zügen und an jene des „Dorfschulzen“ mit der Fettleibigkeit, dem dicken, breiten Gesicht, der zu kurzen Nase. Dazwischen der „Schreiber“ mit dem zwar etwas breiten, aber sonst ganz nordischen Gesicht.

Die Sprache der Ägypter war in den Hieroglyphen verborgen, bis Champollion (seit 1822) ihre Entzifferung gelang. Sie lebte im Koptischen noch bis ins 17. Jahrhundert

fort, und dieses auch ermöglicht in vielen Fällen, auf die Lautung der ägyptischen Worte zurückzuschließen; denn das Ägyptische schreibt nur die Mitlauter. Das eigentliche Ägyptische bestand nur bis in die Römerzeit hinein und war zuletzt zur bloßen Kult- und Gelehrtensprache geworden, die das „Volk“ nicht mehr verstand. Man hat Verwandtschaften zwischen ihm und den semitischen Sprachen, den ostafrikanischen der Bischari, Galla, Somali und den nordafrikanischen der Berber festgestellt. Das war nicht anders zu erwarten. Den Grundstock mußten die afrikanischen Sprachen der Masse des Volkes bilden, Einfluß durch die semitischen Sprachen war naturgegeben, aber es war auch möglich, daß manche Gemeinsamkeiten zwischen dem Semitischen und dem Ägyptischen nicht auf Übernahme beruhen, sondern Urgut aus der nordischen Herrenschichte sind, die beide Völker hatten. So entspricht dem Wort ’dn „Ohr“ nicht nur das semitische ozn, sondern auch das indogermanische ousn, den Fürwörtern wj „ich“, tw „du“, sw „er“, sj „sie“ nicht nur semitisches an]i, an]ta, hu, hi, sondern auch griechisches und lateinisches ego, sy-tu, ho und hē (vgl. niederdeutsches und englisches he „er“), dem Zeitwort mwt „sterben“ nicht nur semitisches maut „Tod“, sondern auch persisches murdan „sterben“, lateinisches mors, deutsches „Mord“. Anderseit sind Worte wie j‘h „Mond“, k’m „Garten“ offenkundig dem Semitischen entlehnt: jarêach, kerem. Die Erforschung des Ägyptischen in dieser Hinsicht steht erst in den Anfängen. Das „Vergleichende indogermanisch-semitische Wörterbuch“ des Dänen Hermann Möller (1911) bezieht aber doch schon das Ägyptische mit ein.

Besonders wichtig sind die ausschließlicher indogermanich-ägyptischen Gleichungen wie ’t „Vater“, gotisch atta gegen semitisch ab, mwt deutsch „Mutter“, griechisch mêtêr slawisch mati gegen semitisch êm und umm, sw „Sohn“, altdeutsch sun, slawisch sin gegen semitisch ben und ibn, ’trw „Wasser“, „Strom“ (nach koptischem ior jotru zu sprechen), altdeutsch watar, griechisch hydôr gegen semitisch majim. Das Wort schoine — von sku „be-



König Ramses II. von Ägypten
(um 1300 v. Chr.)

Phot. F. Bruckmann, München

decken" — kommt in derselben Form und Bedeutung im Deutschen vor: „Scheune", woneben hier noch „Scheuer" und „Schuh" von derselben Wurzel. Hermann Möller schon hat die engere Beziehung des Ägyptischen zum Westindogermanischen, zu den europäischen Sprachen erkannt, während die ostindogermanischen, das Indische und Persische, ferner stehn, und so vermutet, die Ägypter seien über die Straße von Gibraltar gekommen. Wenn man einmal den Gedanken weiter verfolgt, wird sich wohl noch manches Merksame finden lassen. Aber dies wenige schon zeigt, daß nordisches Blut in Altägypten gewaltet haben muß.

Auch in der ägyptischen Religion ist nordisches Gut noch durchsichtig, wenngleich die frühe und starke Durchmischung der Herren mit der dunkleren Vorbevölkerung zur Erstarrung der ursprünglichen Vorstellungen und Gedanken geführt hat. Zahllose Ortgottheiten haben ganz die Stellungen der katholischen Ortheiligen von heute, selbst Hauptgottheiten werden zu solchen, wie Maria an jedem Gnadenorte eine besondere ist, die Einheit der Gestalten dem Volke vielfach schon abhanden kam. Die ganze Einrichtung der ägyptischen Priesterschaft mit ihren rein äußerlichen Gesetzen zeigt Ähnlichkeiten mit dem Katholizismus der südlichen Länder. Die höchsten Priester mögen über den allgemeinen Fetischismus und Aberglauben so nüchtern gedacht haben wie die Renaissancepäpste: Mittel, an der Herrschaft zu bleiben. Vielleicht sogar haben sich unter ihnen die Kenntnisse der ursprünglichen Beziehung der Götterlehre auf den Sternenhimmel und den Sonnenlauf erhalten. Jedenfalls galten sie stets als Sternkundige und mochten im übrigen auch durch manche alte Götternamen daran erinnert werden. Denn Re, der oberste Gott, ist einfach „Sonne", wie im Griechischen Helios, Nut, die Himmelsgöttin, einfach Stadt, d. i. Himmelsburg, Isis „Sitz", nämlich der Sonne. Wenn ein Monat Mesu-Re, „Geburt der Sonne", heißt, bezeugt sich schon dadurch, daß die Menschen, die ihm diesen Namen gegeben haben, aus dem Norden stammten, wo allein die Sonne geboren wird. Aber der Monat hat sich im Laufe der Zeit ver-

schoben, weil er nicht durch die wirkliche Geburt der Sonne an einem kürzesten Tag, der sich hier nicht deutlich abhob, bestimmt und festgelegt war.

In der ältesten Zeit verehrten die ägyptischen Könige als obersten Gott Horus; daß er ein Sonnengott ist, war noch den Griechen klar, die seine Stadt Edfu in Apollinopolis (= Stadt des Lichtgottes Apollo) übersetzten. Man vergleiche mit seinem Namen das altiranische chwâr, persische chor, „Sonne", das man sonst noch im altindischen swar und surja, „Sonne", im altslawischen Sonnengott Swarog findet. Er wird von einer Kuh geboren, von dem „Haus des Hor", Hat-Hor, was deutlich auf den Himmel verweist, zugleich aber auf die Zeit zwischen etwa 8700 und 6500 v. Chr., wo der Monat des Stiers der der Geburt der Sonne war; der Geschlechtwechsel ist natürlich. Damals brauchen die Ägypter noch nicht in Ägypten gesessen zu haben; die Vorstellung kann aus viel früherer Zeit stammen. (Sprechen doch auch wir noch von Wendekreisen des Krebses und des Steinbocks wie im Widderzeitalter, während die Sonnenwenden jetzt, im Zeitalter der Fische, im Schützen und in den Zwillingen stattfinden.) Die „Horusverehrer" lebten als „selige Tote" in der ägyptischen Religion bis in die späteste Zeit fort. Manetho, Priester in Heliopolis, der im 3. Jahrhundert v. Chr. über die Geschichte seines Volkes schrieb und sehr gut unterrichtet gewesen sein muß, gibt den Horusverehrern 5813 Jahre vor König Menes, wonach dieser um 2900 v. Chr. (8700—5813 = 2887) auf den Thron kam. Damit stimmen unsere Ägyptologen gut überein, die Menes jedenfalls vor 2700 ansetzen.

Wenn wir auch die späteren nordischen Stämme mehr mit den Westeuropäern verbunden sehen, konnte es doch sein, daß der erste Stamm, der die Sonne Hor nannte, aus dem östlichen Gebiete kam. Der Name, womit sich die Ägypter selbst heißen, Romet, d. i. „Menschen", scheint ingleichen einer ostindogermanischen, im engeren Sinne arischen Welle anzugehören. Denn ebenso nennen sich die aus Indien stammenden Zigeuner. Diese Drawida werden nur den Namen

ihrer ersten Herren tragen, die noch vor den Indern ins Land kamen. Da erhält denn Herodots etwas fabelhaft eingekleidete Nachricht einige Wahrscheinlichkeit, nicht die Ägypter seien das älteste Volk im Lande gewesen, sondern die Phryger. Das wäre ein Volk aus Vorderasien, das die Küste entlang gezogen sein konnte, wie später die Hyksos. Außerdem gab es noch einen dritten Weg: den übers Meer. Und auch den mögen vor den „Seevölkern" schon andere Scharen genommen haben. Ägypten war offenkundig ein wegen seiner Fruchtbarkeit vielbegehrtes Ziel. Aber seine Kultur war so gefestigt, daß sie durch die neuen Eroberer keine wesentliche Änderung erfuhr, nur eine Neubelebung. Freilich mag es bei seinen „Renaissancen", die wir beobachten können, auch schon ähnlich gewesen sein wie bei der italienischen: daß nämlich verwandte Stämme die ältere Kultur in verwandtem Sinne erneuerten.

Ägypten vor König Menes muß in seinen staatlichen Einrichtungen noch ein unvermischt nordischer Freibauernstaat gewesen sein. Daran erinnert das Fest des Feldbehackens, wobei der König im vollen Schmuck seiner Würde die Harke führt. Der Freibauer war der Adelige, Besitzer und Bebauer des Landes und zugleich sein Verteidiger als Gefolgsmanne des Fürsten. Diese Bedeutung hat „Bonde" im Skandinavischen, diese „Gibor" in der israelitischen Königzeit. Dasselbe hat „Ser" im Ägyptischen zum Inhalt. Aber schon in der Dynastie König Menes' ist das Freibauerntum dem Beamtentum gewichen. Die Entwickelung dazu liegt Jahrhunderte zurück, über die wir keine Nachrichten haben. Denn schon zu Anfang der geschichtlichen Zeit sind eine Menge Ämter mit allen möglichen Titeln eingerichtet und nicht mehr an die Herkunft aus dem Adel gebunden, und der König ist nicht mehr „Erster unter Gleichen", sondern Pharao, d. i. „hohes Haus", und fleischgewordener Horus. Eine Zeitlang besteht das Freibauerntum noch daneben fort, dann kommt es zur Ausbildung eines Titularadels und Herabdrückung der Bauern zum Fronvolk, Zeugnis dafür, daß sich alle rassische Kraft in den höheren Ständen gesammelt hat.

In all dieser Zeit war Ägypten mächtig, konnte es die Libyer, die Nubier, die Asiaten, die von Norden drohenden Tamehu — die vorgriechischen Herren der Inseln — zurückweisen, besiegen, zum Teil sogar unterwerfen. Handel und Industrie blühten. Baukunst, Bildhauerei, Dichtkunst verfeinerten sich. Aber schöpferisch sind diese Ägypter nicht mehr. Die Großtaten ihrer Kultur, die Staatgründung, die Ausbildung der Hieroglyphenschrift, die Festlegung der Künste und aller damaligen Wissenszweige geschahen lange vor König Menes. Alles ist schon hier nur Überlieferung und im besten Falle Vervollkommnung im einzelnen. Nicht mehr mit freiem Haar, das der Mann kurz, die Frau lang trug, geht man — das ist jetzt „bäurisch" —, sondern in schwarzer Perücke, als schäme man sich, nicht so schwarz zu sein wie die Allgemeinheit. Man hat an den Königsmumien zumeist braunes Haar gefunden, aber die Königin Herep-Heres II. (um 3800 v. Chr.), die Enkelin des Königs Cheops, des Erbauers der großen Pyramide, fand man in ihrem 1930 eröffneten Grabe mit großem blondem Haarbausch, mit heller Haut und hellen Augen abgebildet, und die Königin Nitokris, die letzte der sechsten Dynastie, wird ausdrücklich rosig und blond und dabei echte Ägypterin genannt (flavo colore et rubris genis beim armenischen Eusebius, der Manetho überliefert). Es mag sein, daß in den ersten fünfhundert Jahren nach Menes noch manchmal nordische Blondheit aufschien. Zugleich dogmatisiert sich der Sonnenglaube. Re, die Sonne — nicht mehr Hor, der aber alsbald mit ihm vereint wird —, ist der Allgott, die Herrscher sind seine Söhne und verpflichtet, ihm jeder ein Heiligtum zu bauen. Es kommt zur Zersplitterung des Reiches in Gaufürstentümer. Eine Dynastie aus dem Süden, aus Theben, wo sich das Herrentum im Gegensatz zu dem dunkleren „Volke" reiner erhalten haben mochte, eint das Reich wieder und bringt ihm seit 1960 — unter Amenemhet I., Sesostris I., II. und III. — eine neue Blüte im Innern und siegreiche Feldzüge. Das Gaufürstentum wird gebrochen; der König belehnt seine Getreuen. Dadurch, daß er sich schon bei Lebzeiten seinen Mit-

herrscher wählt, schafft er eine gewisse Stetigkeit, aber nur etwa zwei Jahrhunderte währt der Aufschwung, dann verfällt die Ordnung, und Ägypten wird eine Beute der Hyksos.

Die Hyksos herrschten in Ägypten von 1680 bis 1580 vor Christus. Sie werden nur die „Verruchten" genannt. Manetho berichtet, sie hätten die Städte in Brand gesteckt, die Tempel zerstört, viele Menschen erschlagen oder in Knechtschaft geführt. Ihren Namen erklärt er als Hirtenkönige (hqa sos), aber das mag Volksetymologie sein, eher kommt er von dem Titel hqa hasut, „Fürst der Fremdlande", her, den ihre Könige in Ägypten führten. Herodot spricht von einem „Hirten" Philitios, und das weist auf eine andere Überlieferung, wonach die Hyksos zu den Philistern gehören. Ein Volk aus Vorderasien waren sie gewiß. Sie hatten einen fremden Gott, der von den Ägyptern Seth genannt wurde, später auch mit dem semitischen Namen Baal, ihre Fürsten trugen bald ägyptische, bald semitische, bald fremde Namen, die man weder genau zu lauten noch zu erklären vermag. Wie die ägyptischen Namen in Ägypten, haben sie die semitischen zweifellos in Palästina angenommen, das sie auch von Ägypten aus noch beherrschten. Semiten waren sie nicht, wenn auch solche als Heervolk mitgekommen sein können. Am wahrscheinlichsten ist, daß sie Aussendlinge der Hetthiter waren, die damals auf dem Gipfel ihrer ersten Entfaltung standen. Philister wie Hetthiter waren in ihren Herren, nach den ägyptischen Darstellungen, blond. Die Bedeutung der Hyksos für Ägypten ist nicht ihre Herrschaft, sondern daß sie seinen höchsten Ständen neuerlich lichtes Blut zuführten. Denn zweifellos gingen viele von ihnen in den Ägyptern auf, wie denn ihre Könige sich alsbald ganz und gar dem ägyptischen Brauche anbequemten, ägyptische Namen führten, ägyptischen Göttern dienten.

Dennoch wurde ihre Herrschaft als fremdes Joch empfunden, und im Gegensatz zu ihr sammelte sich die beste Kraft des Volkes, wieder im Süden, in Theben. Von dort aus wird ihre Macht gebrochen und bis nach Südpalästina zurückgedrängt. Starke Könige wie Amosis, der Vertreiber

der Hyksos, Amenophis I., Thutmosis I. und III., erstanden jetzt. Ägypten ward die Vormacht in Vorderasien; seine Heere drangen bis Syrien und Nordmesopotamien, bis ins Mitaniland vor. Das verloren gewesene Nubien wurde wieder erobert. Mit ganz Vorderasien stand Ägypten in Beziehung, wie der Fund der Briefe von Tell-Amarna bezeugt; seine Waren nahmen ihren Weg in alle Mittelmeerländer. Wieder blühten Baukunst und Dichtkunst.

Mit den Beziehungen zu den fremden Ländern und den ausländischen Prinzessinnen, die in den königlichen Harem kamen, drangen fremde Einflüsse ein, ja, Amenophis IV., der „Ketzerkönig", war vielleicht der Sohn eben jener Giluchipa, der Schwester des arischen Mitanikönigs Duschratta, die Amenophis III. unter seinen Gemahlinnen hatte. Er selbst war mit Taduchipa, einer Tochter Duschrattas, vermählt und muß sie zur Hauptfrau gehabt haben. Denn immer wieder ließ er sich mit ihr und seinen Kindern in zärtlichem Familienleben abbilden. Amenophis IV., selbst halber Arier oder doch von der Art seiner arischen Gemahlin in seinem nordischen Blutteil gestützt, setzte dem völlig erstarrten Sonnenglauben des Re-Dienstes einen lebendigen Sonnenglauben unter dem Namen Aton entgegen. Aton heißt zwar auch Sonne wie Re, doch in der Lehre wird oft der Name Wesenheit. Amenophis nannte sich fortan Echenaton, „Sonnenabglanz". Schon einmal hatte der Sonnendienst den Namen des Gottes gewechselt, damals jedoch waren Horus und Re einen Ausgleich eingegangen, ebenso war der Re-Dienst mit dem Amon-Dienst verschmolzen worden. Jetzt aber erhob sich, sowie Echenaton tot war — er starb um 1360 v. Chr. —, die Priesterschaft gegen die Neuerung, und Tutenchaton, der Sohn des Verketzerten, mußte zum Amon-Re-Glauben zurückkehren und sich Tutenchamon nennen. Er starb jung. Sein reiches Grab wurde 1922 aufgedeckt.

Zum mindesten schon unter Tutenchamon bestand ein Rasseministerium mit geradezu vorbildlichen Einrichtungen, worüber man in seinem Grabe nähere Aufschlüsse entdeckte. Um dem Volke einen hochwertigen Führerstand zu erhalten,

war es ermöglicht, daß, ganz wie es Plato in seinem „Staate" vorsieht, die besten Männer und besten Frauen eine Zeitehe allein zum Zwecke der Kindererzeugung eingehn konnten. Großartige Heime für die Ehepaare selbst, die Schwangeren, die stillenden Mütter, die Kinder waren da. Gedanken waren hier verwirklicht, wie sie in Zeiten der Rassenot fast immer als letzte Rettung erscheinen. Willibald Hentschel und seine Jünger kämpfen darum für die Mittgartehe, die auch eine solche Zeitehe ist und es ermöglichen soll, daß ein wertvoller Mann mit mehreren Frauen, nicht nur mit einer, Kinder habe, diesen sein Edelblut mitteile. Es ist noch nicht festgestellt, wie lange sich das Rasseministerium in Ägypten erhielt. Daß damals noch (oder vielmehr wieder) ein erheblicher Teil der obersten Kreise nordisch war, ersieht man daraus, daß mehrere der sieben Toten, die mit Tutenchamon bestattet waren, blondes Haar hatten.

Mittlerweile erstarkten die zurückgedrängten Hetthiter aufs neue und dehnten ihre Herrschaft wieder bis an die Grenze Ägyptens aus. Ihnen begegneten Sethos I. und Ramses II. in langwierigen Kriegen, die Palästina im Besitz der Ägypter beließen. Aber nach der blutigen Schlacht von Kadesch (1298) kam es zum Vergleich, zum Schutz- und Trutzbündnis zwischen den Feinden, und Ramses II. vermählte sich mit einer Hetthiterprinzessin. Während der Hetthiter Chattuschil blond dargestellt ist, hat Ramses II. die übliche Färbung, seine Bildnisse aber und seine Mumie zeigen, daß er nach Gesichtschnitt und Gestalt dem nordischen Typus gleichwohl sehr nahe stand. Er war hochgewachsen, langköpfig, hatte schmales Gesicht, schöne, gebogene, feinrückige Nase, nur etwas niedrigen Schädel, also wohl mediterranen Einschlag, der auch seine Färbung bestimmt haben mag.

Trotz diesen kräftigen Fürsten machte sich in Ägypten immer mehr der Rasseverfall geltend. Blonde Nordvölker schwärmten an und verbündeten sich zeitweise mit den verwandten Libyern: die Lykier werden schon in den Amarnabriefen genannt, später die Turscha (Tyrsener-Etrusker), die Kreter, Philister, Sarden, Teukrer, Sagalassier, Danaer,

Achäer. Ihren nordischen Typus bezeugen die ägyptischen Darstellungen, aber auch die Mumie eines Turscha, offenbar eines Statthalters in ägyptischen Diensten, an dessen Schädel unter der schwarzen Perücke noch die blonden Locken erhalten waren. Gegen diese „Seevölker" kämpfen die Ägypter, sie besiegen sie in verschiedenen Schlachten, aber müssen sie doch in ihr Land aufnehmen und machen sie zu dessen Wächtern. Scheschonk I., um 940, der Sesonchis der Griechen und Sisak der Bibel, wird der erste König einer libyschen Dynastie, ein glücklicher Feldherr, der Jerusalem erobert und aus dessen Tempel und Königspalast viele Schätze entführt. Von jetzt an kommt Ägypten immer wieder unter Fremdherrschaft. Zwar die „äthiopischen" Könige von Napata, die von 735 bis 685 so gut wie ganz Ägypten beherrschten, waren wohl nicht Nubier, sondern thebanische Priester; sie traten gegen die „Fremden" als Verfechter des wahren Ägyptertums auf. Aber Psammetich I. konnte doch nur mit Hilfe jonisch-karischer Söldner die äußeren und inneren Feinde besiegen. Die Jonier und Karer siedelte er in einem besonderen Gau an. „Er vertraute ihnen sogar ägyptische Knaben an, damit sie diesen die hellenische Sprache beibrächten", meldet Herodot. Amasis (569—526) räumte den Griechen Naukratis ein. Anderseit aber suchte man das ägyptische Altertum zu beleben, altertümelte in Bildnerei, Dichtkunst und selbst in den Titeln — ein Zeichen, daß man vom alten Ägypten schon weit entfernt war. Aischylos läßt denn auch (um 480) in seinen „Schutzflehenden" Ägypterinnen eine „dunkle sonnverbrannte Schar" sein und stellt sie den weißen Griechinnen gegenüber, so daß, als sie sich auf ihre griechische Herkunft durch ihre Ahnin Jo berufen, der König von Argos ihnen erwidert:

Unglaublich klingt es meinem Ohr, ihr fremden Fraun,
Daß euer Stamm hier Argos' Blut entsprossen sei.
Denn eher gleicht ihr Frauen, die in Libya,
Nicht solchen, die in diesem Lande heimisch sind.
Die Flut des Niles nährte wohl ein solch Geschlecht.

Auch gleicht ihr Inderfrauen, die auf lebender
Kamele Rücken, hört' ich einst, unstet das Land
Durchziehen längs den Marken Äthiopiens.

Die zu Schiff sie verfolgenden Ägypter sind „verruchte Schwarze"; „ihre dunkelen Gestalten schimmern aus den weißen Hemden vor." Herodot nennt, dreißig Jahre später, die Ägypter, die er in ihrem eigenen Lande sah, „braunhäutig und kraushaarig", also stark durchnegert. Die Bildnisse, die man im Fajum unterm Wüstensande gefunden hat, von Griechen in geschmolzenen Wachsfarben gemalt, stimmen damit überein: etwas aufgehellte, gelbhäutige Mediterrane mit schwarzen, oft schon negerischen Haaren, geschwärzten Brauen und Wimpern, großen mandelförmigen Augen von hell- oder dunkelbrauner Farbe, manche, zumal Männer, schon wie Nubier und Araber von heute.

Im Jahre 568 zog der Assyrer Nebukadnezar in Ägypten ein und zwang es, auf Palästina ganz zu verzichten, im Jahre 525 machte sich der Perser Kambyses zum Herrn des Landes, beließ ihm aber seine Einrichtungen. Dareios förderte den Handel und ließ den Kanal vom Nil zum Roten Meere vollenden, der unter Psammetichs Nachfolger Necho begonnen worden war. Trotzdem erhoben sich Aufstände gegen die Perser; deren Führer jedoch waren schon zum Teil Griechen. Nur von 400 bis 343 v. Chr., als die Macht der Perser schon im Verfall war, hatte Ägypten noch einmal einheimische Könige oder doch Gegenkönige, dann eroberten es die Perser unter Ochos zurück, und 332 nahm es Alexander der Große kampflos in Besitz. An der nun folgenden Kultur haben die Ägypter nur ganz geringen Anteil. Sie ist makedonisch-griechisch.

Die letzten Erben der ägyptischen Kultur waren die christianisierten Kopten schon sehr dunkler Färbung, die die altägyptischen Schriftzeichen durch die aus dem griechischen Alphabet entnommene koptische Schrift ersetzten.

Die Ägypter von heute sind ein tief braunes Volk, worin nur hier und da noch ein blonderer Typus erscheint, Nachkomme irgendeiner blonden Volkschaft älterer Zeiten.

Die Sumerer

Wenn auch Ägypten und Sumer ungefähr gleichzeitig in die eigentliche Geschichte eintreten, um 3000 v. Chr., gibt es zwischen ihnen doch, soviel man bis jetzt sieht, keine Beziehungen. Was bei ihnen übereinstimmt, namentlich in der Götter- und Gestirnlehre, haben sie eben aus der gemeinsamen Urheimat mitgebracht. Ihre Schrift erfanden die Sumerer selbständig. Es ist die Keilschrift, die dann die Babylonier und Assyrer für ihre semitischen Sprachen, aber auch die Meder und Perser für ihre arischen übernahmen. Sie schrieben zuerst in Ideogrammen (Bildzeichen), wie noch heute die Chinesen, gingen aber schon in vorgeschichtlicher Zeit zur Silbenschrift über, ohne doch die Ideogramme ganz aufzugeben. Da jedes Silbenzeichen mehrere Lesungen gestattet, ist es oft schwierig, die Lautung festzustellen. Entziffert wurde die Keilschrift von Grotefend (1815).

Ursprünglich müssen die Sumerer ganz Mesopotamien innegehabt haben, aber schon in frühgeschichtlicher Zeit herrschen im Norden die semitischen Akkader. Den Sumerern gehört nur der südliche Teil. Die religiösen Vorstellungen der Sumerer, die ja von den Gestirnen bestimmt werden, gehn auf die Zeit zurück, wo die Frühlingsgleiche im Sternbild der Zwillinge stattfand, das ist die Zeit zwischen 6540 und 4380 v. Chr. Das wurde schon von anderen erkannt, nicht beachtet jedoch wurde, wie mir scheint, daß damals die Sonne von den „Fischen" geboren ward und eben darum der Fischmensch Oannes, von dem noch der späte Berosos, Priester des Bel in Babylon, berichtet, in der sumerischen Legende die Rolle des Sonnenheilands und Lehrers der Menschheit spielt. Er ist, als Bringer des Lichtes, die Gleichgestalt zu dem griechischen Prometheus, der bei Aischylos von sich sagt, er habe die Menschen sich ihres Geistes bewußt gemacht, sie alle Künste, alle Kenntnisse und den Götterglauben gelehrt. Oannes, sumerisch Eanna, bedeutet „Himmelshaus", setzt also den Vater für den Sohn ein, die ja als einander gleich gelten. Als echte Verkörperlichung der Sonne

verkehrt er nur tags mit den Menschen, verschwindet mit Sonnenuntergang und lebt nachts im Meer. Die Verbindung von Fisch und Mensch deutet vielleicht darauf hin, daß diese Fassung der Sage der Zeit des Übergangs von den Fischen zum Wassermann entstammt, also nahe an 4380 v. Chr. oder schon danach liegt. Denn solche Übergänge wurden gewöhnlich durch Verschmelzung der zwei Tierkreisbilder angedeutet. Ältere Zeiten dagegen dämmern in der Darstellung nach, die zu Fisch und Mensch noch den Widder fügt: das führt auf die Zeit vor 6540 v. Chr., wo die Sonne noch vom Widder geboren ward. In dieser Zeit werden die Sumerer sich im Lande festgesetzt und da ihre Staaten begründet haben.

In der Sprache der Sumerer finden sich außer dem Worte Urud noch manche, die mit indogermanischen übereinstimmen, und wenn man einmal die genaue Lautung einer größeren Zahl von Worten festgestellt haben wird, werden sich diese Gleichungen wohl noch vermehren. Die Sprache selbst ist sehr verschliffen, schon in ihrer älteren Gestalt und erst recht in der sogenannten „Weibersprache", dem Emesal. Das erschwert die Entscheidung über die Stellung des Sumerischen zu den übrigen Sprachen ungemein. In alle unsere Sprachen ist das sumerische Wort Eden (edinu „Wüste") übergegangen, das der aus dem Sumerischen stammende Schöpfungsbericht des Alten Testamentes vermittelte: dort wird vom „Garten in Eden" (d. i. in der Wüste) gesprochen. Im Hebräischen stammt das Wort für Tempel, hêkâl, aus dem Sumerischen: ê-gal „großes Haus", Zeugnis dafür, wie tief Sumer den semitischen Osten beeinflußte. Ich setze etliche sumerisch-indogermanische Gleichungen hierher: eru „Erz" = lat. aes, got. aiz, althochd. er, altind. ajas; ulu „Öl" = lat. oleum; mah „groß" = lat. magnus, griech. megas, althochd. mikil; kur „Berg" = altind. giri, slaw. gora. Wertvoll ist besonders die Gleichung patesi „Fürst" = altind. patis, griech. des]potes, denn sie zeigt, daß die Herren ihren ursprünglichen Titel beibehalten haben.

Man hat versucht, die Sumerer mit den uralaltaischen

Völkern in Beziehung zu bringen. In bezug auf die Sprache läßt sich anführen, daß dem sumerischen ê „Haus“ das türkische ew entspricht, dem sumerischen ur „Hund“ das finnische koira. Aber mongoloiden Typus haben die Bildnisse der Sumerer, die sich erhalten haben, nicht. Freilich waren auch die Uralaltaier seit ältesten Zeiten von nordischen Herren überlagert, so daß Übereinstimmungen in den Sprachen auf gemeinsames urnordisches Gut zurückgehn können. Ebensowenig darf man von den heutigen Finnen und Turkvölkern auf die einstigen und zumal auf ihre Herren zurückschließen. Immerhin fällt es auf, daß die Finnen sich Suomi nennen und bei den Tataren ein blonder Stamm so heißt. Vielleicht hat der Name Sumer denselben Ursprung.

Über die Rasse der alten Sumerer unterrichten uns eine Anzahl von Bildnissen, die man auffand. Danach hatten sie ebenmäßige Gesichter und Schädel, wenngleich nicht rein nordische. Dazu ist die Nase zu wenig kühn, der Kopf nicht lang genug. Bei etlichen sind auch die Augen etwas schief gezogen. Mongoloides Blut muß schon eingeflossen sein, aber nicht mehr, als in manchen deutschen Typen von heute fließt. Aber das Köpfchen einer sumerischen Göttin aus ältester Zeit ist rein nordisch, mit feinen welligen Scheiteln, edeln nordischen Zügen und eingesetzten blauen Augen aus Lapis Lazuli. Die Sumerer waren jedenfalls lichter von Haar als die semitischen Akkader, die im Gegensatz zu ihnen die „Schwarzköpfigen“ genannt werden. In alter Zeit trugen sie, wie ihre Götterbildnisse dartun — denn jedes Volk schafft sich die Götter nach seinem Ebenbilde —, lockiges Haar und lockigen Bart, auch das nicht mongoloid oder gar negerisch, später schabten sie Haupthaar und Bart.

Die schöpferische Zeit der Sumerer war um 3000 v. Chr. längst vorüber. Die ganze Kultur ist, wie die gleichzeitige Ägyptens, schon Überlieferung. Gleichwohl aber lebt sie noch und beeinflußt durch ihre Anschauungen und Einrichtungen den ganzen alten Osten bis in die späteste Zeit. Die Schrift erwähnte ich bereits. Nicht anders der Götterkult. Dieser war ursprünglich reiner Sternenkult gewesen, wie denn ein

Stern das Zeichen für „Gott“ ist, schon aber verstand man die Götternamen nicht mehr recht, und die Verfetischung der göttlichen Mächte war die Folge. Eine Menge von Ortgottheiten findet sich auch hier wie in Ägypten.

Gar manches sumerische Gut ist durch das Alte Testament bis auf uns gekommen. Die meisten Sagen der ersten Abschnitte der Genesis sind sumerischer Herkunft: die von der Schöpfung, vom Paradies, vom Sündenfall und von der Sintflut. Und es mag wohl sein, daß in dieser noch eine Erinnerung an den Einbruch der großen Wasser in der Urheimat erhalten ist, wie Karl Penka zu erweisen suchte. Ebenso ist das Gilgamesch-Epos sumerischen Ursprungs, wenngleich nur in babylonischer Sprache erhalten. Darin liest man eine ausführliche Sintflutdichtung, die mit der biblischen im wesentlichen übereinstimmt. Aber sein Hauptinhalt ist doch die tief nordische Freundschaft zwischen Gilgamesch und Engidu, der ihm zu früh entrissen wird und den er dann im Reiche der Schatten sucht. Obwohl die uns überlieferte Fassung erst im siebenten vorchristlichen Jahrhundert geschrieben wurde, muß die Dichtung selbst viel älter sein, und die Handlung geht jedenfalls in die sumerische Zeit zurück. Die Namen der Helden sind noch sumerisch. Die Sage ist eine Sternensage. Gilgamesch und Engidu sind Kastor und Pollux. Gilgamesch wird in der Kunst als nackter bärtiger Riese dargestellt, Engidu dagegen als Mischwesen zwischen Mensch und Stier. Sein Name bedeutet „Engi ist Schöpfer“; Engi ist der Gott des Himmelsmeeres, das die Sonne erschafft. So erklärt sich Engidu als eine Verkörperung der Sonne, die zur Zeit der Festlegung der Sage an der Grenze zwischen dem einen Zwilling, Kastor, und dem Stier „geschaffen“ worden sein muß. Das Neujahrsfest nun war in Mesopotamien auf die Frühlings-Tagundnachtgleiche festgelegt worden — denn eine eigentliche „Geburt“ der Sonne konnte man ja dort im Süden nicht beobachten —, das neue Sonnenjahr schuf sonach das Aufgangssternbild des 21. März, des Tags der Gleiche, und danach benennt man dann allgemein die „Zeitalter“. Das Zeit-

alter der Zwillinge dauerte von etwa 6550 bis 4380 v. Chr. — wir leben heute in dem der Fische, das von etwa 70 v. bis 2100 n. Chr. läuft —, aber nach der Verbindung Engidus mit dem Stier muß die Sage schon ins Stierzeitalter (von 4380 an) herabreichen. Um diese Zeit spielt auch der Oannes-mythos, wie ich oben ausführte. Die Taten der beiden Freunde sind durchweg astral zu fassen. Daß es sich tatsäch-lich um Sterne handelt, deutet der Name Gilgamesch an, der sicher mit gibil, „Feuer", zusammenhängt, und die Schilde-rung Engidus im Epos als mit langen Locken von Weizen-farbe. Der Rückschluß ist erlaubt, daß dem sumerischen Volke die Blondheit bekannt war, weil der Dichter sonst nicht darauf verfallen wäre, die Sternstrahlen mit dem Haar zu vergleichen.

Bedeutsamer noch wurde für den ganzen Osten und bis nach Griechenland hinein die sumerische Gestaltung des Hei-landmythus. Denn Thamuz-Adonis, der Liebling Aphrodites, der so frühe sterben muß, ist kein anderer als der sumerische Dumu-zi, der Liebling Nanais, die um seinetwillen in die Unterwelt hinabsteigt. Dumu-zi bedeutet „der echte Sohn" und bezeichnet den Feuerfunken als Kind des Vaters im Him-mel, der Sonne. Damit haben sich andere Legenden ver-bunden, namentlich die von dem Frühlingsleben, das in der sommerlichen Dürre stirbt. Im Norden ist das rasche Hin-schwinden der Baumblüte der Anlaß zur Legende gewesen, der Heiland stirbt darum zu Ostern, im tiefen Süden, wo dies nicht in Betracht kam, wurde die Klage um den Tod des Gottes in den Sommerbeginn versetzt, weil da in-folge der mörderischen Hitze alles Leben vergeht. Wir haben im Sumerischen nur ein Gedicht über die Höllenfahrt der Nanai und Klagen um Thamuz, nicht jedoch eine einheit-liche Darstellung der Legende. Wahrscheinlich jedoch gab es in Sumer schon in ältester Zeit Mysterienspiele darüber, die weithin wirkten und die verwandten Kulte der anderen nordischen Völker beeinflußten, sich mit ihnen vereinten, viel-leicht sogar sie verdrängten. Der syrische Adonis, der „Herr", welchen Namen auch der christliche Heiland trägt, wurde ihm

gleichgesetzt. Nanai ging unter ihrem babylonischen Namen Ischtar als Esther, Astarte, Aphthoreth, Aphrodite zu Semiten, Kleinasiaten und Griechen über. Ihr eigentlicher Name erhielt sich als Nanea bei den Armeniern und Indoskythen, bei den Germanen als Nanna, der Gattin des germanischen Heilandgottes Balder.

Das ist nicht die einzige Verbindung des sumerischen Götterglaubens mit dem germanischen. Während vieles auf dem langen Zug bis ins Zweistromland vergessen worden sein oder sich gewandelt haben wird, muß anderes sich um so getreuer erhalten haben, wie man in ähnlichen Fällen stets beobachtet, und so auch in der Heimat, und das trifft dann, ob auch durch Jahrtausende und so weiten Raum getrennt, wundersam zusammen. Namentlich die sumerische Schöpfungsage, wie sie uns das Gedicht „Enuma elisch" bietet, gleicht völlig der in der „Edda" gebrachten.

Aber selbst wenn sich solche Übereinstimmungen nicht fänden, könnten wir daraus, daß wir von den Sumerern so vielfach unser eigenes Wesen ausgedrückt finden, auf Blutsverwandtheit schließen. Sie bezeugt sich hierin ganz so, wie der Neger zwar an den griechischen Götterbildern kein Gefallen hat, wohl aber an den Fratzen, die ein anderer Neger schnitzt und mit Haarbüscheln, Kaurimuscheln und grellen Farben schmückt. Doch auch Fremdartiges findet sich in der sumerischen Kultur. Das kann nur im Lande selbst aufgenommen worden sein und blieb darum auch erhalten, als die Sumerer längst dahingeschwunden waren. Im Gegensatz zu der hohen Bewertung der Jungfrauschaft durch die nordischen Völker lassen die Sumerer — und in der Folge die Babylonier — ihre Frauen sich im Dienste der Göttin der Fruchtbarkeit an deren Tempeln feilbieten. Auch Tempellustknaben gab es, wie noch in später Zeit bei den Juden. Da ist die Panmixie (die Vermischung aller mit allen) der primitiven Völker ins Religiöse umgebogen und auf solche Weise dem nordischen Menschen erträglich gemacht. Ebenso weist es auf den Süden und noch unbekleidete Völker hin, daß die Priester nackt vor den Götterbildern stehn, wie auch David

nackt vor der Bundeslade einhertanzt. Die Sumerer trugen sich sonst bekleidet, die Männer mit Lendenröcken, die Weiber mit langen Gewändern.

Jahrhunderte hindurch scheinen die Sumerer nur Freibauernstaaten unter Stadtkönigen, Patesis, gebildet zu haben. Sie waren gleichwohl kriegerisch und hatten auch manche Kämpfe zu bestehn, im Innern und gegen äußere Feinde. Aber das Gebiet zu einigen, bestand keine Nötigung. Unterdessen drangen immer mehr Semiten in das Land, erfüllten den Norden ganz und bedrohten den Süden. Zeitweise bildete sich jetzt ein Oberkönigtum heraus, und um 2575 v. Chr. macht sich Lugal (König) Zaggisi von Gischu, der Sohn eines Patesis, zum Herrn in Sumer, zum Oberherrn der Semiten in Akkad und dringt mit seinem Heer, das „zahlreich wie die Kräuter" genannt wird, erobernd bis an das Mittelmeer. Aber gewaltige Fürsten wie Sargon I. und sein Sohn Naramsin, die in Akkad auftreten (um 2500), bereiten der Vorherrschaft der Sumerer ein Ende; sie selbst werden „Könige der vier Weltteile", nennen sich Götter, beherrschen ganz Vorderasien und verbreiten überall ihre Sprache und ihre Kultur. Auch die Sumerer semitisieren sich, geben fortan ihren Göttern semitische Züge, nehmen semitische Worte in ihre Sprache auf.

Noch einmal jedoch kam es zu einem sumerischen Reich. Schon um 2340 hat Gudea in Lagasch eine hervorragende Stellung im Lande, wenn auch als einzelner. Die Kunst blüht unter ihm; er läßt viel bauen und stiftet den Tempeln seine Bilder. Waren die ältesten sumerischen Bildwerke ziemlich roh ausgeführt, so wird jetzt schon große Lebenswahrheit erreicht, wenigstens in den Gesichtern. Die Akkader waren den Sumerern über gewesen; diese haben von jenen gelernt. Um 2300 begründet Urengur von Ur seine Dynastie und das Reich von Sumer und Akkad. Wieder werden alle Urkunden sumerisch verfaßt, auch in den semitischen Gebieten. Aber das Königtum ist semitisch im Zuschnitt, der Fürst nennt sich „König der vier Weltteile" und setzt wie Naramsin und die andern Akkader das Gotteszeichen vor



König Chammurapi von Babylon
(um 2200 v. Chr., empfängt vom sitzenden Sonnengott
die Landesgesetze)

seinen Namen. Ein Jahrhundert und etwas darüber herrscht die Dynastie von Ur, sumerischer Einfluß verbreitet sich weit nach Syrien hinein; zugleich aber strömen immer mehr Semiten als Krieger und Beamte nach Sumer, vor allem Amoriter, die sich schon damals hervorgetan zu haben scheinen. Die zweite Dynastie des Reichs von Sumer und Akkad, welcher Name noch beibehalten wird, die von Isin, ist wohl überhaupt keine sumerische mehr, sondern eine amoritische. Das ersieht man aus dem amoritischen Gottesnamen Dagan, mit dem die Namen mehrerer Könige dieser Dynastie gebildet sind. Es ist ähnlich, wie im späten Römerreich Illyrer, Daker, Germanen Kaiser sind und der Welt als Römer gelten. Und wie diese Volkschaften waren auch die Amoriter, nach den ägyptischen Darstellungen zu urteilen, nordische Blondlinge. Im Jahre 1928 unterwirft der Amoriter Chammurapi Sumer und nennt sich, von Babylon aus, wo er seinen Sitz hat, „König von Sumer und Akkad". Von Sumer, dessen echtes Volk damals wohl schon im Verschwinden war, erhält sich nur die Sprache als die heilige Sprache des Götterdienstes, wie das Lateinische im christlichen Mittelalter, und das bis ins 1. Jahrhundert v. Chr. Jede Kunde davon war verschollen, seine Geistestaten, die noch lebten, wurden den Juden, den Babyloniern zugeschrieben, erst die letzten drei Jahrzehnte erkannten ihre Bedeutung.

Die Semiten

Nach der sogenannten Völkertafel in der Genesis (1. Mos. 10), wo Elam, Assur, Aram, Arphachsad (= Urpha Chasd, Chasdäer) und Lud (Lubdi am oberen Euphrat und Tigris) die Söhne Sems genannt werden, hat man den Begriff Semiten geprägt. Man meint damit aber nicht eine Völkergruppe, sondern eine Sprachgruppe. Wenigstens die Völker, die heute semitische Sprachen sprechen, sind durchaus keine Einheit, ganz abgesehen davon, daß die Juden, die doch dazu gerechnet werden, längst zu anderen Sprachen übergegangen sind. Die wichtigsten semitischen Sprachen sind das Assyrische und Babylonische, das Hebräische und Aramäische, das Syrische, das Arabische, das Äthiopische, von dem die heutigen abessinischen Sprachen Amhara und Tigré abstammen. Bei den Völkern, die diese Sprachen sprechen oder, wie die Juden, sie doch einmal sprachen, kommen alle Typen vor, vom blonden Heinrich Heine bis zum tiefbraunen Abessinier.

Gerne wird der edle Araber als Idealtypus des Semiten angenommen und an ihm dann der Gehalt der einzelnen Völker, des einzelnen Menschen an echt semitischem Blute gemessen. Aber auch der Araber ist keine Einheit, vor allem war er es nicht in der Zeit seiner Hochkultur, denn da gab es noch ganze blonde Stämme. Der Begriff des Sprachsemiten steht durch die enge Verwandtschaft der aufgezählten Sprachen fest, der des Rassesemiten schwankt, und es ist bloßes Übereinkommen, wenn man einen tief brünetten „assyrischen" Typus als „rassesemitisch" bezeichnet.

Die semitischen Sprachen treten uns gerade bei den ältestüberlieferten, beim Babylonisch-Assyrischen und Hebräischen, auf einer späten Stufe entgegen, schon als abgeleitete Sprachen von der Art des Neuhochdeutschen dem Althochdeutschen gegenüber. Auf der ältesten Stufe steht das Schriftarabische, dessen früheste Denkmäler doch erst aus der Zeit kurz vor Mohammed stammen. Das befremdet, aber es läßt sich durch den Hinweis darauf erklären, daß sich in der

Kolonie — und als solche haben die Araber zu gelten — zumeist die heimatliche Sprache in der Gestalt erhält, die sie zur Zeit der Einwanderung hatte; so das Französische in Kanada, das Spanische bei den spanischen Juden auf dem Balkan, das Madjarische in den madjarischen Sprachinseln der Bukowina, das alte Moselfränkische bei den Siebenbürger Sachsen.

Die enge Verwandtschaft der semitischen Sprachen untereinander — so eng wie die der slawischen oder der germanischen — läßt erkennen, daß die Semiten ursprünglich eine kleine und sehr einheitliche Gruppe waren, viel einheitlicher jedenfalls als die Indogermanen. Schon darum können sich, wenn Beziehungen zwischen ihnen und diesen festgestellt werden, die Semiten den Indogermanen nicht neben-, sondern nur einordnen. Es ist verfehlt, nach einer urindogermanisch-semitischen Sprache zu forschen, wovon beide Gruppen ausgegangen wären, wie nicht anders nach einer urindogermanisch-uralaltaischen. Vielmehr erklären sich die da wie dort offenkundigen Gleichungen daraus, daß nordische Völker ihre urheimatliche Sprache, das Indogermanische, in die fremden Stämme brachten, deren Herren sie wurden.

Irrig ist es, die Sprachen „primitiver" Völker für primitiv zu halten. Nichts weniger als das. Nicht nur die uralaltaischen Sprachen und von denen insbesondere Finnisch, Madjarisch und Türkisch zeigen große Ausdrucksfähigkeit, namentlich ein bewundernswertes Zeitwort, auch die Eskimosprache ist sehr formenreich. Erst Durchsetzung mit fremder Rasse oder Übergang der Sprache an ein fremdes Volk bringen die Vereinfachung, die Verarmung einer Sprache mit sich. Betrachtet man das Semitische in seiner vollkommensten Sprache, im Arabischen, so empfängt man den Eindruck großer Urtümlichkeit. Das Arabische sträubt sich bis heute gegen die Aufnahme fremder Wörter, gibt jedem, das es zu übernehmen gezwungen ist, seine besondere Lautung und wandelt es nach seinen Gesetzen ab: aus Platon wird Eflatunu, aus Philosoph fajlasufu. Alles weist hier darauf hin, daß ein schon von früherem Zustrom wesent-

lich aufgehelltes Volk eine starke, aber wenig zahlreiche Herrenschichte rein nordischen Blutes erhielt. Der verdankt das Semitische die vielen indogermanischen Worte, ohne daß jedoch sein Sprachbau, sein Sprachgeist wesentlich verändert wurden. Für längere Zeit müssen dann keine neuen Zuflüsse nordischen Blutes mehr hinzugekommen sein, so daß sich das Ursemitische völlig festigen konnte. Um 4000 v. Chr. mag es abgeschlossen gewesen sein.

Die semitische Sprache entstand gewiß in einem eng umgrenzten Gebiet; sie verdankt die Kraft, mit der sie sich ausbreiten konnte, ihrer inneren Gefestetheit. Noch die erobernden Araber des Islams zeigten diese Kraft, indem sie ihre Sprache bis nach Spanien und bis auf die indischen Inseln trugen; fast hätten sogar die Perser sie übernommen. In ähnlicher Weise hat man sich die Eroberung Südwestasiens für das Semitische in vorgeschichtlicher Zeit vorzustellen. Und war es einmal an einer Stätte herrschend geworden, so übernahmen es die künftigen Eroberer nach kurzer Zeit. Das Schauspiel der Semitisierung wiesen schon die Sumerer dar; ebenso gingen reine Blondstämme wie die Amoriter, die Hetthiter, die Philister zur semitischen Sprache über.

Das alles macht die Semitenfrage sehr verwickelt. Vor allem: sind die blonden Semiten überhaupt als Semiten zu betrachten? Ist der Fall so wie bei einem Japaner, einem Chinesen, einem Malaien, einem Eskimo, der sich, wenn er blond wäre, sogleich als Fremder in seinem Volke, als Sprosse nordischer Vorfahren erwiese? Haben wir anzunehmen, daß die nordischen Bestandteile, die dem ursemitischen Volke die zahlreichen Wörter indogermanischer Herkunft gaben, ganz in ihm zerflossen waren, eine hellere Oberschichte nicht mehr bestand, die lichten Merkmale sich nicht immer wieder in Einzelnen herausspalteten? Zu einer solchen Vereinheitlichung konnte eine eng umgrenzte Gruppe nur dann kommen, wenn die letzte nordische Schichte, die ihr jene indogermanischen Wörter gab, gering an Zahl war und ein schon stark vernordischtes Volk vorfand, so daß hier dasselbe vorausgesetzt werden muß wie bei der Bildung der Sprache.

Da genügten wohl tausend Jahre, während dort, wo die verschiedenen Rassen in einem Volke ungefähr gleich stark sind, auch mehrere Jahrtausende die Vereinheitlichung des Typus noch nicht durchzuführen vermögen.

Diese Voraussetzungen trafen am ehesten im nördlichsten Mesopotamien und seinen Gebirgen zu. Dorthin waren schon die Megalithenerbauer gekommen, sei es über den Bosporus, sei es am Kaukasus entlang, dort entstand jene Mischform der Dinarier, die etwa um 3000 v. Chr. nach Europa übergeflutet sein muß. Kräftige Bergvölker verschiedenster Rassezusammensetzung leben dort noch heute. Wie die Dinarier vom nördlicheren Gebiet aus vor allem nach Westen drängten, so die Ursemiten von ihrem etwas südlicheren Entstehgebiet vor allem nach Süden, wobei sie einerseit gegen die Sumerer im Zweistromlande vorstießen, anderseit, davon durch die syrische Wüste getrennt, am Mittelländischen Meer entlang bis an die Sinaihalbinsel und von da nach Ägypten und nach Arabien hinein gelangten. Die Dinarier verebbten in den Alpen, die Ursemiten im Nilland und längs der Küste Arabiens; Aussendlinge von Arabien aus drangen später auch ins mittlere Afrika vor.

Eine Erinnerung an dieses Entstehgebiet des ursemitischen Volkes birgt die biblische Sage vom Paradies, nicht in der Sage selbst, die gemeinnordisch ist und hier aus dem Sumerischen stammt — sumerische Worte wie „Eden" bezeugen das —, sondern in deren Verörtlichung. Vier Ströme geben die Lage des Paradieses an, Euphrat und Tigris sind davon sicher. Sie genügen. Denn an welche Flüsse immer bei den zwei anderen, beim Gihon und beim Pison, gedacht sein mag, gemeint sein kann nur das Quellgebiet jener beiden, und das ist eben das nördlichste Mesopotamien, das heutige Kurdistan.

Schon um 4500 v. Chr. mögen die ersten Schwärme von Ursemiten ausgezogen sein, denn auch das älteste Ägyptisch zeigt semitischen Einschlag. Der dünnen Vorbevölkerung, die sie auf ihrem Zuge am Meer entlang antrafen, waren sie wohl so überlegen, daß sie kampflos deren Herren wurden.

Möglichkeit zu reicher Vermehrung ergab sich jetzt. Eine Vorstellung von dem Ursemiten geben uns die babylonischen Bildwerke und die farbigen Zeichnungen der Ägypter. Jene stellen Könige und Würdenträger dar, diese gefangene Palästinenser noch aus vorjüdischer Zeit. Danach waren sie schwarzhaarig, welchen Beinamen denn die Akkader ausdrücklich tragen, aber von ziemlich heller, gelbbräunlicher Hautfarbe. Haar und Bart trug man lang, in den oberen Ständen künstlich gelockt. Die Vornehmen kleideten sich in lange Gewänder, das Volk begnügte sich mit dem Lendenrock. Die Gesichter sind wohlgebildet, von reinen, ebenmäßigen Zügen, die Nasen groß, manchmal gerade, zumeist etwas gebogen, vielleicht etwas zu fleischig, die Augen mandelförmig unter starken, gewölbten, bisweilen zusammengewachsenen Brauen, die Lippen geschweift und etwas voll. Die Körper scheinen schlank und doch kräftig gewesen zu sein. Der Schädel ist über dem Nacken ausgebuchtet, und das unterscheidet die Ursemiten aufs deutlichste von den Dinariern mit ihren steil aufsteigenden, kurzen Schädeln, während die Gesichtsbildung einigermaßen übereinstimmt. Die Dinarier sind offenbar aus einer stärkeren Durchmischung mit kurzköpfigen Asiaten polarischer (mongoloider) Herkunft hervorgegangen, die bei ihrem nördlicheren, gegen Turkestan zu offenen Entstehgebiet natürlich war, die Ursemiten sind aufgehellte, im Körperbau wesentlich kräftiger gestaltete Mittelmeerische mit nur geringem mongoloiden Einschlag, der die Gesichter etwas breiter machte; zumal der starke Bartwuchs, der dem Mittelmeerischen und dem Mongoloiden fehlt und auf den sie nicht wenig stolz gewesen sein müssen, nähert sie dem nordischen Typus an. Die Mittelmeerrasse wird ursprünglich gewiß weiter nach Norden gereicht haben als jetzt, wo sie in dem vermuteten Entstehgebiet der Ursemiten schon von den Dinariern verdrängt ist und erst das mittlere und südlichere Mesopotamien besetzt hält; kommen doch immer wieder semitische Stämme in ältester Zeit gerade aus jenem Bergland. Negerischer Einschlag, der den späteren Semiten, zumal dem Juden, aber auch dem Araber von heute

so oft die jetzt als semitisch empfundenen Kennzeichen gibt, fehlt zunächst noch ganz.

Haben wir tatsächlich die Ursemiten als schwarzhaarig anzunehmen, wogegen sich kaum etwas einwenden läßt, dann sind alle blonden Semiten, Stämme wie Einzelne, nicht echte Semiten, sondern Sprossen einer nur semitisierten neuen Herrenschichte. Und je nach deren Zahl und Art zeigt sich dann nordisches Wesen in Einrichtungen und Vorstellungen, Lebensanschauung und Betätigung in den besonderen Kreisen reiner und reicher. Woher die neuen Herren kamen, in jedem Fall zu bestimmen oder nur zu vermuten, ist kaum noch möglich, wie es bei so vielen Römern unmöglich ist, zu erkennen, ob sie Kelten oder Etrusker, ob — in der Spätzeit — Germanen oder Illyrer waren. Wenige Generationen schon lassen zumeist die Herkunft des Ahnen vergessen. Zuerst erinnern noch die Namen daran, wie bei den amoritischen Königen von Sumer und Akkad, dann weichen auch die den allgemein gebrauchten. So entscheidet letzten Endes das blonde Haar allein.

Die ältesten Semiten in Akkad waren Ackerbauer und Krieger zugleich, und das werden auch die in Palästina gewesen sein; die im südlicheren Wüstengebiet waren sicherlich vor allem Viehzüchter und Beduinen. So, als Schosu, bezeichnen sie die Ägypter. Gegen ihre räuberischen Einfälle wurden schon zur Zeit der zweiten Dynastie Grenzfestungen gebaut. Später kamen sie und ganz Palästina unter ägyptische Oberherrschaft. Daß die Semiten ursprünglich überhaupt Beduinen gewesen seien, wird wohl noch immer vorgetragen — sogar von Eduard Meyer —, weil es um 1870 von einigen Gelehrten behauptet wurde, aber dann muß zugleich die arabische Wüste als ihr Ursprungsland angenommen werden, wofür sich ebensowenig Beweise beibringen lassen. Nur die besondere Art des Landes veranlaßte einige Stämme, Beduinen zu werden, wie denn die Araber zu keiner Zeit nur Beduinen gewesen sind, sondern immer auch Siedler. Daß der freie Beduine sich oft mehr bedünkt als der Städter, daß er bei seinem Leben ein gewisses romantisches

Heldentum entwickelt, daß er daneben auch seine eigenen Begriffe von Eigentum hat, wonach er jedes fremde Gut, soweit es nicht seinem Stammesgenossen, seinem „Nächsten“, gehört, rauben darf, ist richtig, aber daraus das „Nomadentum“ der heutigen Juden ableiten zu wollen, geht nicht an: der nomadische Jude von heute hat weder mit dem Schosu der Ägypterzeit noch mit dem arabischen Beduinen mehr als ein paar Tropfen Blutes gemein, jedenfalls nicht ihren kriegerischen und heldischen Sinn.

Am schärfsten unterscheiden sich die Semiten von den Norden in ihrer Auffassung des Geschlechtslebens. Während wir bei den nordischen Völkern, soweit sie nicht, in Randgebieten, fremde Einrichtungen übernehmen, die strenge Ehe finden, sei es mit einer, sei es mit mehreren Frauen, und daher das klar durchgeführte Vaterrecht, weil eben der Vater des Kindes bekannt war, haben die Semiten zum Teil noch die vornordische Gruppenehe und Reste des Mutterrechtes bewahrt. Am treuesten erhielt sich wohl die ursemitische Ehe bei den Sabäern, die auch in ihrer Sprache große Altertümlichkeit zeigen; sie waren die am weitesten vorgedrungenen Aussendlinge, hatten im 8. Jahrhundert v. Chr. (und gewiß schon vorher) in Nordarabien und später in Südarabien ein blühendes Reich, von dessen Reichtum die Sage von der Königin von Saba Kunde gibt. Strabo berichtet: „Der Besitz ist bei den Sabäern der ganzen Sippe gemein, das Verfügrecht steht dem Ältesten zu. Auch haben sie alle zusammen nur eine Frau, wer zuerst kommt, stellt seinen Stock an die Tür und geht zu ihr ein; sie wohnt aber zu Nacht bei dem Ältesten. Daher sind alle Brüder von allen und wohnen auch den Müttern bei. Dagegen wird der Ehebrecher mit dem Tode bestraft; Ehebrecher aber ist, wer aus einem anderen Geschlechte stammt.“ Bei den Juden erinnert daran, daß jedes Weib eines Bruders ehemals allen Brüdern gemein war, die sogenannte Leviratehe (Schwagerehe), der zufolge nach dem Tode des Gatten dessen Bruder die Witwe heiraten mußte. Die Gruppenehe gehört geradezu ausschließlich dem drawidisch-australischen Kreise an, und dem steht

ja die Mittelmeerrasse, der Hauptbildeteil der Semiten, nahe, so daß es wahrscheinlich ist, sie stamme bei ihnen daher. Eng mit ihr verbunden ist das Mutterrecht, das nicht etwa Frauenherrschaft bedeutet, sondern nur die Tatsache, daß das Kind durch die Mutter dem Geschlechtsverbande angehört, nicht durch den Vater. So wurde bei den Äthiopen in Meroe und bei den Elamitern in Susa eine Zeitlang, sicherlich unter semitischen Dynastien, das Königtum auf den Schwester-sohn vererbt, weil da die Abstammung ganz sicher war; es kam darum auch manchmal dazu, daß eine Königin oder eine Reihe von solchen an der Spitze des Staates stand, wie in Saba und bei den erwähnten Äthiopen. Bei den Ägyptern der ältesten Zeit nannte der Sohn seine Herkunft nach der Mutter, und in der Genesis benamt Eva ihre Kinder, nicht Adam. Der Mann scheint sich ursprünglich dem Stamm seines Weibes angeschlossen zu haben: „Darum wird ein Mann Vater und Mutter verlassen und an seinem Weibe hangen", heißt es in der Genesis (II, 21). Das Gebiet des Mutterrechtes ist dasselbe wie das der Gruppenehe.

Ebenso fremd wie diese ist den nordischen Völkern die religiöse Prostitution, die auf noch ältere Zustände, die der Vermischung aller mit allen, zurückweist. Der Mensch hat sich in seinem Lusthunger, sowie einmal sein Intellekt da-zu fähig war, die stete Brünstigkeit angezüchtet, wie er sie auch seinen Sprungtieren anzüchtete, und kam dadurch zu einer außerordentlichen Überwertung seiner Triebbetätigung, die ihm jetzt das Um und Auf seines Lebens wurde. Jetzt erfand der Mensch die seltsamsten Vorrichtungen zur Höchst-steigerung seiner Lust — nicht in Paris, sondern bei den Wilden — und verknüpfte alles, was er sah und tat, mit geschlechtlichen Vorstellungen, bezog alles aufs Geschlechts-leben, nahm dessen Erscheinungen zum Anlaß von Festen und alle Feste zum Anlaß aller möglichen natürlichen und wider-natürlichen Triebbetätigungen. Wenn auch sonst noch so stumpf, hier war er erfinderisch. Erst der nordische Mensch, später mann- und weibbar, schränkte diese Feiern ein und kehrte zu dem reinen Geschlechtsleben der freien Tiere zurück,

die nur ihre Brunftzeiten haben, sonst von der Geschlechtlichkeit frei sind, sah wenigstens darin sein Ideal, woran er voll Schmerz seine Unzulänglichkeit maß. Die Ehe im nordischen Sinne wurde geschaffen, die Bedeutung der Jungfrauschaft für die Zucht erkannt, jede Widernatürlichkeit verpönt.

Die religiöse Prostitution bei den Semiten erklärt sich daraus, daß nordischer Geist die Gebräuche, die man von der breiten Masse der Vorbevölkerung übernahm, umgestaltete. Die Preisgabe geschieht zu Ehren der Göttin des Geschlechtslebens, der Fruchtbarkeit. Herodot erzählt, wie in Babylon jede Jungfrau, wenn sie mannbar geworden war, sich an den Tempel setzen und dem ersten besten, der ihr Geld in den Schoß warf, sich hingeben mußte. Das Geld floß dem Tempel zu. An anderen Orten gab es ständige Hierodulen; es war löblich, die Tochter der Göttin zu weihen. Überall bei den Semiten finden wir diese Einrichtung, zumal auch in Syrien, bei den Phönikern und den Juden. Aber sie drang auch — zumeist mit dem Kult der Göttin —, über das Gebiet hinaus, zu den Armeniern, zu den Lydern, und selbst auf Cypern finden wir sie und in stark veränderter Gestalt bei den Griechen. Da ist sie kaum noch religiös zu nennen, sondern steht nur im Schutz der Aphrodite; die Einkünfte erhält der Staat wie im Mittelalter, obwohl da vielfach wieder die Kirche die Frauenhäuser hielt und von ihnen Einkünfte bezog. Ganz wie bei den Mannbarkeitfesten der Wilden auch die Knaben zur Wollust benützt werden, gibt es in Babylon und bei den Juden neben den Tempeldirnen auch Tempellustknaben, die Kedeschen, die ihren „Hundelohn" ebenfalls dem Gotte steuern müssen. Aber schon frühe wenden sich in Juda Könige und Propheten dagegen, und um 500 v. Chr. mag die Einrichtung verschwunden sein.

Als vollsemitisch kann man nur die Kultur der Akkader bezeichnen, die ihren Höhepunkt in Sargon I. und seinem Sohn Naramsin hat (um 2500), sie besteht jedoch nicht so sehr in Geistestaten als in Kriegszügen und staatlicher Ordnung. Alles übrige hat sie von den Sumerern und entwickelt

es nur, gibt ihm vielfach ihr Gepräge. Von da an tragen die sumerischen Götter semitische Züge und Gewänder, und die jetzt entstehende Kunst bestimmt das ganze Vorderasien durch Jahrhunderte. Das Schöpferische im höchsten Sinne fehlt, aber viel Fertigkeit und viel Intelligenz ist da, so daß nicht selten der Schein wirklicher Ursprünglichkeit erweckt wird. Diese Semiten sind die typischen „begabten Brünetten", die sich so recht zu Mittlern eignen, von Kulturgütern wie von Handelsgütern. Und sie bilden eine so breite Masse der Bevölkerung in Mesopotamien, daß sie, wenn auch gelegentlich von einer blonden Schichte überherrscht, immer wieder ihre Eigenart und ihren Typus zur Geltung bringen. Die blonden Amoriter herrschen in Babylon, die blonden Achämeniden, der blonde Alexander, die semitische Sprache weicht der indogermanischen, aber das Wort bewahrheitet sich: Völker vergehn, Rassen bestehn. Freilich, was heute dort lebt, hat nur noch die Gestalt und die Züge der Ursemiten, aber nicht mehr genug lichtes Blut; zù viel dunkles ist im Laufe der Jahrhunderte eingeströmt.

Amoriter und Hetthiter

Um 3000 v. Chr. mögen jene nordischen Schwärme in Vorderasien eingebrochen sein, die an verschiedenen Stellen den Semiten eine blonde Herrenschichte gaben. Sie werden schon recht zahlreich gewesen sein, nicht jedoch so stark, daß sie auf die Dauer ihre Sprache bewahren konnten. Denn wir sehen die ältesten davon schon bei ihrem Auftreten in der Geschichte semitisiert. An ihre fremde Herkunft erinnern nur gewisse Eigentümlichkeiten der Sprache — sie schreiben samsu statt schamschu (Sonne) —, ihre besonderen Götter und ihre Haartracht. Während nämlich die Semiten das Haar in breitem Lockenbausch tragen, haben sie es im Nacken kurz geschnitten; den Bart tragen sie ebenso voll und lang wie die Semiten. Sie sind echte Wikinger, machen große Züge, werden Herrscher in fremdem Lande, nehmen dort ohne weiteres eine neue Sprache an, erhalten sich eine Zeitlang an der Macht und verlieren diese zugleich mit ihrem Blute.

Eines dieser Völker müssen die G u t i im nordöstlichen Randgebirge des Zweistromlandes, im Zagros, gewesen sein. Schon vor Sargon I. werden sie genannt und stets mit dem Beiwort namrutim, d. h. „die hellfarbigen". Das kann sich nur auf das Haar beziehen, denn von Haut waren auch die Akkader nicht dunkel. Man übersetzt darum mit Recht Guti namrutim als „die blonden Guti". Sargon besiegte sie. Ihr König war damals Scharlak. Ein späterer, Lasirab, nennt auf seinem Streitkolben, der sich erhalten hat, als Götter der Guti die semitischen Ischtar und Sin. Die Guti unternahmen Raubzüge nach Sumer und Akkad, sie heißen die „Drachen des Gebirges, die dem Gatten die Gattin, den Eltern die Kinder, das Königtum von Sumer in die Berge geschleppt haben". Auch in der Bibel werden sie erwähnt, in einem seltsamen, aus dem Babylonischen übernommenen Bruchstück (1. Mos. XIV). Danach war zur Zeit Amraphels (Chammurapis) Tidgal König der Gutim (so ist zu lesen statt gojim, gwtm statt gwjm). Dieser Tidgal soll mit dem

elamischen Könige Kudur Lagamar — Kedor Laomer lautet das Hebräische —, der wohl sein Oberherr war, tributsäumige Vasallenfürsten in Palästina mit Krieg überzogen haben. Elam hatte tatsächlich kurz vor Chammurapi eine Vormachtstellung, und solche Züge ins Westland sind ja schon von Sargon I. bezeugt. Um 1650 werden die Guti von Agum II. von Babel unterworfen. Sie erscheinen, stets durch das Beiwort namrutim gekennzeichnet, des öfteren als beliebte und kostbare Sklaven, ganz so, wie die späten Römer auf blonde Sklaven Wert legten.

Auch bei den Subari, die mehr schon in der Niederung, um Karkemisch, wohnten, muß es Blonde gegeben haben, denn um 1790 wird in einem Kaufvertrage ein blonder Sklave (namram) dieses Volksstammes genannt; zu den Subari gehörten die später zur Herrschaft gelangten Assyrer. Desgleichen muß man eine blonde Herrenschichte bei den Rezenu der ägyptischen Quellen annehmen, die um 2000 v. Chr. im Libanon saßen. Daß sie sehr groß waren, ersieht man aus der Novelle von Sinue, dem ägyptischen Abenteurer, der in ihr Land kam und dort einen ihrer „Riesen" besiegte. Das Land behielt ihren Namen durch Jahrhunderte bei; da nun die späteren Rezenu als Blondlinge dargestellt werden, kann kein Wandel im Typus der Herrenschichte eingetreten sein, obwohl zu dieser Zeit dort schon die Amoriter herrschen. Möglich ist natürlich, daß Rezenu der ursprüngliche Name der Amoriter ist oder doch der eines ihrer Stämme. (Die Etrusker nannten sich auch Rasena. Ist das derselbe Name? Ein Thurscha-Etrusker in Ägypten hat blondes Haar an seiner Mumie.)

Über die Amoriter sind wir durch Bilder aus der Zeit Ramses II. (um 1300) gut unterrichtet. Danach waren ihre Herren rötlichblond, langköpfig und weißhäutig. Die Bibel sagt von ihnen, sie seien hoch wie die Zedern (Amos II, 6). Und Chammurapi setzt sich in deutlichen Gegensatz zu den beherrschten Mesopotamiern: „Wie eine Sonne bin ich aufgegangen über den Schwarzköpfigen", heißt es im Eingang zu seinen Gesetzen, und sein Bild zeigt ihn mit ganz un-

semitischer Nase, nicht zusammengeführten Brauen, nicht mandelförmigen Augen, im Nacken kurzgeschnittenem Haar zu lockigem vollem Bart.

Die Hauptgötter der Amoriter sind neben Samas, der Sonne, Dagan und Hadad. Was die Sonne in der Religion der Amoriter bedeutete, ersieht man daraus, daß Chammurapi seinen Sohn Samsu-iluna, „die Sonne ist unser Gott", nannte. Er selbst betrachtet sich als eins mit dem Gotte, nennt sich Sohn des Sin (des Mondes), wie die Sonne selbst genannt wird. Mit dem Sonnenkult hängt aber auch der des Dagan und des Hadad zusammen, was bisher noch nicht bemerkt wurde. Nicht nur Sohn des Sin, sondern auch des Dagan nennt sich die „Sonne" Chammurapi, danach ist auch Dagan Vater der Sonne; dessen „Mond" war es offenbar, der die neue Sonne gab. Dagan kommt her von Dag, „Fisch" (wie Simson von Schemesch, „Sonne"), und so stellten nach verschiedenen, allerdings späten hebräischen Nachrichten die Philister ihren Dagon dar, der dem amoritischen Dagan gleich ist, nicht jedoch ganz als Fisch, sondern nur vom Nabel an; darüber war er Mensch, und so läßt denn das erste Buch Samuelis (V, 4) dem Bildnisse Dagans Haupt und beide Hände abbrechen, als von den Philistern die den Juden entführte Bundeslade davorgestellt wird. Das bedeutet, daß zur Zeit, als diese Gestaltung Dagans festgelegt ward, die Sonne schon nicht mehr ganz der Sohn der Fische war, sondern schon an der Grenze des Wassermanns am kürzesten Tage aufging. Das war um 2230 v. Chr. der Fall. Damals fand nun die Frühlingsgleiche auch schon nicht mehr ganz im Zeichen des Stieres statt, sondern an der Grenze zum Widder. Das drücken die Bilder aus, die Hadad Rammânu mit einem Bocke hinter sich als dem, der nach ihm kommt, darstellen. In Hadad verschmelzen, wie auch sonst noch oft genug, Orion und Stier; er schwingt die Doppelaxt oder den Donnerhammer — Orions Keule, die zwischen den Hörnern des Stieres steht —, aber er „brüllt" auch wie ein Stier; das besagt sein Beiname Rammânu, der „Brüller". Der Orion der Griechen und un-

seres Himmels steht über einem Hasen, der der Amoriter über einem anderen Jagdtier, einem Hirsche oder einer Antilope, wonach das Sternbild unter dem Orion von den Amoritern so gedeutet wurde. Hadad ist mit dem skandinavischen Thor-Donner, der auch den Hammer schwingt und ebenfalls „brüllt", gleichzusetzen. Rammânu mag sogar mit dem altnordischen róma (Lärm) und dem lateinischen rumor zusammenhängen. In Palästina trägt die Stadt Hadad Rimmon seinen vollen Namen. Das Bewußtsein, daß Hadad mit der Sonne zusammenhing, erhielt sich gewiß noch lange. Der bei den Assyrern vorkommende Name Samsi-Adad zeigt das. Überall und immer wird ja die Sonne gelegentlich durch das Sternbild ihrer Geburt oder sonst eines Jahresmerktags — Gleiche, Wende — wiedergegeben.

Ist schon in der Verehrung der Sonne an sich die nordische Herkunft dieser neuen blonden Welle bezeugt, so erst recht in der Verehrung des Gewitters, das nur im höheren Norden auf einen einzigen Monat beschränkt ist, während es im tieferen Süden das ganze Jahr hindurch auftritt, sonach hier keinen Grund darbot, einem bestimmten Sternbild das Gebrüll des Stieres und den polternden Donnerhammer zu geben. Diese Vorstellung stammt vielmehr aus ältester nordischer Zeit, da Orion und Stier das Sonnensternbild des Donnermonats im Norden, des August, waren, aus der Zeit um 19000 v. Chr. Ihre Beibehaltung auch dort, wo sie mit den örtlichen Verhältnissen und später auch mit den zeitlichen im Widerspruche stand — denn heute steht der Orion im Mai, wo es im Norden so gut wie keine Gewitter gibt —, zeigt an, wie zähe sich Vorstellungen dieser Art erhielten, nachdem sie allerdings durch eine Weltzeit, also durch etwa 2200 Jahre, der Wahrheit entsprochen hatten.

Hadad, der Gott der Frühlingsgleiche im Stierzeitalter (4380—2230 v. Chr.), ward immer mehr zum Volksgott der Amoriter und heißt geradezu Amuru. Wohin sie kamen, setzten sie seine Verehrung durch. Schon bei Gudea von Lagasch wird der „am Himmel donnernde" Hadad in Sumer genannt (um 2340), die den Guti benachbarten Lulubi, die

sich des Semitischen bedienten, nennen ihn neben akkadischen und sumerischen Gottheiten um dieselbe Zeit. Die Assyrer hatten ihn wohl von Anfang an. Selbst bei den Griechen findet man neben anderen morgenländischen Gottheiten auch Hadad auf hellenistischen Weihinschriften von Delos.

Wie die Germanen ins Römerreich, kamen die ersten Amoriter nach Akkad und Sumer als Söldner. Die am weitesten vorgedrungenen, die kühnsten also, gaben Sumer wahrscheinlich die Dynastie von Isin (2187—1963), wie ich schon erwähnte. Unterdessen aber begründete (um 2060) ein Amoriterhäuptling, Sumu-abu, auch im Norden, in Akkad, ein Reich, dessen Hauptstadt Babel wurde. Er war zunächst wohl Vasall der Könige von Isin, und rings im Lande müssen ähnliche Kleinstaaten entstanden sein, mit denen es viele Fehden gab. Die wenigen Urkunden aus seiner Zeit lassen darauf schließen. Erst sein Nachfolger, Sumu-la-ilu, der nicht sein Sohn gewesen zu sein scheint, hat in sechsunddreißigjähriger Herrschzeit das Reich befestigt, die Dynastie, der Chammurapi im fünften Gliede angehört, begründet. Jetzt wurden Festungen angelegt und schon die Gesetze kodifiziert. Aber in dem folgenden halben Jahrhundert scheint ein Rückschlag erfolgt zu sein; die Vorherrschaft im Zweistromland hat Elam.

Die Babylonier schaffen eine Kalenderreform, wonach das neue Jahr mit der Frühlingsgleiche beginnt. Denn mit dem Jahre 2230 v. Chr. war die Sonne in ein neues Zeichen des Tierkreises getreten, und immer auffälliger wurden die Unstimmigkeiten zwischen der überlieferten Himmelslehre und der Wirklichkeit. Jetzt wurde auch an die Stelle des früheren Himmelsgottes der Sumerer und Akkader, des Oannes-Ea, ein anderer Gott gesetzt, Marduk, dessen Sohn. Dargestellt wird Marduk als Mann, der auf dem Wasser steht, in der Hand einen Ring trägt als Zeichen der Sonne — auch das Gewand ist ganz mit solchen Zeichen geschmückt; vor ihm liegt ein gehörntes, bockfüßiges, fischschuppiges Tier. Es ist der „Wassermann", vor dem der „Steinbock" liegt, dieser noch jetzt liegend und in einen Fischleib ausgehend dargestellt.



Li Tai Po

(um 750 n. Chr.)

Nach einer chinesischen Zeichnung

(Unser „Wassermann“ steht nicht auf dem Wasser, sondern auf dem „Australfisch“, der dieses vertritt.) Daraus erklärt sich auch der Name Babels, der Marduk-Stadt: bâb-ilu „Tor des Gottes“, nämlich Marduks, weil jetzt die Sonne tatsächlich aus dessen Zeichen hervorging. Daß gelegentlich Marduk auch als Stier erscheint, mit Hadad gleichgesetzt, darf nicht befremden. Die alten Kulte sind voll solcher Gleichsetzungen, weil es eben noch lebendig bewußt war, daß es sich um die Sonne handelte, und die war die selbe zur Wende wie zur Gleiche.

Die gewaltigste Erscheinung der Amoriterdynastie von Babel ist Chammurapi (1958—1916). Er besiegte die noch nicht unterworfenen Reiche im Süden und Osten und durfte sich wieder „König der vier Weltteile“ nennen, aber es genügt ihm auch der Titel „König der Amoriter“. Er ist gleich groß als Feldherr wie als Staatsmann. Das Reich wird unter ihm mit Kanälen durchzogen und mit Bauern besiedelt, überall schafft er gesetzmäßige Zustände und sammelt endlich alle Gesetze zu dem berühmten „Kodex“. Ein Dioritblock, den er im Marduktempel von Babel aufstellen ließ (jetzt im Louvre), trägt sie eingemeißelt, nicht in sumerischer Sprache, sondern — und er rühmt sich dessen — in der Sprache des Landes, in akkadischer, damit sie jedermann verständlich seien. Darüber das Bild, wie er sie vom Sonnengotte offenbart erhält. Der Sonnengott hat ganz seine eigenen Züge. Diese Gesetzsammlung ward vorbildlich und bestimmend für den ganzen alten Osten; auch das „mosaische“ Gesetz hängt von ihr ab. Der Geist ist rein nordisch, voll Billigkeit und Strebens, die Schwachen, vor allem die Witwen und Waisen, doch auch die Sklaven, vor ihren etwaigen Drängern zu schützen, aller Gewalt, allen bastardischen Trieben der Gewinngier und Lustgier zu wehren, dabei jedoch von herber Strenge: Aug um Auge, Zahn um Zahn. Das wird sehr weit geführt. Dem Chirurgen, durch dessen Fahrlässigkeit ein Operierter stirbt, werden die Hände abgehauen; erschlägt ein schlecht gebautes Haus den Besitzer, so wird der Baumeister, wenn den Sohn des Besitzers, so

des Baumeisters Sohn getötet. Besonders will das Gesetz Ordnung in Handel und Gewerbe schaffen. Bei der starken Durchmischung der Allgemeinheit mit dunklem Blute muß dies sehr nötig gewesen sein.

Auf Chammurapi folgten noch fünf Könige aus seinem Hause. Sein Sohn Samsu-iluna hielt noch die Herrschaft aufrecht, in der Folge machte sich Sumer wieder selbständig, und die sumerischen Namen seiner Fürsten besagen, daß man sich dort, obwohl echte Sumerer kaum noch da waren und das Sumerische nur noch heilige Sprache war, im vollen Gegensatz zu den „Semiten" im Norden empfand. In Babel wurden die Amoriter im Jahre 1760 durch eine kossäische Dynastie verdrängt, die mit acht Fürsten über ein Jahrhundert herrschte. Daß unter den Kossäern, die aus dem Gebiete der früheren Guti kamen, noch mehr nordisches Blut und bereits arisches im engeren Sinne vorhanden war, bezeugt sich allein schon im Namen ihres Sonnengottes Schuriasch, der dem altindischen Surjas völlig gleichlautet. Die kossäische Sprache scheint außerdem noch genug andere rein indogermanische Wörter zu enthalten, aber ganz indogermanisch war sie wohl kaum.

In Syrien und Palästina, dem „Westlande", woher sie nach dem Zweistromlande gekommen waren, erhielten sich die Amoriter, hier offenbar in ihrer Hauptmasse sitzend, länger an der Herrschaft, jedoch nur im Norden, im Libanon und darüber hinaus, in Selbständigkeit. Um 1450 sind in Palästina schon die Ägypter ihre Oberherren. Aber welche Macht sie da hatten, weiß noch Amos (um 760 v. Chr.).

Wahrscheinlich nur ein Stamm der Amoriter sind ursprünglich die Assyrer. Sie haben dieselben Götter Adad und Dagan, erbauen ihnen Tempel, führen sie in ihren Namen, ihre Könige bezeichnen sich ausdrücklich als Dagan-Verehrer. Die Assyrer nennen sich nach ihrer Hauptstadt Assur, der sie den Namen ihres Stammgottes gaben. Es mag wohl sein, daß Assur nichts anderes ist als das arische Asura, aus dem zarathustrischen Namen des höchsten Gottes Ahura Mazda bekannt, in seiner Grundbedeutung „Herr", wonach

wie bei den Kossäern auch hier ein ostindogermanischer Einschlag anzunehmen wäre. Schon um 2100 v. Chr. wird die Stadt Assur genant, um 2060 v. Chr. herrschte da Ilusuma. Unter Chammurapi war Samsi-Adad I. Patesi (Statthalter), aber Samsi-Adad III., um 1600, drang bis ans Schwarze Meer vor und nannte sich Sar Kissati, „Herr der Welt". Erst wieder unter Tiglatpileser I. um 1100 reichte Assyrien so weit. Danach sprachen noch die Griechen von den Kleinasiaten als „weißen" Syrern (= Assyrern) im Gegensatz zu den braunen echten Syrern im Süden, was aber nur die Färbung der dortigen Volkschaften bezeugt, nicht Rückschlüsse auf die Assyrer erlaubt. Mag auch deren Herrenschichte in alter Zeit eine amoritische und daher blonde gewesen sein, so sind doch die späteren Assyrer wieder als Rassesemiten zu betrachten. Wenigstens ihr Gesichtsschnitt ist semitisch; über die Farbe von Haar, Augen und Haut ist mir nichts bekannt. Im 9., 8. und 7. Jahrhundert war Assur unter starken Fürsten wie Salmanassar II. Tiglatpileser III., Sargon II., Sanherib, Assurbanipal Weltmacht. Seine Züge gegen Westen, seine Kämpfe und Belagerungen in Palästina erfüllen die Prophetenbücher der Bibel. Außer dieser Entfaltung der staatlichen Begabung findet man jedoch bei diesen Assyrern, wie ich schon vermerkte, keine Ursprünglichkeit mehr. In Kunst und Wissenschaft folgen sie einzig der Überlieferung, stapeln nur große Bibliotheken in Keilschrifttontafeln auf, deren Texte sie oft selbst nicht mehr verstehn — typisches Alexandrinertum wie stets bei solcher Rassezusammensetzung.

Hat sich die nordische Welle, der die Guti, die Amoriter und wohl noch mehrere Stämme derselben Zeit angehören, rasch der semitischen Sprache und vielfach auch semitischem Brauche anbequemt, so bewahren die Stämme der nächsten Welle ihre nordische Art schon viel treuer. Die Kossäer nennen ihren Sonnengott Schuriasch, die Mitani, die im gleichen 17. Jahrhundert auftreten, haben die arischen Götter Indra und die Nasatja, Waruna und Mitra unter ihren alteigenen Namen verehrt und eine rein arisch benamte

Dynastie gehabt, wenigstens im 15. und 14. Jahrhundert; die Königreihe Sauschatar, Artatama, Schutarna und Duschratta, der Schwiegervater Ammophis' IV. von Ägypten, bezeugt das. Über die Zeit davor fehlt noch genauere Kunde.

Das Hauptvolk dieser nordischen Welle waren die Hetthiter, die Cheta der Ägypter und Chattu der Babylonier. Sie dringen unter Samsuditana, dem letzten König der Dynastie Chammurapis, in Akkad ein (um 1760); die Hyksos, die, wie ich ausführte, wahrscheinlich ein Hetthiterstamm sind, werden um 1680 Herren von Ägypten. Aber diese ersten Aussendlinge scheinen zu schwach gewesen zu sein. Sie verschwinden aus Mesopotamien und Ägypten für mehrere Jahrhunderte; erst um 1350 dringen sie wieder vor, diesmal nicht mehr gegen Babylon, sondern nur südwärts nach Palästina. Ihr Hauptland war im 15. Jahrhundert v. Chr. Kleinasien, und dort, in Boghazkiöi, unweit Angora, fand Hugo Winckler 1907 das Archiv der hetthitischen Großkönige auf. Unzählige Tontafeln in babylonischer und hetthitischer Sprache ließen die Bedeutung dieses Reiches sogleich erkennen. Die Sprache jedoch war zunächst dunkel, bis der Assyriologe Friedrich Hrozny in ihr eine indogermanische Sprache entdeckte und von da aus zur Lösung ihres Rätsels gelangte.

Das Hetthitische benützt zum Teil die im damaligen Osten allgemein gebrauchten Bildzeichen (Ideogramme), die in jeder Sprache dieser gemäß gelesen wurden, wie etwa wir das Zeichen & „und“, die Franzosen et, die Engländer and, die Schweden och lesen, zum Teil die sumerisch-babylonische Silbenschrift. Der Satz: nu (Zeichen für „Brot“) ezzattêni watar ekuttêni ließ den Sinn erkennen: „Brot“ werdet ihr essen, Wasser werdet ihr trinken (aqua = Getränk). Von da aus, unterstützt durch Wiedergabe einzelner Worte ins Babylonische, gelangte Friedrich Hrozny zur Erklärung vieler Texte („Die Sprache der Hetthiter“, Leipzig 1916). Das Hetthitische gehört nicht zu den ostindogermanischen Sprachen, wie man zunächst vermuten konnte, sondern zu

den westindogermanischen, steht dem Lateinischen, Griechischen, Germanischen, Slawischen näher als dem Indischen und Persischen, hat aber doch auch Beziehungen zu diesen. Die persönlichen Fürwörter lauten uga, zig, anzaš, šumaš, wozu man vergleiche: lat.-griech. ego, griechisch sy-ge, got. uns, pers. šumâ; kuiš kuiš ist lat. quisquis, ebenso kuid kuid, kuiš ki lat. quidquid, quisque. So alt das Hetthitische ist, so erscheint es doch schon auf ziemlich später Stufe, auch Einflüsse von fremden Sprachen, vielleicht besonders den kaukasischen, scheinen schon zu walten.

Der Hauptgott der Hetthiter (und auch der Mitani) war der Blitz- und Gewittergott Teschup, dargestellt mit dem Schwert am Gürtel, dem Blitz in der einen, dem Donnerhammer in der andern Hand. Er trägt kurzen Leibrock und spitze Mütze. Das ist die Tracht der hetthitischen Krieger. Während aber diese bartlos sind, hat er, wohl die ältere Mode anzeigend, vollen, nicht zu langen Bart. Teschup wird mit Hadad gleichgesetzt. Auch er ist der Orion als Sternbild der Frühlingsgleiche im Stierzeitalter. Ein Relief zeigt ihn als Bezwinger des Löwen, den in gleicher Weise Simson und Herkules bezwingen müssen. Der Löwe war im Stierzeitalter das Sternbild der Sommersonnenwende und darum von solcher Bedeutung. Am engsten verwandt ist Teschup mit dem skandinavischen Orion, Thor-Donner. Ob Teschup übrigens die richtige Lesung ist, scheint mir fraglich, denn die Alarodier, die etwas nördlicher wohnen, nennen ihn Teispas, und auch Namen wie Teuspa bei den Mandäern und Thaispis bei den alten Persern lassen Te-uschp als bessere Form vermuten. Dies wäre als Teu-uschp aufzufassen, altindisch Djau-ashwa, d. i. Himmelsgott-Roß. Das Pferd, das die Arier um 2000 v. Chr. nach dem südlichen Asien brachten, war ja ihr bevorzugtes Sonnengleichbild. Auch auf jenem hetthitischen Relief fährt die Sonne, die dem Kampfe Teschups mit dem Löwen beiwohnt, in einem roßbespannten Wagen.

In den Boghazkiöi-Texten wird ein Gott Telibinusch genannt, der noch nicht näher bestimmt zu sein scheint, und eine

Göttin Halkisch, deren Namen mit indogermanischem ghel „gelb" zusammenzustellen sein wird und sie als die Blonde bezeichnet. Sie ist wohl die Göttin der Ackerfrucht. Die Lesung des hethitischen Wortes für Gott steht noch nicht fest; es lautete jedenfalls ähnlich wie tiuwas, fügt sich also in den Kreis der übrigen indogermanischen Worte dafür ein.

Aus ihrem ersten Hauptsitz in Kleinasien drangen die Hethiter alsbald südwärts über Kilikien nach Syrien und bis nach Palästina vor. Karkemisch in Syrien ward jetzt ihre Hauptstadt, und Syrien heißt danach bei den Assyrern noch lange Chattiland. Dort auch erhielt sich ein hethitisches Reich bis über das 8. Jahrhundert hinab. Aber die Ägypter erstarkten wieder, Ramses II. zog nach Syrien, besiegte den Hethiterkönig Chattuschil und schloß mit ihm einen Vertrag (1298). In Palästina jedoch kennen noch die Schöpfer des Rassegesetzes, Esra und Nehemia, Hethiter neben Amoritern, Ägyptern und andern nichtjüdischen Volkschaften. Die ägyptischen Gemälde, die Ramses II. im Kampfe mit Chattuschil darstellen, geben diesem blondes Haar und nordische Züge und so auch andern Hethitern. Aber auch hier wird dies nur die Herren betreffen. Sonst haben die Hethiter zweifellos viel Heervolk von ostisch-dinarischem Typus mit sich geführt, und ihnen verdankt wohl der Küstenstreifen den starken ostisch-dinarischen Einschlag, den man noch heute dort feststellt, und ebenso das jüdische Volk einen großen Teil seiner unedleren Typen. Die sich am Ende Hethiter nannten, mögen, nach der Ausmerze der Herren, nur noch solche kurzköpfige, zum Teil kleinasiatisch großnasige, zum Teil mongoloid kulpnasige Menschen gewesen sein. Nicht selten findet man den Ausdruck „Hethitertypus" in diesem Sinne gebraucht: eines jener traurigen Beispiele, wie mit den Menschen auch die Begriffe vom Edlen ins Gemeine hinabsinken.

Die Arier

Der volkstümliche allgemeine Sprachgebrauch versteht unter Ariern alle nichtjüdischen Europäer oder „Kaukasier", die Wissenschaft beschränkt den Begriff auf die Gruppe der Ostindogermanen, die in engerer Verwandtschaft miteinander verbunden sind und sich allein so genannt haben. Nicht nur die Inder heißen sich Arja, auch Dareios nennt sich einen „Arier arischen Geschlechts" und Ahura Mazda den „Gott der Arier", Persien hat von ihnen den Namen Iran — ursprünglich Ariana —, und die Osseten im Kaukasus nennen sich noch heute Ir und ihr Land Iron. Die andern Bewohner der von Ariern beherrschten Gebiete werden Anarja, „Nicht-Arier", genannt. Arja bedeutet „Edler", „Herr" im Gegensatz zu dem Unedlen, dem Unherrenhaften, Unterworfenen.

Schon um 3000 v. Chr. werden die Arier, damals noch nicht in Volkschaften, höchstens in Stämme zerspalten, das Land jenseit des Kaspisees besetzt haben. Sie sind wohl nordherum um den See nach Asien gekommen. Ihre ersten Aussendlinge drangen zweifellos schon bald nach Süden und mit ihnen das Pferd, das vorher dort nicht bekannt war. Gerade das Land zwischen Kaspi- und Aralsee war reich an wilden Pferden. Die Zähmung des Pferdes ist freilich schon in Europa geschehn, hier war aber die Möglichkeit zu reicher Zucht. Wahrscheinlich bildete das gezähmte Pferd den wichtigsten Handelsgegenstand. Das Pferd wurde übrigens in Mesopotamien und danach in Ägypten nur als Wagenzieher, nicht als Reittier verwendet. Von der Freude am Pferde bei bei den Ariern geben die zahlreichen mit -ashwa (indisch) und -aspa (persisch) gebildeten Namen Kunde, die den griechischen auf -hippos entsprechen. Auch bei den Germanen sind Hengist und Horsa (Hengst und Roß) Namen von Führern, und Mar (Mähre) kommt mehrfach als erster Bestandteil von Namen vor. (Als zweiter bedeutet er, nur durch Zufall gleichlautig, „berühmt"; Marlieb, „Sproß des Rosses", und Dietmar, „Volksberühmt".)

Die Zähmung des Rosses war eine große Kulturtat und wurde als solche empfunden. Denn nur deshalb kann man dem Sternbild, das wir als Pegasus kennen, die Deutung als Roß gegeben haben. Das Roß führt die Sonne herauf, so nicht nur bei den Griechen, sondern auch bei dem Goldkunstwerk von Trundholm. Es wird geradezu der Sonne gleichgesetzt, tritt für sie ein. Nun steht das himmlische Roß knapp am Wassermann, dessen Sterne damals gewiß schon so benannt waren, und das führt auf die Zeit zwischen 4380 und 2230, das Stierzeitalter, da die Sonne am kürzesten Tage mit den Sternbildern des Wassermannes und des Rosses aufstieg. Nicht vor dieser Zeit kann der Gebrauch des Pferdes allgemeiner geworden sein, aber auch nicht erst in Asien kann man das Pferd gezähmt haben, denn hier war man zu tief im Süden, der Jahresanfang hob sich nicht scharf genug ab; das war nur im höheren Norden der Fall, noch nicht zu ferne vom Ursprunglande des blonden Menschen.

Ich wies darauf hin, daß wir in dem Namen des hetthitischen Teschup vielleicht ein Teu-uschp erkennen dürfen, worin die vom Roß heraufgeführte Sonne durch die des Orions, der Frühlingsgleiche, ersetzt wird; denn Teschup ist ja der Orion. Das war der Jahresanfang bei den Mesopotamiern. Der Wandel erklärt sich dadurch. Vielleicht auch trägt der sagenhafte Gründer von Assur ebenfalls den Namen „Roß“: er wird Uspia oder Auspia gelesen. Dann war Assur die Gründung eines arischen Stammes, und die Gleichung Assur = Asura fände darin eine Stütze. Dazu kommt noch der Gottesname Schuriasch bei den Kossäern.

Mögen auch die Hetthiter als Westindogermanen den Gott Teschup-Teu-uschp nicht von den Ariern übernommen, sondern ihn selbständig aus der Heimat mitgebracht haben, Uspia als Aspa gedeutet und vor allem Schuriasch sind schon rein arisch. Führen diese Namen noch in die Jahrhunderte vor 1800 v. Chr. zurück, so finden wir um 1500 bei den Mitani, wie ich bereits erwähnte, eine ausgesprochen arische Dynastie mit arischen Göttern — neben hetthitischen und

semitischen, die den früheren Herrschern des Landes angehören und des „Volkes" wegen noch fortgeführt wurden. Diese Arier heißen bei den Babyloniern Charri, und das kann sehr wohl die Wiedergabe von Arja sein, aber vielleicht auch, worauf zuerst der Mythenforscher Georg Hüsing hinwies, die von arischem Hari, was „die Blonden" bedeutete.

Demselben Stamme gehören sicher die Charu der ägyptischen Quellen an, die im 14. Jahrhundert v. Chr. in Palästina zahlreiche Herrschaften hatten. Auch hier wie im Mitanilande rein arische Namen: Schuwardata, Jaschdata, Artamanja, Arzawija. Sethi I. wird nach seinem Sieg über die Wüstenstämme von Fürsten der Charu begrüßt, ganz Palästina bis nach Phönizien hinein heißt jetzt Charu und so noch um 1100 v. Chr., da schon längst andere Stämme eingedrungen sind. Die Bibel kennt die „Chorim" noch als ältere Bevölkerung von Edom, zeigt sie aber auf ein kleines Gebiet beschränkt. Ursprünglich saßen die Charu weit herum im Lande. Kennzeichnend für sie ist die Sonnenverehrung, die sie mehrere Orte benennen ließ, Beth-Schemesch, „Sonnenhaus", Har-Cheres, „Sonnenberg". Die palästinensische Gestaltung der Orion-Herkulessage gehört wohl ihnen an: Simson ist in der choritischen Stadt Sora geboren. Die ursprüngliche Sprache haben diese frühen Arier gewiß nicht lange bewahrt, aber doch bezeugen nicht nur ihre Namen, daß sie sie bei ihrem Eindringen noch sprachen, auch eine Reihe von indogermanischen Wörtern im Hebräischen sind deutlich arisch, so namentlich Cheres „Sonne", das indische surjas (von swar) in der Lautung des westlichen Stammes (altpersisch chwar). Ihre Kriegsmannen nannten die Charri arisch Marianni, und auch im syrisch-palästinischen Gebiet erhält sich mar als „Herr".

Außer den arischen Stämmen im Mitaniland und in Syrien gab es solche noch in Komagene am oberen Euphrat, wo er den Taurus durchbricht; da heißen Könige noch bis ins achte Jahrhundert Kundaspi und Kustaspi.

Der Hauptstrom der ersten Arier ging jedoch über den Hindukusch nach Indien. Schon im 17. Jahrhundert v. Chr.

war das Fünfstromland, das Pendschab, besetzt. Die Grenze des Gebietes bildete im Westen das Gebirge, im Osten die Dschamuna, ein Nebenfluß des Ganges. Die Vorbevölkerung war hier im Gegensatz zu ihnen, den „weißen" Ariern, von schwarzer Hautfarbe, „nasenlos" und ohne Recht und Götterdienst. Sie nannten sie Dasa, Dasju „Feinde", „Sklaven". Es waren das zweifellos Drawidastämme, wie sie noch heute, abgesprengt von der Hauptmasse, im iranischen Randgebirge sich mit eigener Sprache erhalten haben. Es können nur vereinzelte Horden gewesen sein. Jahrhundertelang blieben die Arier im Pendschab, erstarkten hier durch rasche Vermehrung und konnten, etwa im 14. Jahrhundert, darangehn, das Gangesgebiet zu erobern. Die Weden, vor allem der wunderbare Rigweda mit seinen Hymnen und Gebeten, sind noch im Pendschab entstanden, das große Epos Mahabharata behandelt die Eroberung des Gangeslandes. Dort wohl stießen die Arier schon bald auf die Naga, deren Reste sich noch im heutigen Assam finden, die aber ursprünglich bis tief nach Indien hinein gewohnt haben mögen. Sie sind gelbhäutig, mongoloid. Den Ariern gelten sie als Drachensöhne. Sie besaßen schon eine gewisse Gesittung; denn die Legenden berichten von den Reichtümern ihrer Städte und von ihrem kostbaren Schmuck. Wie scharf die Gegensätze auch gewesen sein mögen, näher standen sie den Ariern gewiß als die Dasju, und ohne Zweifel wurde Blut von ihnen aufgenommen, was ja nicht sofort geschehn sein muß. Karl von Ujfalvy, der große ungarische Forschungsreisende, ist wohl im Recht, wenn er diesen mongoloiden Naga die „eigentümliche Hautfarbe der jetzigen lichthäutigen Inder zuschreibt, die in ihrer hellgelben Nuance reifen Kornkörnern gleicht." Er meint auch, sie seien die Schöpfer der indischen Kleinkunst, der Holzschnitzwerke und Goldschmiedearbeiten, die ja den ostasiatischen in der Tat sehr ähneln.

In dieser Zeit, die etwa um 1000 v. Chr. abgeschlossen ist, bildeten die Arier im Westen und Osten noch eine Einheit. Erst später schieden sie sich durch Sonderentwickelung ihrer Kultur und Sprache in Inder und Iranier. Rigweda

und Awesta stimmen in ihren ältesten Vorstellungen noch wesentlich überein. Der Lautwandel, der arisches S zu iranischem H macht — Asura zu Ahura —, ist noch nicht eingetreten. Dieser erfolgt vielleicht unter dem Einfluß jener Stämme, die schon in ältesten Zeiten die Namen der Sonne Chwar (Horus, Cheres) lauteten, wie auch im Griechischen h an die Stelle von s tritt (helios gegenüber sol, got. sauil).

Die stoffliche Kultur dieser Arier ist noch höchst bescheiden. Sie sind kriegerische Ackerbauer und Viehzüchter, das zweite zumal. Roß und Rind werden immer wieder gepriesen. Ihre geistige Kultur dagegen ist ungemein hoch. Der Rigweda (Liederweda) zeigt sie uns. Die Lieder, ihrer mehr als tausend, wurden zwar erst spät aufgezeichnet, denn stets werden die heiligen Gesänge zuerst nur mündlich überliefert, aber die meisten davon entstanden um 1400 v. Chr., und ihre Form muß noch viel länger festgelegt gewesen sein. Diese Form ist höchste Vollendung, im Metrischen sowohl als auch in der Gliederung und Gestaltung des Gegenstandes. Ihr Inhalt reicht noch viel weiter zurück, ins Stierzeitalter (4380—2230). Ein merkwürdiges Lied zeigt das. Indra und Waruna streiten um den Vorzug, und der Sänger entscheidet sich für jenen. Indra ist der arische Orion: er trägt wie Herkules die urtümliche Keule, die noch dazu wie Thors Hammer beim Wurfe immer wieder in seine Hand zurückkehrt — die Indogermanen müssen einen solchen Bumerang besessen haben —, bekämpft die Dämonen und wird mit Stieropfern geehrt, die dem neben ihm am Himmel stehenden Stiere gelten. Waruna, der griechische Uranos, ist der Wassermann des Tierkreises. Er waltet über die himmlischen Gewässer. Seine bedeutsame Stellung hatte er nur im Stierzeitalter, denn da gab er der Welt die neue Sonne. Der Streit dreht sich darum, ob die Wintersonnenwende oder die Frühlingsgleiche das wichtigere sei. Er hatte Sinn nur damals, denn später standen Wassermann und Orion-Stier nicht mehr an Scheidepunkten, und er besagt zugleich, daß in dem südlicheren Lande, wo der kürzeste Tag nicht scharf von den anderen sich abhob, der Frühlingsgleiche als Jahres-

anfang der Vorzug gegeben wurde, wie dies in Babylonien geschah. Das Lied ist ein später Nachklang. In ebenso alte Zeit geht ein Hochzeitsbrauch zurück, von dem berichtet wird. Die jungen Eheleute setzten sich nach den Feierlichkeiten im neuen Heim abends auf ein Stierfell und erwarteten das Erscheinen der Sterne. Dann sagte der junge Ehemann zu der jungen Frau, indem er auf den feststehenden Stern (dhruwa) zeigte: „Fest sei, gedeihend bei mir!" und sie antwortete mit einem ähnlichen Spruche. Einen Polstern gab es aber vor dem unsern, der es kaum ein Jahrtausend lang ist, nur zwischen 2780 und 2280 v. Chr. (es war Kappa im Drachen). In dieser Zeit nun war, was bisher nicht bemerkt wurde, der Stier das Zeichen der Weltzeit: darum setzte sich das Paar auf das S t i e r fell.

Die Götter der Indogermanen sind ursprünglich Naturmächte, nicht Götzen und Fetische, wozu sie erst werden, wenn man ihre Namen nicht mehr versteht. Auch bei den Ariern sind diese nur noch zum Teil durchsichtig, und das sogar für den Forscher, der doch das ganze Gebiet übersieht. Das „Volk" hat sie schon nicht mehr verstanden, und selbst den Priestern entschwand die Kenntnis der eigentlichen Bedeutung. Der „Himmelvater" der Urzeit, der Djaus pitar, erklärt sich zunächst noch, weil djaus auch für den „Tageshimmel" gebraucht wird; aber alsbald geht das Wort dem Sprachgebrauch verloren. Waruna erklärt sich durch das griechische ouranos „Himmel", Pardschanja, der Regengott der späteren Zeit, der aber den Früheren noch als mit Djaus und Waruna gleich galt, durch die Zusammenstellung mit dem litauischen Perkunas, der altnordischen Fjörgyn, ohne daß die Ableitung des Namens ganz klar wäre. (Vergleiche jedoch das tschechische prši, „es regnet".) Indra und die Nasatja haben bisher noch undeutbare Namen. Dagegen erkennt man in den Ashwinen sofort die „mit Rossen versehenen" (Ashwa), wie denn auch die griechischen Dioskuren ihre Rosse haben, und Surja ist einfach die Sonne, Agni das Feuer (lat. ignis, slaw. oganj).

Agni ist geradezu der Hauptgott der Inder, wenigstens

der, dem der ausführlichste Kult gewidmet ist. Dieser Kult ist zweifellos uralt. Das Feuer war so wunderbar, tat so wichtige Dienste, daß man es sorglich hegte und pflegte. Da es auch eine furchtbare Macht war, zollte man ihm Ehrfurcht. Sonne und Blitz waren von gleicher Art, in gewissem Sinne auch der Mond und alle Gestirne. Das gab vielleicht schon frühe Anlaß zu bewußten Gleichsetzungen und später zu weniger glücklichen Übertragungen von dem einen aufs andere.

Das kultische Feuer wird, obwohl man es längst viel einfacher erzeugen konnte, noch immer wie in der Urzeit aus zwei Hölzern gerieben. Die sind seine „Eltern". Sowie es geboren ist, werden Gefäße mit Milch, als Kühe bezeichnet, zum Opfer hinzugestellt, Götter und Hirten beten das Kind an, man träufelt Butter darauf und nennt es nun den Gesalbten (Akta), und dann wächst es empor, wird der „Weiseste der Weisen" und Lehrer der Menschheit. Die Inder kennen einen dreifachen Agni, den des Himmels, die Sonne, den der Erde, das Feuer, und den der Luft, der wie ein Vogel fliegt, den Blitz. Sie alle sind eins. Oft auch wird er als guter Hirte dargestellt, weil sich des Nachts um das Feuer die Herden sammeln, wie ein Lied im Rigweda hervorhebt. Er ist der Mittler zwischen den Menschen und den Göttern, weil er das Opfer zu diesen hinanträgt, und so ist er selbst Priester und heißt der Reine, Heilige, der alle Sünde fernhält. Ein uraltes Stück erzählt, wie er im Wasser verschwindet und dann durch die Bitten und Opfer der Menschen bewogen wird, wieder hervorzukommen, was natürlich nur auf die Sonne zu beziehen ist. Der irdische Agni wird von zwei Hölzern erzeugt, der himmliche ist der „Sohn der Wasser", nämlich des Wassermanns im Stierzeitalter, der der Luft kommt von der „Wolkeninsel", von dem „Felsen" im Luftmeer herab. Da ward sicherlich an die Erzeugung des Feuers aus dem Feuerstein gedacht, wie denn der Donnerhammer nur dann Blitze aus den Wolken schlagen kann, wenn die als Felsen gelten.

Die geistige Höhe der Arier noch vor ihrer Trennung in Iranier und Inder bezeugt der Begriff der heiligen Ord-

nung, des Arta im Awesta und Rita in den Weden. Schon ein Charrifürst trägt den Namen Arta-tama. Das Wort bedeutet wohl „Gesetz“. Im Awesta ist es geradezu Tugend, Reinheit, das Gute schlechthin. Ahura Mazda hat es geschaffen, es ist lebendiger Ausfluß seines heiligen Willens; ebenso ist Waruna Begründer und Herr des Rita. Die Ananke der Griechen hat hier ihre Parallele, aber auch ihr Gegenbild. Denn sie ist düster und unerbittlich, im Arta jedoch waltet das Milde vor. So kriegerisch auch die Arier waren, eine Neigung zum Beschaulichen bestand schon früh. Und das führt zur Ausbildung eines Priestertums, wie es sonst den Indogermanen der ältesten Zeit fremd ist.

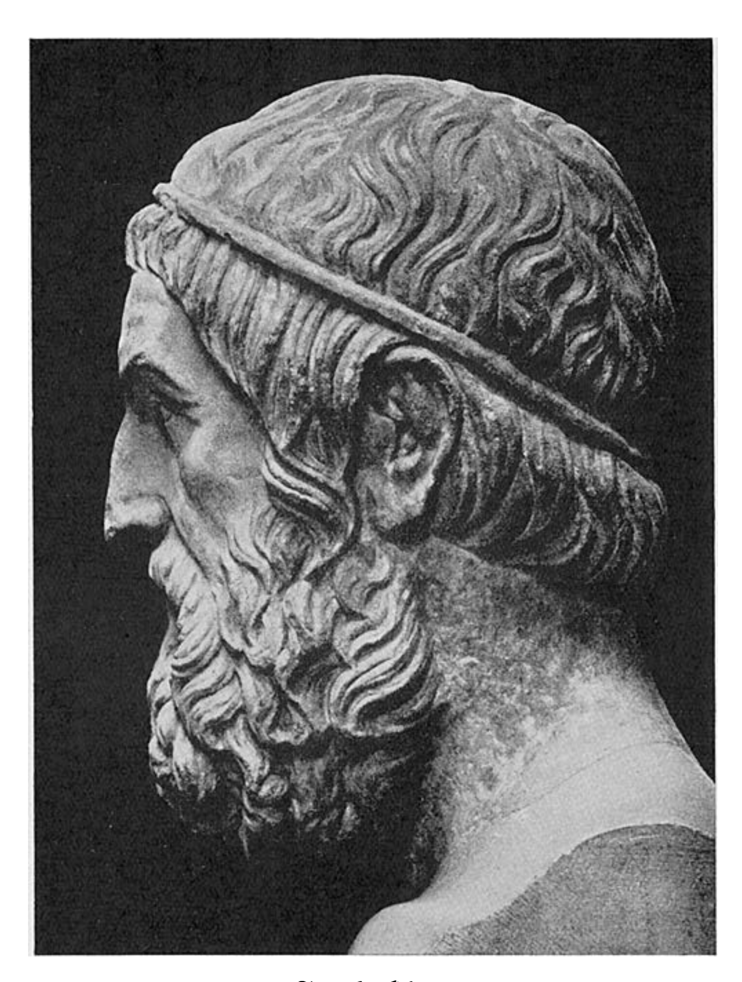
Für die Urindogermanen läßt sich tatsächlich irgendein Priestertum oder gar ein Priester s t a n d nicht feststellen. Mag auch die Gleichung des indischen brahman und des lateinischen flamen zu Recht bestehn, die beide „Priester“ bedeuten, mehr darf man daraus nicht schließen, als daß es bei den Urindogermanen schon Spruchkundige gab; denn brahman heißt eigentlich „Wort“, „Spruch“. Noch bei den Germanen gibt es nach Cäsars und Tacitus' Berichten keine Priester, keine Altäre, geschweige denn Tempel. Aber bei den Ariern gab es schon vor ihrer Trennung Priester. Das geht hervor aus der Gleichung von indischem hotar und awestischem zaotar mit der Urbedeutung „Rufer“, „Sänger“. Dies scheint die allgemeine Bezeichnung gewesen zu sein. Der Feuerquirler hieß awestisch Athrawan, indisch Atharwan (von athar, Feuer). Und noch andere Ausdrücke stimmen überein.

Das Sittliche steht bei der ältesten arischen Religion im Vordergrund. Das hat namentlich Leopold v. Schröder in seinem überaus reichen Werke „Die arische Religion“ (Leipzig, H. Haessel, 1914, 1916), das ich hier mehrfach benütze, nachgewiesen. Nicht erst im Zarathustrismus findet man vergöttlichte Begriffe; die sieben oder acht Aditjas der Weden, die ihre Entsprechungen im Awesta haben, sind schon nichts anderes. Es ist ganz so, als stellten wir die Inhaltsbegriffe unseres Gottes wie Allmacht, Güte, Weisheit, Ge-

rechtigkeit, Hilfe, Treue, Gnade, Strenge, Wahrheit neben ihn, wie wir es gelegentlich tun, unterm steten Bewußtsein freilich der vollen Einheit, das nur dort gebrochen wird, wo bastardisches Blut zur Verfetischung der Worte drängt. Waruna, der „Himmel", ist der oberste Aditja, der alle umfaßt — im Awesta Ahura, der „Herr" —, Mitra, der „Freund", steht neben ihm und wird am meisten mit ihm zugleich genannt, so schon in den Mitaniverträgen. (Erst in spätpersischer Zeit wird Mitra der Sonne gleichgesetzt und kommt dann als Sonnengott Mithras auch für Europa zu Bedeutung.) Arjaman, der „Getreue", verhilft der Jungfrau zu einem Gatten, dem unbeweibten Manne zu einer Frau. Bhaga ist der „Geber", Amsha der „Verteiler", Daksha „Kraft" und darum Schöpfer der Welt und selbst Mitras und Warunas. Aditi, die Mutter der Aditjas, ist die „Nichtgebundene", die Unendlichkeit, Unvergänglichkeit, Ewigkeit. Und sie gilt als die Urmutter alles Seienden. Alle diese „Götter" sind mythenlos. Was von ihnen ausgesagt wird, erreicht höchstens die Bildhaftigkeit, womit wir etwa die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Weisheit ausstatten, wenn wir sie verpersönlichen.

Die sittliche Höhe der Arier findet ihren kennzeichnendsten Ausdruck in der Forderung unbedingter Treue. Mitra und Waruna sind die Götter der Verträge, und wie heilig das Wort gehalten wurde, ist noch durch späte Erzählungen belegt. Treulose Handlungen wie die des Tissaphernes gegen die Zehntausend Xenophons sind Ausnahmen. Die Frau hatte eine hohe und freie Stellung; auch sie brachte Opfer dar. Daß alte und bresthafte Leute und mißgeborene Kinder getötet wurden, darf nicht als Barbarei gelten. Barbarei ist es vielmehr, ein Wesen leben zu lassen, dem das Leben zur Qual ist oder mit Sicherheit werden wird. Leidenschaften und Laster fehlten natürlich nicht. Man ersieht aus dem Rigweda, daß es Mord, Raub, eheliche Untreue gab, dann Trunksucht und Würfelspiel, die Tacitus auch bei den Germanen fand. Ein Zug des Verfalls ist jedenfalls das Bestehn einer ausgebildeten Priesterschaft.

Daß die Arier zur Zeit, als sie in Iran und Indien eindrangen und ihre ersten Gebiete besetzten, noch völlig unvermischt waren, läßt sich vielleicht schon im Hinblick hierauf bezweifeln. Noch aber verhinderte das Bestehn einer Priesterschaft durchaus nicht die kriegerischen Taten. Die Geschichte Vorderasiens gibt davon Kunde, für Indien bezeugt es das Mahabharata, das in seinen frühesten Teilen noch ganz heldisch ist. Auch stehn da die Priester noch nicht an der ersten Stelle, die sie später im Kastenwesen einnehmen. Wenn nicht ganz rein nordisch, so waren die Arier sicherlich nur erst wenig vermischt. Von der dunkleren Vorbevölkerung unterschieden und schieden sie sich im Osten sehr scharf; sie waren gewiß „weiß", wie sie sich nennen. Und sie werden auch in der Mehrzahl blond gewesen sein. Die Iranier waren es in den hohen Ständen noch in griechischer Zeit. Die Inder nennen sich ausdrücklich blond nirgends, aber mehrere ihrer Götter schildern sie so. Agni und Surja sind goldhaarig; das ist bei ihnen, als Feuer- und Sonnengott, natürlich. Doch auch Indra, Wischnu und Schiwa tragen das Beiwort harikesha „blondhaarig", Schiwa wird schlechthin Hari, der „Blonde", genannt. In der rührenden Dichtung von Sawitri, dem Hohenlied der Gattentreue, wird Sawitri radschiwa lotschana, „blaulotosäugig" genannt, ihr Gatte, Satjawant, dem goldenen Sonnengott, Surja, verglichen. Die Pandawas im Mahabharata sind blond und auch noch im späten Ramajana Rama. Im Awesta sind ehrende Beiwörter für Götter und Menschen: groß von Gestalt, schlank von Wuchs, helläugig, mit schmalen Fersen, langen Armen und schönen Waden. Bei den Frauen gelten als Schönheitsmerkmale: ebenmäßiger Wuchs, schlanke Mitte, große, weite Augen, helle Hautfarbe, schmale Finger, wohlgeformte Brüste. Das alles hat noch größere Bedeutung, wenn man sich den Gegensatz dazu denkt, die dunkle Hautfärbung, die kleinen Augen, die klobigen Finger, die wadenlosen Beine, die schlappen Brüste der Weiber. Das stolze Bewußtsein, anders zu sein als die Vielen, war noch lebendig.



Sophokles
(um 450 v. Chr.)

Phot. F. Bruckmann, München

Inder und Perser

Die Inder sind das einzige indogermanische Eroberervolk, das keine Geschichtschreibung hat. Überall, wo ein neues Volk ein älteres überlagert, entsteht das Bedürfnis, in Inschriften und alsbald in zusammenhängenden Aufzeichnungen für sich und die Nachkommen die Herrschaftbegründung festzulegen. Die Inder haben nur ihre Epen, die nirgends den Anspruch auf Geschichtlichkeit erheben, und nur ganz wenige und späte Inschriften aus dem Buddhismus. Die Schrift kam erst im 8. Jahrhundert v. Chr. nach Indien; ein aramäisches Alphabet wurde der Sprache angepaßt. Aber das Gedächtnis der Brahmanen war so geschult, daß es Zehntausende von Versen sicher behielt, ja den ganzen Weda. Das war kein Grund dafür, daß man kriegerische und staatliche Vorgänge nicht bewahrte. Auch Rassetrübung kann nicht die Ursache sein. Denn auch schon sehr stark durchmischte Völker pflegen noch die Geschichtschreibung. Die Erklärung für die befremdliche Erscheinung ist vielleicht die, daß die unterworfene Bevölkerung den Eroberern so ferne stand, ihnen gegenüber so minderwertig war, daß es einer Festlegung der Herrschaftbegründung um der daraus folgenden Ansprüche willen gar nicht bedurfte. Wo rein nordische Völker unter sich sind, haben sie keine Geschichtschreibung. Die schwarzen Dasju waren nicht mehr als das Vieh, galten nicht als irgend zu beachtende Menschen. Die gelben Naga waren verdrängt, zum Teil in die Gemeinschaft aufgenommen, ihr Blut in der Gesamtheit der Arier zerflossen. Jahrhunderte blieb das so. Geschichtschreibung war unnötig, die etwaige Anlage dazu verkümmerte, zumal eine andere, die zur Philosophie, schon frühe zu überwuchern begann.

Man kann die Ausdehnung der Inder vom Pendschab ins Gangesland und tiefer nach Süden nicht verfolgen; immerhin wird um 600 v. Chr. Nordindien bis an den Himalaja so ziemlich ganz von ihnen besetzt gewesen sein. Das Hochland von Dekhan, der Osten der Halbinsel waren noch von ununterworfenen dunklen Drawidastämmen bewohnt; aber

an der Küste entlang waren die Arier bis zur Südspitze gedrungen und hatten auf Ceylon um 550 v. Chr. eine arische Herrschaft aufgerichtet. Genauer Bescheid weiß man über die Geistesbewegungen. Schon im Weda tritt die Neigung zum Denken über die Welt und die Dinge hervor. Ein Denkerstand züchtet sich, die Brahmanen. Ihr Amt als Priester wird erblich, denn die „Sprüche" werden von Vater auf Sohn überliefert. Das Gedächtnis muß frühzeitig geübt werden, der Geist entfernt sich immer mehr von der Sachwelt und hält sich ans Wort, folgert aus dem Wort, beweist mit Worten. Es bildet sich innerhalb der Arja eine Kaste heraus, die sich die oberste, wichtigste Schichte des Volkes bedünkt. Sie ist es in Wirklichkeit gewiß noch nicht. Denn noch gibt es Eroberungen fremder Gebiete und Kämpfe unter sich. Da sind die Krieger, die Kschatrija, zweifellos wichtiger als die Denker. Aber doch werden die Brahmanen die Schöpfer der Kastenordnung sein. Der Krieger nimmt unbedenklich alle möglichen Weiber in seinen Harem, der Denker aber weiß, daß er sich mit einer Frau aus dem eigenen Stande fortpflanzen muß, um gleichbegabte Sprossen zu haben. Und bei dem starken Einfluß der Brahmanen drang ihre Forderung nach Umgrenzung des Standes sicherlich leicht durch, zumal den Klarsichtigen eben zur selben Zeit die Gefahr der Aufnahme von immer mehr dunklem Blute bewußt geworden sein wird. Schon war gewiß genug davon eingesickert.

Überall ist der Vorgang derselbe. Der Eroberer zeugt mit den Weibern der Unterworfenen Kinder, die eigentlich unfrei sind. Aber er stammt gewöhnlich aus einem durch Inzucht sehr gefesteten Stamme, und sein Blut hat darum große Durchschlagkraft, so daß von den Sprossen gar manche in Gestalt, Begabung und Wesen fast ganz nach ihm schlagen. Da ist es dann die „Billigkeit" des nordischen Menschen, die die so gearteten Sprossen auch der unfreien Frau in den eigenen Stamm aufnimmt. Das hätte nur persönlich geschehn dürfen, wie etwa in Bayern und Württemberg an verdiente Männer der persönliche Adel, nicht der erbliche, verliehen wurde. Mochten auch die ersten solcherweise Auf-

genommenen ganz nordische Menschen gewesen sein, dennoch brachten sie in ihrem Blute die Möglichkeit mit, Rückschläge nach ihren fremdrassigen Vorfahren zu erzeugen, und kaum wohl war man so rassebewußt, ein dunkleres Kind zu vernichten, wie man sonst mit mißschaffenen tat, oder es nur wieder in den Stand der Unfreiheit zu verweisen, in den es rassisch gehörte. Es folgte vielmehr dem Stande des Vaters. Je mehr solche Sprossen in den Stand der Freien kamen, je mehr sich deren Mischblut verbreitete, um so mehr wurde auch die inzuchtliche Rassegefestetheit gebrochen, und immer weniger sicher wurde es, daß das Kind eines freien Vaters mit einer Unfreien nach jenem schlug. Das ist gewöhnlich die Zeit, wo Rassegesetze aufgerichtet werden. Sie sind stets ein Zeugnis dafür, daß schon fremdes Blut auch in die höchsten Schichten gedrungen ist, sie retten auch nur, was noch gerettet werden kann, und wo das lichte Blut in dem inbegriffenen Kreise einen zu geringen Bestandteil bildet, hemmen sie den Verfall nur für kurze Zeit, führen nicht zu dessen Erstarkung, es wäre denn, daß ein besonderer Zuchtwille in den Lichtesten zu walten begönne, was jedoch in der Vergangenheit noch nicht der Fall war. Wo dagegen noch ein erheblicher Teil lichten Blutes vorhanden ist, retten sie das Volk dauernd vorm Untergang, wofür die Juden das Beispiel sind.

In Indien wurden vier Kasten geschaffen. Zu den Brahmana und Kschatrija kamen noch die Waishja, die Ackerbauer, Viezüchter und Händler, als arische Kaste und die Shudra als anarische. Daß es sich um rassische Abgrenzung handelt, besagt schon der Name für Kaste: Warna, „Farbe". Die Mischlinge, deren Aufnahme in die höheren Schichten die Durchsetzung des edeln Blutes mit gemeinem verschuldet hatte, wurden jetzt ganz ausgestoßen, außerhalb jeder Gemeinschaft gestellt. Das sind die „Paria", deren Namen von einer verachteten nichtarischen Volkschaft im Süden herrührt, nicht aber ursprünglich diese Kastenlosen bezeichnet, wie man gewöhnlich meint.

Die Aufrichtung des Kastenwesens, die vielleicht um

800 v. Chr. erfolgte, diente vor allem den Brahmanen, die sich selbst als der ersten Kaste die strengsten Gesetze gaben und sie zweifellos auch hielten. Die große Dichtung der nachwedischen Zeit, die Zusammenfassung des Mahabharata und dessen Bereicherung um so tiefgeistige Schöpfungen wie die Baghawad-Gita, das Ramajana, die Brahmanas und Puranas, die Upanischaden, verdanken wir ausschließlich den Brahmanen. Und sie auch haben die indische Philosophie geschaffen, die zunächst nur Erläuterung der Weden sein will, aber darüber hinaus zu voller Freiheit erwächst, bis zur Leugnung jeder Gottheit. Sechs Schulen gelten als rechtgläubig. Das Ziel der indischen Philosophie ist schon in ihnen die Überwindung des Leides. Ihr Pessimismus wird noch verstärkt durch den Glauben an die Seelenwanderung. Dieser Glaube zieht die Frage nach sich, wie es möglich sei, die Seele vor jeder ferneren Wiederverkörperung zu bewahren. Und die Antwort ist fast stets: durch Erkenntnis und Selbstabtötung. Verschiedene Forderungen werden erhoben: Keuschheit, Armut, sich von Fleisch und Rauschgetränken zu enthalten, nichts Lebendiges zu töten, alle Unbill widerstandslos zu ertragen.

Diese Philosophie ist typischer Ausdruck eines Mischlingstums besonderer Art. Durch die jahrhundertelange Inzucht im engen Kreise muß das dunkle Blut, das eingedrungen war, Dasju- und Nagablut, fast gleichmäßig zerflossen sein, sich allen und jedem mitgeteilt haben. Denn sonst ist bei Mischlingen der Lebensdrang vielmehr eher gesteigert und drängt sie zu Aufruhr. Beispiele dafür Michelango, Beethoven, Nietzsche. Hier jedoch wird der Erhaltungstrieb völlig unterdrückt; auch den Tiger, der einen anspringt, darf man nicht töten. Das Ideal ist, sich verhungern zu lassen, um die Welt zu überwinden, ohne daß man dabei sich selbst verletzt. Denn auch sich selbst darf man nicht „töten“.

Um 500 v. Chr. ist diese Philosophie abgeschlossen. Da ersteht ihr aus dem Kreise der Kschatrija Gegnerschaft: Siddharta aus dem Geschlecht Gautama, Buddha, der „Erleuchtete“, genannt, und Dschnataputra, der bei seinen Anhängern

Dschina, der „Überwinder“, heißt. Beide kommen aus dem Osten, vom Pendschab aus betrachtet also aus der Kolonie. Aber nicht, wie etwa erwartet werden konnte, stürzen sie in frohmutiger Lebensbejahung das düstere Denkgebäude jener Pessimisten, sie überhöhen es vielmehr durch die vollkommene Askese und werden Begründer von Mönchsorden. Das zeigt, daß bei den Kschatrija die Verhältnisse ganz dieselben gewesen sein müssen wie bei den Brahmana, nur daß bei ihnen vor der Aufrichtung der Kasten durch die fremden Haremsfrauen noch viel mehr dunkles Blut eingeflossen sein muß. An und für sich ist es schon Ent-Artung, wenn ein Kschatrijasproß — Philosoph wird. Buddha war ausgesprochener Atheist. Das Seltsame ist nun, daß er von seinen Anhängern selbst zum Gott, zum Götzen gemacht ward. Überall wurden ihm Tempel errichtet, seine Reliquien, ein Zahn, eine Fußspur, werden verehrt, allerlei Heilandmythen wurden auf ihn — wie später auf Mohammed — übertragen, und neuerdings befleißigt man sich, seine Reden in der mönchischen Verdünnung, die sich für die Naga und Drawida Indiens als schmackhaft erwiesen hat, in Europa zu kredenzen.

Buddhismus und Dschainismus nahmen zwar sehr gerne die Gönnerschaft von Fürsten an, aber sie hoben die Schranken der Kasten auf. Nach ihnen waren alle Menschen gleich. Bezeichnend ist es nun, daß ihr großer Gönner Ashoka ein Emporkömmling war, der Enkel des niedrig geborenen Usurpators Tschandragupta. Unter Ashoka wurde jenes wichtige Konzil zu Pataliputra (241 v. Chr.), das dritte seit Buddhas Tod, gehalten, das nicht nur die Lehre wieder einmal festlegte, sondern auch die Mission in alle Länder begründete. Von da an zogen Buddhisten bis nach Ceylon, das später ein Hort des Buddhismus werden sollte, nach Kaschmir und Tibet, nach China und nach Westasien und Ägypten. Das Christentum zeigt noch buddhistische Einflüsse. In Indien selbst hielten sich zum Buddhismus nur die niederen Kasten, vor allem die nichtarischen, so daß er hier immer mehr aus dem Kulturleben verschwand, der Dschainismus dagegen blieb bestehn. Er, der den Selbstmord durch Verhungern

empfahl, war doch nicht so völlig weltfremd. Er pflegte die Literatur in altindischer Schriftsprache — der Buddhismus bedient sich der Volkssprachen — und betätigte sich zuweilen sogar im Staatsleben. In China und Japan hat der Buddhismus die meisten Anhänger; neuerdings warb er eifrig in England und auch in Deutschland. In seinem Kultus ähnelt er sehr dem Katholizismus und der griechisch-orthodoxen Kirche. Er führt von etwas geistigeren Formen bis zu den Gebetmühlen der Tibetaner.

Staatlich war Indien schon seit Jahrhunderten ohnmächtig. Dareios machte sich das Pendschab tributpflichtig (um 515 v. Chr.), und noch unter Xerxes kämpften bei Platää (479) indische Truppen mit. Alexander der Große konnte (327) mit einer kleinen Schar von treuen Makedonen bis an den Hyphasis (Wipasa) vordringen, obwohl er noch von dem und jenen Fürsten tapferen Widerstand fand; sein eigenes Heer zwang ihn zur Rückkehr nach Persien. Aber so stumpf waren die Inder dieser Zeit, daß sie gar keine Erinnerung an den Weltbezwinger bewahren.

Von Bedeutung wurde, wenigstens für die indische Kunst und mittelbar für die ganze ostasiatische, die durch den Buddhismus mit ihr zusammenhängt, die nicht ganz hundertjährige Herrschaft der Makedonen aus Baktrien im Pendschab (175—93 v. Chr.). Das griechische Schönheitsideal vergeistigt die Buddhabilder und die der Kwannon und anderer Göttergestalten, das griechische Drama beeinflußt das indische, wenn dieses überhaupt schon vorher bestand, und durch dieses das chinesische und japanische.

Um 130 v. Chr. brachen die Saken und die Indoskythen im Pendschab ein. Es waren das blonde, zu den Westindogermanen gehörende Volkschaften aus Turkestan. Die Chinesen nennen die Indoskythen Jue-tschi, das ursprünglich Ge-ti gelautet haben mag; denn um einen Teil der Geten handelt es sich. Daß diese Stämme zu den Westindogermanen und nicht zu den eigentlichen Ariern gehören, erwies sich an einer ihrer Sprachen, dem Tocharischen, das bis ins 9. Jahrhundert n. Chr. im chinesischen Ostturkestan ge-

sprochen wurde. Dessen Entdeckung in den 1890er Jahren warf die ganze bisherige Auffassung von den Indogermanen um.

Die Saken besetzten das westliche Indusgebiet und eroberten von hier aus das iranische Drangiana, das seither Sakistan (Seïstan) heißt, die Indoskythen wurden Herren eines Reiches, das bis 350 n. Chr. bestand. Schon in der Heimat nördlich vom Hindukusch hatten sie, wie es scheint, den Buddhismus angenommen, jetzt machten sie sich zu seinen Beschützern. Ihr größter Fürst, Kanischka oder Kanerka (seit 78 n. Chr.), herrschte vom Pendschab nordwärts über Kabul, Kaschmir, Kaschgar und Chotan bis tief nach Innerasien hinein. Seine Hauptstadt war Peschauer. Er förderte Kunst und Wissenschft. Der Arzt Tscharaka und der buddhistische Theologe Ashwagoscha wirkten unter ihm. Ein buddhistisches Konzil wurde abgehalten und darauf der sogenannte nördliche Kanon ausgearbeitet, nicht in der Volkssprache, sondern in der alten Sprache der Gebildeten, dem Sanskrit. Prächtige Bildwerke der indisch-griechischen Mischkunst entstanden, auch solche von indoskythischen Fürsten, die ganz nordischen Typus haben. Daß als Heervolk auch innerasiatische „Turanier" mit breiten, knochigen Gesichtern, kurzen Schädeln mitkamen, ist sicher und läßt sich an anderen Bildwerken feststellen.

Die Allgemeinheit der Inder muß damals sehr dunkel gewesen sein. Strabo, der Zeitgenosse des Kaisers Augustus, berichtet, die nördlichen Inder, die von den südlichen verschieden seien, hätten die Farbe der (damaligen) Ägypter, ohne deren (wohl negerische) Gesichtsbildung und krauses Haar. Avienus, der auf Dionysius den Periegeten (um 120 v. Chr.) zurückgeht, nennt sie schwarz von Farbe und ihr lang getragenes Haar blauglänzend wie Hyazinth.

Die Indoskythen waren gewiß ein zahlreiches Volk, denn von ihnen und verwandten Scharen wird zu der Zeit ein großes Gebiet besetzt. Um 500 dringt ein neuer Schwarm, die „weißen Hunnen", ein. Man muß sich diese Völkerbewegung ähnlich der gleichzeitigen germanischen im Westen

denken. Und was jetzt an neuer Kultur in Indien ersteht, wird ebenso auf den Zustrom lichten Blutes zurückzuführen sein wie die italienische Renaissance. Es gibt viel Ähnlichkeiten. Wohl schreibt man Sanskrit — untermischt mit dem mundartlichen Prakrit —, aber der Geist ist den altindischen Dichtungen gegenüber ein völlig anderer: Romantik. Die Epik zeigt dies am auffälligsten, obwohl man vielfach die alten Stoffe benützt. Tasso und Homer bieten dasselbe Verhältnis. Aber ganz neue Gattungen kommen auf: Lyrik und Drama. Wenn Kalidasha (um 500 n. Chr.) sofort, als er in Europa bekannt ward, mit seiner „Shakuntala" alle Herzen gewann, kein geringeres darunter als das Goethes, war es eben, weil man darin eng Verwandtes traf; die älteren Dichtungen, die später vermittelt wurden, befremdeten. Das war ostindogermanischer, bei Kalidasha jedoch westindogermanischer Geist. Inwieweit der Einzelne Indoskythe war oder aber echter Inder, ist dabei nebensächlich. Die Kunstrichtung wird durch die neue Herrenschichte bestimmt; für sie wird geschaffen.

Doch auch das neue staatliche Leben, das sich jetzt regt und gegen die Indoskythen selbst wendet, wird wohl auf ihr eigenes Blut zurückgehn, ganz so, wie in Italien Germanen gegen Germanen kämpften. Die Dynastie der Guptas drängt die Indoskythen zurück (seit 350 n. Chr.). Unter Samudragupta umfaßt das Reich den ganzen Norden; Dekhan und das westliche Iran wird hinzuerobert. Von etwa 500 bis 560 herrschen die „weißen Hunnen". Dann wird wieder ein Inder Herr des Landes. Im Süden entsteht ein starkes Reich, das der Tschalukja, von indischen Adeligen geführt; die Bevölkerung bilden Drawida. Das Indische dringt als „Dichtersprache" (Kawi) unter die Javanen. Aber seit 1001, da der Ghaznewide Mahmud Indien unterwirft, wird es nicht mehr selbständig. Den Türken löst der Mongole ab und diesen der Engländer.

Aus der Dichtung der indischen „Renaissance" gewinnt man den Eindruck, als sei in Indien noch immer oder wieder die Herrenschichte rein nordisch. Denn die Frauen sind weiß-

häutig und lotosäugig, was nur auf den blauen Lotos gehn kann, nicht auf den rosenfarbenen. Aber das ist gewiß zum Hauptteil überliefertes Schönheitsbild. Gleichwohl zeigen uns die Malereien in verschiedenen Höhlentempeln, zumal in dem von Adschanta, das tief im Süden, im Staate Haiderabad, liegt, daß damals tatsächlich in den oberen Ständen wieder viel helle Typen vorkamen, vor allem lichte Haut und blaue Augen. So sind auf einem Gemälde, das König Pulikesin II. (um 625), den bedeutendsten Tschalukjafürsten, darstellt, wie er eine persische Gesandtschaft empfängt, der König, sein Zeremonienmeister und noch mehrere Personen des Hofes ganz nordisch von Farbe. Mehrere haben, zum Teil bei dunklerer Färbung, blaue Augen. Des Königs Gesicht ist leider verwischt.

Heute sind die Inder auch in ihren höchsten Ständen nur wenig nordisch. Blaue oder graue Augen sollen noch hier und da vorkommen, häufiger ist hohe Gestalt und nordisches Gesicht. Immerhin unterscheiden sich die Brahmanen einzelner Landstriche noch deutlich durch ihre größere Lichtheit und feinere Körper- und Gesichtsbildung von der übrigen Bevölkerung. Ihr Stolz auf ihre Rassereinheit bedeutet nichts. Denn die Ahnentafel trägt jeder in seinen Zügen und in seiner Farbe, nicht in der papierenen Liste seiner Vorfahren. Staatlich sind die Inder völlig ohnmächtig. Die Engländer wissen sie zu nehmen und haben von Aufruhrgelüsten wenig zu befürchten. Die Maharadschas, die sie ihnen beließen, erschöpfen ihre Lebenskraft in Prachtentfaltung und Wohlleben. Die Bilder, die man von ihnen zu sehen bekommt, zeigen fast durchweg Drawidatypus, der kaum die Höhe unserer europäischen Zigeuner erreicht. Das sind keine Kschatrija mehr, sondern Sprossen von Abenteurern dunkler Herkunft, die irgendwann und irgendwie auf den Thron gelangten. Die Kraft des Urahns war einmalig, wiederholte sich in den Erben nicht. Nur eine gewisse Kunst und Wissenschaft besteht noch bei den Indern. Neben dem Sanskrit gibt es noch eine Reihe von Schriftsprachen und in diesen Literaturen. Die Engländer haben Schulen errichtet und dadurch

ein regeres geistiges Leben erweckt. Aber auch die bedeutendsten Schöpfungen der neuen Inder sind höchst belanglos. Die Dichtungen Rabindranaths, von ihm selbst ins Englische übersetzt und daraus in alle möglichen europäischen Sprachen, waren eine Zeitlang Sensation und Mode. Rabindranath kam selbst nach Europa, das ihm den Nobelpreis verliehen hatte, und hielt Vorträge. Man erkannte bald genug, daß er nichts Wesentliches und nichts Neues gab. Hätte man sie mit dem älteren indischen Schrifttum verglichen, das besonders zwischen 1820 und 1860 in vielen Übersetzungen zugänglich gemacht worden war, so hätte man dies sogleich erkannt. Rabindranath ist gewiß eine vornehme Persönlichkeit, aber nicht mehr. Und er steht, obwohl er den hohen Adelstitel Thakur (Tagore) trägt, dem nordischen Typus ziemlich fern. Seine Gestalt und sein Gesicht sind zwar nicht unedel, und er hat in langen Locken gewelltes Haar und solchen Bart, aber die Farbe ist bräunlich, die Augen sind dunkel und die Nase leicht australoid.

Der Ausdruck des Indiens der Gegenwart ist Mahatma Gandhi. Gandhi lehnt die europäische Kultur ab. Der heutige Inder, der Drawida, braucht keine Seife, keine Zahnbürste, keine Beton- und Ziegelbauten, keine Eisenbahnen, keinen Telegraphen, kein Telephon, kein Radio, keine Literatur, keine Wissenschaft, keine Schulen, keinen Schutz vor Seuchen. In Ordnung und Reinlichkeit ist er nur unglücklich. Gandhi hatte den Mut, dies offen auszusprechen. Er, dessen Bild auch in jungen Jahren nichts weniger als nordische Hochrasse zeigt — nur die große Nase fällt auf —, ist echter Ausdruck seines Volkes, dem es genügt, die selbst gewobene, höchst einfache Kleidung zu tragen und das Salz sich selbst vom Boden zu scharren oder aus abgedeichten Meerlaken zu gewinnen. Gandhi und seine Bewegung sind nur eine Station auf dem Wege der Inder zum urtümlichen Dasju zurück, der keine Götter, keine Gesetze, keine Opfer kannte.

Haben auch die Arier in Indien im Laufe der Jahrhunderte die ganze Halbinsel unter ihre Herrschaft gebracht, so fehlte ihnen doch, wenn man von der sagenhaften Zeit der Er-

oberung des Gangeslandes absieht, das eigentliche Wikingertum. Und über die Halbinsel drangen sie nicht hinaus. Denn Ceylon gehört ja dazu. Das nordische Blut war durch Drawida- und Negerblut frühe gebunden worden. So erscheinen die Iranier, die doch zweifellos mit ihnen eine Einheit gebildet haben, als von ganz anderer Art. Der Grund ist, daß sie eben ihr Blut rein erhielten oder, wo sie sich etwa doch vermischten, dies mit Völkern taten, die bereits durch viel nordisches Blut aufgehellt waren.

Den starken religiösen Sinn haben die Iranier mit den Indern gemein. Am Anfang ihrer Sondergeschichte steht darum keine kriegerische Tat, sondern die Läuterung ihrer Religion zum Zarathustrismus. Über ihre ursprüngliche Religion berichtet Herodot, sie brächten dem Djaus (Zeus) auf den höchsten Berggipfeln Opfer dar und nennten den ganzen Himmelsumkreis so. (Djaus ist ja „Himmel".) Auch der Sonne, dem Monde, der Erde, dem Feuer, dem Wasser und den Winden opferten sie. Von den Assyrern hätten sie die „Urania" übernommen, die bei jenen Mylitta, bei ihnen Anaita (die Textüberlieferung gibt Mitra, was falsch ist) hieße. Das ist Verehrung von reinen Naturmächten, worein ein echter Gottesdienst als Fremdgut zu dringen beginnt. Aber auch Anaita ist nur der Venusstern; er heißt noch im heutigen Persisch Anahid und gilt als Tänzerin am Himmel. Fremdgut konnte nur der Dienst als solcher gewesen sein.

Im Zarathustrismus treten an die Stelle der Naturmächte die sittlichen. Den sieben Aditjas der Inder entsprechen die sieben „unsterblichen Heiligen", die „Amerta (richtiger als: Amescha) shpentas", an deren Spitze Ahura Mazda, der „weise Herr", steht wie Waruna an der der Aditjas. Es sind Wohumano „Wohlgesinntheit", Ascha wahischta „bestes Recht", Khschatra wairja „erwünschtes Reich", Shpenta armaiti „heilige Frömmigkeit", Haurwat „Vollkommenheit", Ameretat „Unsterblichkeit". Ihnen gegenüber stehn die widersittlichen Mächte, an ihrer Spitze Angra mainju, „der böse Geist". Die Welt ist aufs schärfste in Sittlichkeit und Widersittlichkeit, in Gut und Böse, in Licht und Finsternis

gespalten. Keinen Ausgleich gibt es zwischen ihnen, sondern ewigen Kampf. Das ist der nordische Dualismus, die unbedingte Scheidung, die sichere Entscheidung im Einzelfall — Omuzd oder Ahriman, Gott oder Teufel, weiß oder schwarz.

Die anderen Dämonen neben Angra mainju sind zum Teil auch Abstraktionen wie er — so Buschjasta „Trägheit", Zaurwa „Schwachheit", Spazga „Verleumdung", Friftar „Betrug", Araiti „Geiz" —, zum Teil Verbildlichungen von Tod und Zerstörung, zum Teil aber auch vergötzte Naturmächte wie Indra, die Sonne im Orion, Naonhaitja, die Nasatja-Ashwinen-Dioskuren, Wato, der Wind, Zairitscha-Hari (d. i. Agni), das Feuer. Das bedeutet aber nur, daß die reine Lehre die Anbetung jener Mächte als Fetische ablehnt. Der Feuerkult wurde auch in ihr beibehalten, jedoch ganz und gar in seiner symbolischen Bedeutung, so daß man auch noch die Parsi von heute nicht schwerer kränken kann, als wenn man sie „Feueranbeter" nennt. Allerlei Volkslegenden bleiben dagegen unangetastet stehn. Es sind Mären, die lustsam zu hören sind, nichts weiter. So findet man in den Liedern des Awesta Geschichten von der Weltschöpfung, der Sintflut, von den Heilanden, die Ahura Mazda beruft, von dem Haoma-Trank, der als schöner Jüngling dargestellt wird, von dem Drachentöter Kersaspa. Daß es sich hier um Vorgänge am Sternenhimmel handelt, ist schon verblaßt.

Die Läuterung der Religion ist an den Namen Zarathustra geknüpft, aber das ist selbst nur einer der Heilande, die Ahura Mazda beruft, „wenn die Zeit erfüllet ist". Alles, was von ihm erzählt wird, ist mythisch. Sein Name bedeutet „Goldsohn", sein Beiname Spithama „der Weiße". Er ist von königlicher Abkunft, lächelt gleich nach seiner Geburt verständig, wird verfolgt und stets gerettet, entzieht sich den Menschen und nimmt Bußübungen auf sich, kämpft wider die Teufel und wird aus seinem Samen den künftigen Heiland der Welt geben. Man erkennt sofort die urnordische Feuer-Sonnenlegende. Daß er zur Zeit eines Königs Wisch-

taspa gelebt haben soll, ist nur überall vorkommende Verzeitlichung und könnte höchstens darauf bezogen werden, daß der Zarathustrismus tatsächlich unter einem König dieses Namens, dessen Zeit man jedoch nicht bestimmen kann, geschaffen wurde. Entstanden ist er sicherlich im westlichen Iran, nicht im östlichen, woran man früher dachte, und im Kreise der Priester, der „Magier". Von deren Kaste breitete er sich auf die der Krieger aus. Schon die Inschriften Sargons II. von Assur (um 720) zeigen den Namen Ahura Mazda in Medien weit verbreitet, und Dareios I. nennt sich in seiner großen Inschrift von Behistun Verehrer Ahuramazdas. Aufgezeichnet wurden die Grundsätze des Zarathustrismus, das älteste davon die Zarathustra selbst in den Mund gelegten Lieder und Sprüche, erst spät, und was uns im Awesta überliefert ist, sind nur Bruchteile eines vordem sehr umfangreichen religiösen Schrifttums, dessen volle Bedeutung und Höhe sich darum nur erahnen läßt.

Die Vormacht unter den Iranern hatten zuerst die Meder. Die Assyrer nennen sie die „nie bezwungenen" (lâ kansûti), aber Salmanassar II. gelingt es doch, sie nach harten Kämpfen zu unterwerfen (um 840). Ihre Hauptstadt war Ekbatana (Hamadan). Dort erhob Deiokes, den Herodot als ihren ersten König nennt, einen Aufstand (um 710), der aber unterdrückt wurde. Phraortes vereinigt die Stämme zu einem neuen Aufstand (um 630), unterliegt aber Assurbanipal. Erst Kyaxares, dem Uwakhschatara der Behistuinschrift, gelingt es, mit Babel verbündet, die Assyrermacht zu brechen (606). Sein Sohn Astyages wird von dem Perser Kyros gestürzt (550), und damit geht die Vorherrschaft an den verwandten Stamm der Perser über. Aber die Meder behalten ihre bevorzugte Stellung. Kyros (altpersisch Kurusch), von dem Dreibund Babylon-Lydien-Ägypten bedroht, wirft in raschem Zuge Lydien nieder und gewinnt Babylon halb durch Verrat. Er selbst macht sich zum Herrscher über das ganze babylonische Reich, so daß ihm Vorderasien bis an die Grenze von Ägypten untertan war. In den Kämpfen gegen wilde Gebirgstämme im Norden fiel er. Sein Sohn Kambyses

(Kambudschia) unterwarf Ägypten und ward als dessen Herrscher auch Herr über die weißen Libyer und die Griechen der Kyrenaika. Die größte Ausdehnung erlangt das Perserreich unter Dareios I. (Darajawausch), dem Großen. Ganz Kleinasien, eine Reihe von griechischen Gebieten, Syrien, Ägypten, Mesopotamien und Iran bis nach Indien hinein sind jetzt persische Satrapien und Vasallenstaaten.

Kyros und Dareios sind typisch nordische Gestalten. Ihre Sorge gilt nur der Allgemeinheit. Rastlos sind sie bemüht, das Reich zu schützen, seine Zustände zu ordnen. Freigebig spenden sie die Schätze, die sie gewinnen, wieder dahin. Kennzeichnend, wie sie ihre unterworfenen Feinde behandeln. Astyages wird nicht getötet, er darf in Ehren weiterleben, der besiegte Kroisos von Lydien, der sich in seiner Stadt verbrennen wollte, erhält in Ekbatana, Naboned von Babylon in Karmanien seinen Wohnsitz. Nichts mehr von der Überhebung der „Könige der vier Weltteile". Der „König der Könige", wie die Perser sich nennen, fühlt sich durch seine Stellung verpflichtet und dient ganz seiner hohen Aufgabe. Das Sittengesetz des Zarathustrismus lebt in ihm. Auch ist er nicht Alleinherrscher, sondern stets von Räten aus den sechs höchsten Adelssippen seines Volkes umgeben. Jeder Kult wird geachtet. Kyros gestattete den nach Babylon verschleppten Juden die Heimkehr und den Wiederaufbau des Tempels. Weggeführte Götterbilder ließ er zurückbringen. Die Erlässe und Inschriften wurden in mehreren Sprachen abgefaßt. Aber gestützt war diese Ordnung natürlich dadurch, daß Arier als ihre Verweser eingesetzt waren. Jedes Gebiet hatte seine Verwaltung von besonderer, ihm gemäßer Art, unbeschadet der Einheit im Ganzen.

Die jonischen Besitzungen in Kleinasien brachten den Persern Verwickelungen mit den Griechen. Aber ihre ungeheure Macht ward von den Griechen zweimal und für immer zurückgeschlagen; die Jonier der Küste wurden frei. Aischylos dichtete seine gewaltigen „Perser": die Königin-Mutter Atossa wartet auf ihren Sohn, und Xerxes kommt zurück mit zerrissenem goldenem Gewande und einem leeren Köcher.

Wir haben uns die Meder und Perser dieser Zeit ganz als nordisches Blondvolk vorzustellen. Zwar die „zehntausend Unsterblichen", die Leibwache des Königs, die in glasierten farbigen Ziegeln auf einer Mauer des Palastes in Susa dargestellt waren (jetzt im Louvre), zeigen bräunliche Gestalten mit schwarzem Haar und Bart, aber das waren sicherlich keine Perser, sondern Mesopotamier jener Rasse, die immer wieder überwucherte. Die echten Perser schildert der Awesta, und dem entspricht die Gestalt Dareios des Großen auf dem Felsbild von Behistun. Er ist schlank und hochgewachsen, Bart und Haar sind nach babylonischer Art künstlich gelockt, aber er trägt den Schnurrbart, der bei den Babyloniern rasiert wurde; seine Züge sind ruhig, rein, die Augen groß, die Nase lang und gerade, mit feinen Nüstern. Aischylos läßt — zu einer Zeit, da die Griechen noch rein blond waren — Hellas und Persien Schwestern sein. Atossa erzählt ihren Traum:

> Zwei Fraungestalten schienen mir vor's Angesicht
> Zu treten, beide reichgeschmückt, in persischen
> Gewanden diese, jene trug ein Dorerkleid.
> Hoch ragten sie vor Frauen dieser Zeit hervor
> An Wuchs und tadellosem Reiz. Desselben Stamms
> Geschwistern, fiel der einen durch des Loses Wurf
> Hellas, der andern Persis' Land als Erbe zu.

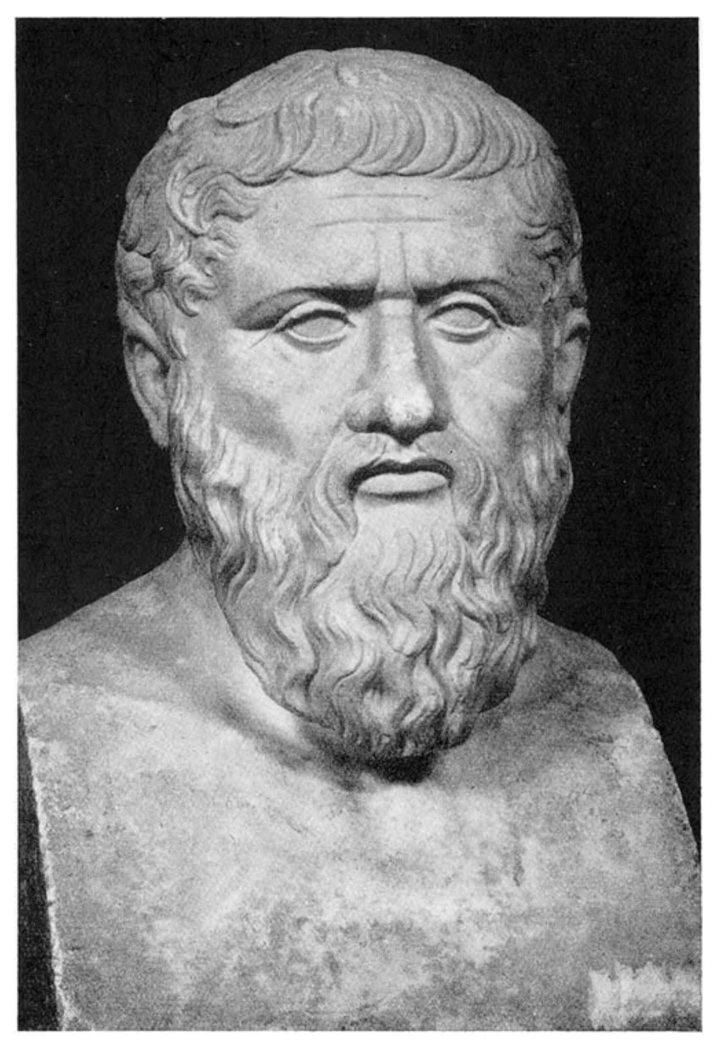
Das konnte nicht gesagt werden, wenn nicht Perser und Griechen einander an Gestalt glichen, wie man wohl Germania und Suecia oder Dania Geschwister nennen wird, aber nicht Germania und Liberia oder auch nur Hispania. Überdies nennt Aischylos einen persischen Feldherrn, Matallos, ausdrücklich blond:

> Er färbte sterbend mit des Blutes Purpurrot
> Den blonden Bart, den dichtgelockten, schattenden.

Aber auch noch unter Dareios III., der nach tapferer Gegenwehr, er selbst mitten unter den Kämpfern, von Alexander dem Großen besiegt wurde, waren die echten Perser

blond. Man findet sie dargestellt auf dem berühmten Alexandersarkophage, dessen Marmor noch die ursprüngliche Färbung trägt. Georges de Lapouge beschreibt die hier in Betracht kommenden Friese. Auf dem einen werden siebzehn klagende Frauen dargestellt, von denen nur zwei etwas bräuner sind; die anderen sind alle blond bis lichtbraun von Haar. Auf dem Teil, das Alexander im Kampfe zeigt, sind die drei Perser, die ihn umgeben, ebenfalls blond, doch mehr rötlich, wie auch Alexander selbst. Auf dem dritten Fries sieht man eine Jagd mit Geparden, die in Persien üblich war. Von den fünf Persern sind drei rotblond, zwei hellblond. „Die Gestalten sind geschichtliche Bildnisse; mehrere Persönlichkeiten konnten festgestellt werden. Griechen wie Perser sind langgesichtig und langnasig; die Perser haben etwas härtere Züge, fast wie die Gallier und Germanen. Vom ‚persischen' Typus haben sie nichts, eher gleichen sie gewissen Kurden."

Die Herrschaft der Makedonen in Persien dauerte nur von 330 bis etwa 250 v. Chr. Da machten sich Baktrien und Parthien frei und begründeten eigene Reiche, das parthische die bewußte Fortsetzung des medisch-persischen. Die Parther, „die vom Rande", d. i. vom Randgebirge, waren ein iranischer Stamm, der schon unter Dareios I. genannt wird. Auch sie waren Anhänger des Zarathustrismus. Ihre Könige, die Arsakiden, gehörten dem Stamme der Apaonen an. Schon Arsakes I. soll bis zum Indus im Osten und bis ans Kaspische Meer geherrscht haben; sein Nachfolger, Arsakes II. Tiridates, erwehrte sich erfolgreich der syrischen Seleukiden und nahm den Titel „Großkönig" an, Mithradates I. (174 bis 136) nannte sich „König der Könige". Persien war wieder Großmacht. Auch die Römer vermochten die Parther nicht zu bezwingen, obwohl sie sich die Wirren, die in der späteren Arsakidenzeit einrissen, zunutze machten und gelegentlich Siege gegen sie errangen. Fast ein halbes Jahrtausend hatten die Parther die Herrschaft inne. Aber die Altperser sahen in ihnen doch ein Fremdvolk, sie waren auch mehr kriegerisch als staatlich begabt, hatten



Platon
(427—347 v. Chr.)

Phot F. Bruckmann, München

nicht vermocht, dem Reich eine gefestete Ordnung zu geben. So erhoben sich die Perser unter Ardaschir gegen sie; 226 n. Chr. wurde ihre Hauptstadt Ktesiphon erobert, den Thron der Arsakiden nahmen die Sassaniden ein und herrschten bis 651, da Persien den Arabern unterlag.

Unter den Parthern wirkte zuerst noch der Hellenismus nach. Griechische Ärzte, Gelehrte, Künstler, Techniker lebten im Dienste der Arsakiden, Dramen des Euripides wurden am Hofe aufgeführt, aber die spätere Zeit brachte viel Kämpfe, nicht nur gegen die Römer im Westen, auch der Osten wurde bedroht; die Indoskythen und andere Angreifer aus Innerasien waren abzuwehren. Parthien verschloß sich immer mehr dem Ausland. Im Innern erstarkte der Zarathustrismus und ward unter den Sassaniden die beherrschende Macht im Staate. Der Islam hat fast die ganze Kultur dieser Zeit zerstört. Aber die Trümmer noch zeigen uns, welche Höhe sie damals hatte. An der Universität von Gundeschapur, die der große Chosrau Anuschirwan 550 begründete, vereinigten sich griechische und indische Wissenschaft, besonders Heilkunst und Weiskunde wurden gepflegt. Was die „arabischen" Ärzte und Philosophen dem Mittelalter gaben, hat dort seinen Ursprung. Auch eine bedeutende Dichtung bestand. Das „Herrscherbuch", das der Dihkan (adelige Grundbesitzer) Danischwar um 640 schuf, das aber bis auf wenige Bruchstücke einer arabischen Übersetzung verloren ging, ist der Vorklang und vielfach die Quelle von Firdusis „Königbuch". Das neue Persien, das entstand, als sich Gebiet auf Gebiet von den Arabern frei machte, führt nur die Kultur der Sassanidenzeit weiter, verfeinert sie im einzelnen, fügt aber wenig Schöpferisches hinzu.

Aus der letzten Zeit der Sassaniden stammen die Bilder von Persern in den Felsentempeln von Adschanta. Eins davon zeigt Chosrau II. mit seinen Frauen. Der Schah ist blondbärtig, blauäugig und weißhäutig, aber nicht sehr edel von Zügen, und der Bart ist schütter, die Nase etwas zu kulpig. Von den Frauen ist die eine, die ihm zu Füßen sitzt,

ganz nordisch, die zweite nordisch von Zügen und hellhäutig, aber braunhaarig, die dritte weißhäutig, aber schwarzhaarig und dunkeläugig, die vierte braunhäutig und schwarzhaarig und mit ausgeprägt levantinischen, fast jüdischen Zügen. Ein anderes Bild behandelt die schon erwähnte Gesandtschaft zu König Pulikesin II. Fünf Männer sind dargestellt. „Der erste hat verhältnismäßig dunkle Haut und dunkle Haare, der zweite ist hellhäutig, trägt Schnurrbart und blonden Bart, hat blaue Augen; der dritte hat fast dunkle Haut, aber dabei hellblaue Augen und blonden Bart. Der vierte hat ein langes bartloses Gesicht mit hellen Augen; die Stirn ist vorspringend, die Nase von sehr feinem Umriß, die Unterlippe etwas wulstig, das Haar gelockt. Der fünfte, wahrscheinlich ein Diener, ist sehr spärlich bekleidet; er hat blonden Schnurrbart, hellblaue Augen und sehr weiße Hautfarbe." (Nach Karl v. Ujfalvy.) Dies ist überaus bezeichnend. Wohl sind die nordischen Merkmale noch häufig, aber sie kommen zumeist nicht vereint vor. Es trat demnach eine Vermischung ähnlicher Art ein, wie wir sie im heutigen Mitteleuropa finden, und dem entspricht die staatliche Bewegung und die Kultur der nächsten Folgezeit. Immerhin kommt es noch zur Selbständigmachung, aber der Islam wird beibehalten, so deutlich auch die besten Perser noch jahrhundertelang zum alten Zarathustrismus neigen. Ihm jedoch offen anzugehören, ist unmöglich; schon bald nach der arabischen Eroberung mußten seine Anhänger nach Indien flüchten, wo sie als Parsen noch heute leben.

Eine Weltstellung gewinnt Persien nicht mehr. Seine Herrscher sind neben dem Kalifen in Bagdad schon seit dem Ende des 9. Jahrhunderts in einzelnen Teilen persische Fürsten, dann die Seldschuken, die Mongolen, die Mogulsultane. Von 1502 bis 1722 herrscht wieder eine persische Dynastie, von 1722 bis 1730 eine afghanische, dann kommen nacheinander Turkmenen, Kurden und zuletzt Kadscharen. Der Umsturz entthronte auch den Schah, Persien ward „Republik". Seit 1926 herrscht wieder ein Schah, der aus der Tiefe gekommene Riza Khan. In der Kunst jedoch, zumal in der

Dichtkunst, leisteten die Perser noch bis um 1500 sehr viel Schönes. Firdusi (um 1000) ist einer der ganz Großen der Weltliteratur. Auch Hafis, Dschelaleddin Rumi, Omar Chajjam, Sadi sind allgemein bekannt. Nordische Größe, Heldenhaftigkeit findet man nur bei Firdusi; er schöpft noch aus der Sassanidenzeit. Rumis mystische Glut reißt fort. Omar Chajjam und Hafis deutet sich Europa auf seine Weise: es macht die sufischen Philosophen, die den mystischen Wein, die mystische Liebe — noch dazu eine ganz mannmännlich gerichtete — besingen, zu spielerischen Anakreontikern; Goethe mit seinem „West-östlichen Diwan" hat einige Schuld daran. Bei Omar Chajjam steht der Gedanke im Vordergrund — er war nicht nur Dichter, sondern auch bedeutender Astronom —, bei Hafis die Form. Omar war noch ein jüngerer Zeitgenosse Firdusis, Hafis gehört schon dem 14. Jahrhundert an. Ungemein liebenswürdig ist die Erzählkunst und Weisheit Sadis; sein „Rosengarten" war das erste ins Deutsche übersetzte persische Dichtwerk (1654).

Schon Firdusi gibt keine individuellen Schilderungen mehr, die späteren Epiker begnügen sich ganz mit den stereotypen Rosenwangen und Zuckerlippen und Schlangenlocken, so daß man kein Rassebild der damaligen Perser erhält. Wir können aber annehmen, daß die Vermischung fortschritt, die Lichteren sich ausmerzten und solcherweise die alte mesopotamische Rasse auch in den höheren Ständen wieder die vorwiegende wurde. Die Parsen in Indien, die nur untereinander heirateten, etwa 80000 an Zahl, können eine Vorstellung von den Persern der ersten nachislamischen Zeit geben. Sie sind weit begabter als die Perser der Heimat, studieren vielfach in England und werden Verwaltungsbeamte, sie sind seit Jahrhunderten reich und angesehen und stolz auf ihren Glauben; die christlichen Missionäre hatten bei ihnen gar keine Erfolge. Die Geschwätzigkeit, die Unterwürfigkeit bei zigeunerhaftem Hochmut, die Lügenhaftigkeit und Hinterlistigkeit, die man an den Reichspersern beobachtete, fehlen ihnen. Auch ihre Erscheinung ist nordischer, wenigstens in dem edleren der beiden Haupttypen, die man

unter ihnen findet. Der unedlere Typus gemahnt mit seinem semitischen Gepräge an die alten Assyrer. Beide sind hell von Haut, aber kurzköpfig. Ob Blondheit unter ihnen häufig ist oder überhaupt vorkommt, fand ich noch nicht festgestellt. Bei dem abseitigen Stamme der Galtschas, den Trägern iranischer Sprache im Pamirlande, hat sich die Blondheit noch lange erhalten. Der portugiesische Missionar Benedikt de Goes, ein Flame von Herkunft, der 1603 ihr Gebiet durchquerte, nennt sie „blond von Bart und Haar wie die Belgier" (capillitio barbaque flava instar Belgarum); Ujfalvy fand sie um 1880 kastanienbraun, und in neueren Schriften werden sie schwarzhaarig genannt, nur ihre edlere Körpergestalt wird noch hervorgehoben.

China und Japan

Man muß sich das ganze Land vom Kaspisee bis zum Balkaschsee seit dem 4. Jahrtausend v. Chr. durchzogen denken von blonden Schwärmen, die wohl größere oder kleinere Gemeinschaften bildeten, aber zu eigentlicher Seßhaftigkeit nicht kamen. Das günstige Land ernährte sie leicht, sie konnten sich genugsam vermehren und sandten aus ihrem Gebiete lange Zeit hindurch unerschöpflich Scharen von besonders Wagemutigen nach allen Weltgegenden, zumal nach Süden, wo das nordiranische Randgebirge keine Schwierigkeiten bot und auch der Hindukusch unschwer zu übersteigen war. Dorther kamen die Inder und Iranier, sicherlich nicht ihre ersten Aussendlinge, dorther die Indoskythen und die weißen Hunnen. Der Zusammenhang mit Europa muß ununterbrochen angedauert haben. Die Völker, die nach den Ariern kommen, sind Westindogermanen, wenn auch zunächst noch nicht in voller Ausprägung. Europa auch wird durch seinen steten Zustrom verhindert haben, daß fremde Völker aus dem mongolischen Becken das etwa leergewordene Land besetzten. Und wie nach dem Süden zogen sie auch nach dem Osten, wohin ihnen mehrere gangbare Wege offen standen. Hohe Gebirge hemmten nicht, wüste Strecken oder weites Steppenland ließen sich sehr wohl bezwingen.

Vor den Indogermanen waren jedoch gewiß schon asiatische Völker in das jetzige Turkestan eingedrungen. Die indischen Naga werden nur ein Stamm davon gewesen sein. Sie konnten von Norden und Osten eindringen. Und wie die kurzköpfigen Polaren einen großen Teil Europas durchwucherten, werden sie das ihrem Ursprung nähere Gebiet sicherlich auch durchwuchert haben, nicht in kriegerischen Einfällen, sondern in steter, stiller Ausbreitung, in kleinen Horden vorstoßend, nicht von einem starken Willen geführt, sondern nur dem rein vegetativen Bedürfnis folgend. Wie das geschah und wann, wird sich stets nur vermuten lassen. Denn diese Rassen haben keine Geschichte. Nicht einmal eigene Na-

men kann man bei ihnen erwarten; sie bekamen stets die ihrer Herren und trugen sie auch noch, als von denen längst kein Blut mehr in ihnen lebte. Wo die kurzköpfigen Dunkeln des Nordens, die langköpfigen Dunkeln des Ostens mit den Blonden zusammentrafen, kam es stets zu einer gewissen Vermischung. In Turkestan waren zweifellos sie in der Minderzahl, drangen die Blonden nach Norden oder Osten, so waren es die.

Man darf sich nicht verwundern, wenn schon die Indoskythen neben rein nordischen Typen auch mongoloid durchkreuzte haben. Und schon die Arier waren wohl nicht mehr ganz unvermischt, als sie Indien und Iran zu besetzen begannen. Ganz so geschah es im Osten. Die blonden Schwärme werden sehr bald in der Allgemeinheit aufgegangen sein. Sie waren wenige, ihr Blut zerfloß, die Haut wurde davon aufgehellt, aber Haar- und Augenfarbe, Körperbau und Gesichtsbildung blieben unverändert. Die Begabung jedoch wurde allenthalben, wo genug nordisches Blut eingeflossen war, erheblich erhöht. Die Mischlinge näherten sich den nordischen Menschen einigermaßen an, konnten hier und da etwas von deren Kultur aufnehmen, wurden für neue Einwanderer gefährlichere Gegner, fanden aber bei denen, wenn sie doch ihre Herren wurden, viel mehr Bereitheit, sich mit ihnen zu verbinden, und dadurch floß neues Blondblut in sie ein und bildete sich überall ein edlerer Mischtypus heraus, der den höheren Ständen bis heute zu eigen blieb.

Wenn der Satz: „Völker vergehn, Rassen bestehn", wie sich immer erweist, zu Recht besteht, so darf man aus den heutigen Verhältnissen in China und Japan, die allein in Betracht kommen, darauf schließen, welche Haupttypen sich in ältester Zeit herausgebildet haben. Das sind je ein vornehmer und ein niedriger Typus in den beiden Ländern und der Rest der Ainu in Japan und der ihnen ziemlich ähnlichen, nur klein gewachsenen Miao-tse in Südchina. Ainu und Miao-tse stellen vielleicht die älteste Mischung dar. Sie sind stärker australoid als irgendein anderer ostasiatischer

Volkstamm, aber in der Haut aufgehellt und die Ainu bisweilen blondlich von Haar. Daß solch ein Typus auch neuerdings aus der Mischung verschiedenen Blutes hervorgehn kann, zeigt das Altersbild Leo Tolstojs; auch Darwin als Greis hat eine gewisse Ainuähnlichkeit. Kennzeichnend für Ainu und Miao-tse ist der Bart, der bis an die Augen heran wächst. Die andern Ostasiaten dagegen sind fast bartlos. Das kommt von den Polaren her. Diese müssen also, wenn nicht von Anfang an, so doch im Laufe der Geschichte den Hauptteil zu der Blutmischung der Ostasiaten beigetragen haben. Und sie auch gaben ihnen die geschlitzten Augen, die ihr allgemeinstes Kennzeichen sind.

Oft wird dem Rassekundler, der die Überlegenheit der nordischen Rasse vertritt, die hohe Kultur der Chinesen im Altertum und der Japaner im Mittelalter entgegengehalten; die sei doch unbezweifelbar von den Chinesen und Japanern selbst geschaffen. Man behauptet sogar, die chinesische Kultur sei älter als jede andere. Das läßt außer acht, daß im Laufe von Jahrhunderten das Volk, das ein Land besiedelt, durchaus nicht dasselbe geblieben sein muß, wie denn die alte griechische Kultur von einem Volke geschaffen wurde, mit dem das griechische von heute nichts als die Stammworte seiner Sprache gemein hat, ohne daß es zu einer solchen oder ähnlichen Kultur fähig wäre. Schon daraus, daß die chinesische Kultur im 5. Jahrhundert v. Chr. tatsächlich bedeutend war, das heutige China aber nichts mehr davon besitzt als ein bißchen chinesische Gelehrsamkeit, läßt sich erschließen, daß auch hier ein Wandel in der Rassezusammensetzung, eine Ausmerzung der hochwertigen Bestandteile eingetreten sein muß, was wir überall sonst als Ursache des Verfalls beobachten.

Die Nachrichten sind spärlich. Jedenfalls hat es noch in einer Zeit, da die chinesische Kultur schon am Versinken war, eine ganze Reihe von blonden Volkschaften an seiner Grenze und selbst auf seinem Gebiete gegeben. Plinius nennt im 1. Jahrhundert n. Chr. die Serer in Südchina — von ser chin. „Seide“ — überaus hochgewachsen, rothaarig, blau-

äugig, dabei wilden Anblickes und mit einer ihrer Umgebung unverständlichen Sprache. Am Jenissei lebten zur selben Zeit die von den Chinesen als rothaarig, grünäugig und — nicht sehr schmeichelhaft — als affenähnlich geschilderten Tingling. Die Reste der Jue-tschi und Sai (der Geten und Saken), Wu-sun, die „Hochgewachsenen", geheißen, sind noch im 6. Jahrhundert n. Chr. rothaarig und blauäugig und unterscheiden sich sehr von den andern Barbaren; so berichtet Pan Ku. Die Uiguren haben „gelbe Köpfe", die Khu-te, die Tschuden, sind ebenfalls blond, ingleichen die Turkmenen; unter den Kie-kia-sse, den Kirgisen, die mehrere Hunderttausende zählen, sind schwarze Haare damals ein Wunder. Die Ju-tschau in Nordchina schildert Li Tai Po als grünäugig und rotwangig. Dschingis Khan wird einem normannischen Edelmann, Jean de Beaumont, verglichen, Kublai Khan hatte nach Marco Polo, der über zehn Jahre an seinem Hofe lebte, eine Gesichtsfarbe wie Milch und Rosen, eine große Nase und blaue Augen. Lapouge urteilt über ihre zeitgenössischen Bildnisse, sie könnten ebenso gut deutsche oder skandinavische Fürsten vorstellen.

Der Rückschluß ist erlaubt: wenn es noch in nachchristlicher Zeit so viel blonde Volkschaften rings um China gab, seit 1043 ein Teil und später ganz China unter Herrschern aus diesen stand, wird in Zeiten, da Indien und Iran von ihnen besetzt wurden, gewiß auch ein Teil nach China gelangt sein. Das geschah wahrscheinlich schon um 1500 v. Chr., vielleicht tatsächlich sogar schon um 2600 v. Chr., wie die chinesischen Geschichtschreiber wollen. Die Richtung des Einbruchs ist auch richtig angegeben: von Nordwesten her. Ausgrabungen der jüngsten Zeit bestätigen die enge Verbindung der neolithischen Kultur Chinas mit der westasiatischen und europäischen und erweisen sie mithin unbezweifelbar als dieser Herkunft. Die ersten Herrscher — Fu Hi, Jao, Schun, Jü — führten den Ackerbau ein, bauten Kanäle, lehrten die Zucht der Seidenraupen, gaben dem Volke Gesetze und lehrten es den Dienst des Himmels. Der chinesische Kalender geht auf das Jahr 2637 v. Chr. zurück, die chinesische Sternen-

lehre ist durch das Stierzeitalter bestimmt, worein dieses Jahr fällt. Aber wenn auch die ersten nordischen Scharen um diese Zeit ins Land kamen — vielleicht aber brachten sie nur die Zeitrechnung mit, die noch außerhalb entstanden war —, die Kultur, die ihnen zugewiesen wird, nimmt viel Späteres vorweg. Doch mag schon in dieser ältesten Zeit die Sprache sich ausgebildet haben, die dann — wie das Sumerische von den Akkadern und Amoritern — von den folgenden nordischen Wellen übernommen wurde. Da das Chinesische bis heute in Bilderschrift geschrieben wird, jeder Begriff sein besonderes Zeichen hat — über 20000 muß der Gebildete pinseln lernen —, läßt sich nur in ganz wenigen Fällen die ungefähre Lautung eines Wortes in früherer Sprachstufe feststellen. Immerhin findet sich genug Indogermanisches. Die Namen der gezähmten Tiere sind dafür kennzeichnend: kiuen „Hund", ganz so wie in der erschlossenen indogermanischen Ursprache (griech. kyon, lat. canis), ma „Pferd", wie im Germanischen (Mar-schall, Mar-stall, Mähre), tschu „Schwein", wozu lateinisches sus, deutsches Sau, griechisches sys, hys zu vergleichen sind. Auch die Bezeichnung für Himmel und Gott zugleich, Tien, stimmt zu dem indogermanischen djeu[s, das dieselbe sachliche und geistige Bedeutung hat. Vater und Mutter heißen fu und mu. Dies mag wirklich in die Urzeit zurückgehn.

Die Zustände vor der Ankunft der ersten Kulturträger werden im „Li-ki", dem „Buch der Gebräuche", das sehr alte Überlieferungen enthält, gezeichnet. Das Volk damals habe nur die Mutter, nicht den Vater gekannt, Ehe habe es nicht gegeben, ebensowenig eine Staatordnung; man habe mit den Tieren zusammen gehaust, im Winter in Höhlen, im Sommer auf den Bäumen gewohnt, das Feuer sei noch unbekannt gewesen, man habe sich in Federn (?) und Felle gekleidet. Das zeichnet den Australoiden, und tatsächlich muß ein engerer Zusammenhang der Chinesen und der tiefer im Süden wohnenden „Gelben" mit ihnen angenommen werden. Die Sprachverwandtschaft weist dahin.

Immer wieder jedoch kamen von Westen her neue nor-

dischere Scharen ins Land. Die Begründung der chinesischen Kultur wird tatsächlich weit zurückgehn. Nicht alles, aber vieles, was die chinesischen Geschichtschreiber schon unter den ältesten Dynastien, den Hia (2205—1767) und den Schang (1766—1223), eingerichtet sein lassen, wird in diese Zeit zu verlegen sein. Vor allem geht man vom Mutterrecht zum ausgesprochenen Vaterrecht über, ohne doch die Frau zu versklaven; sie nimmt am Opfer teil, ist dazu nötig, kann noch im 10. Jahrhundert v. Chr. Minister werden. Aber die Ehe unter voller Obgewalt des Vaters besteht jetzt, und so auch ist an Stelle des Hordenwesens das Fürstentum getreten. Der Fürst heißt bezeichnenderweise Pek, „der Weiße", woher vielleicht das türkische „Beg" stammt. Es gab Minister und Beamte und eine Art Kasteneinrichtung: Krieger, Bauern, Handwerker und Kaufleute bildeten in sich abgeschlossene Kreise. Einer der Minister führt den Titel Sse-ma, das ist wörtlich Marschall, „Pferdewart". Da die Arier das Pferd gezähmt und nach Asien gebracht haben, ist schon aus diesem Titel die Beziehung zu ihnen klar ersichtlich. Die Hochhaltung der Freundschaft, die Blutrache, die selbst der nüchterne Konfuzius bewahrt haben will, die Blutbrüderschaft, die das Zeichen für „Freund" noch heute bezeugt — zwei zur Blutmischung geritzte Hände —, alles das stimmt mit dem Geiste der anderen nordischen Völker überein. Der Jüngling wurde erst mit zwanzig Jahren weibbar erklärt und erhielt da die Fellmütze des Mannes, während der Australoide schon weit früher, um das zehnte bis dreizehnte Jahr, fortpflanzungsfähig wird. Den gestorbenen Helden baute man Hünengräber, Dolmen, und so noch bis ins dritte vorchristliche Jahrhundert.

Freilich darf man nicht meinen, die alten Chinesen seien alle blond gewesen. Das waren stets nur die kleinen Scharen, die sich zu Herren des Volkes machten, deren Blut aber bald darin zerfloß. Und auch sie werden nur zum Teil noch in reinen Typen ins Land gekommen sein. Wenn die „Barbaren" nicht blond, sondern rothaarig genannt werden, so zeigt das wohl schon Rassetrübung an, und auch daß man

sie den Affen vergleicht, zielt gewiß nicht nur darauf, daß sie Bärte trugen, sondern auf das etwas verkniffene Gesicht, das gewisse Mischungen ergeben, zumal solche mit Polaroiden. Deren Zustrom waren ja die sibirischen Völker weit mehr ausgesetzt als die chinesischen, die denn auch bis heute im wesentlichen langköpfig geblieben sind. Die Chinesen nennen sich das „schwarzhaarige Volk", ganz ähnlich wie die Akkader bezeichnet wurden. Als Allgemeinheit waren sie das sicher. Aber die nordischen Merkmale werden noch häufig genug gewesen sein: lichte Haut, „hohe Nasen und tiefe Augen" und reicher Bartwuchs. Alle großen Persönlichkeiten des Altertums, Konfuzius, Meng Tse, die Kaiser werden mit vollen Bärten dargestellt, während der Chinese von heute nur ganz spärlichen und erst sehr spät beginnenden Bartwuchs hat. Bis weit herab gab es ganze Stämme, die als „haariges Volk" gekennzeichnet wurden. Die Lolo im Südwesten, die selbst von jenseit Tibet gekommen sein wollen, sind ein solches. Aber schon im 1. Jahrhundert v. Chr. vermerkt man das, es muß demnach schon damals die Bartlosigkeit häufiger gewesen sein.

Die Masse war genugsam durch nordisches Blut aufgehellt, so daß sie kulturfähig war, jedoch schöpferisch war sie nicht. Darum bedurfte sie stets wieder der Überlagerung durch lichtere, nordischere Stämme. Gelegentlich kommt es auch zu „nationalen Reaktionen": da hat sich irgendwo, zumeist in den vom Ausstrahlpunkt der „Barbaren" entferntesten Gebieten, wohin die Wikingerhaftesten gedrungen waren, nordische Kraft gesammelt und führt nun den Gegenstoß. Entstanden ist die älteste chinesische Kultur in einem solchen Gebiet, in Honan und Schansi schon nahe am Meer, in ähnlicher Weise wie die sumerische. Bis in die sagenhafte Urzeit läßt sich das zurückverfolgen. Da soll unter der ersten Dynastie, den Hia, ein Fürst namens Puh Tschuh um 2180 unter die Barbaren des Nordwestens ausgewandert sein; sein Nachkomme Liu kehrte 1796 zurück, und dessen Nachkomme Tan Fu machte sich 1327 in Tschou seßhaft und legte die „Barbarensitten" ab. Dem liegt gewiß zugrunde, daß die

Tschou-Dynastie, die 1122 auf den Thron gelangte, bekannt barbarischer Herkunft war; durch Puh Tschuh sollte sie aber doch zu Chinesen gemacht werden, wie man Napoleon einen fürstlichen Stammbaum machen wollte, als er die österreichische Kaisertochter heiratete, was er übrigens ablehnte. Mit dem Jahre 1122 beginnt die helle Geschichte Chinas. Und da sehen wir nicht nur Barbaren, die aber zweifellos schon sinisiert waren, an der Spitze, sondern noch unangeglichene Barbaren als ihre Hilfsvölker.

Der bedeutende Kenner der chinesischen Geschichte, A. Conrady, fügt in seiner Darstellung in Pflugk-Harttungs „Weltgeschichte" an diese Tatsache folgende Betrachtung an: „Damit war China zum ersten Male die Beute eines unverwandten Stammes geworden, war zum ersten Male in Barbarenhand, und unter diesen Auspizien, prophetisch genug, tritt es in die beglaubigte Geschichte ein. Da sollte man doch denken, das sei das Signal zu seiner Barbarisierung gewesen. Aber ganz wie es nachmals unter den Mongolen, den Mandschu geschah, so scheint auch jetzt eher gerade das Gegenteil erfolgt zu sein: die Eroberer wurden nicht bloß geistig wie körperlich von dem älteren Kulturvolke absorbiert, unterjocht, sie wurden vielleicht sogar päpstlicher als der Papst, reaktionär chinesisch." Das Unerklärliche wird sofort erklärlich, wenn man sich das Eindringen der „Barbaren" in China ähnlich vorstellt wie das der Germanen ins Römische Reich: mochten auch die Römer dieser Zeit keine echten Römer mehr sein, ihre Kultur war noch nordisch, und die nordischen Menschen konnten sie als Blutverwandte ihrer Schöpfer sofort aufnehmen; sie war ihr rechtmäßiges Eigentum, nicht das der „Römer", die immer mehr alle blutliche Beziehung zu ihr verloren hatten. Die in Honan und Schansi entstandene älteste chinesische Kultur brauchte dabei durchaus nicht von demselben Stamme geschaffen worden zu sein, wie auch Germanen und Römer nicht demselben Stamme angehörten; blutlich verbunden waren ihr die neu hinzugekommenen Barbaren der Tschou gewiß und so auch alle späteren.

Aber nicht nur der Nordwesten war ein Einfallstor für die skythischen Barbaren aus Innerasien, auch der Südwesten, wohin von Indien aus der Brahmaputra führte, war ein solches. Der Norden Chinas hat seine Eigenart und seine Kraft daher, daß immer wieder frische und anscheinend wenig vermischte Nordvölker ihm lichtes Blut zuführten. Der Süden Chinas jedoch hatte dem Norden gegenüber auch gewisse Vorteile. Dorthin drangen die Kühnsten, Regsamsten der nordwestlichen Barbaren. Sie waren vielleicht genialer veranlagt als die in Nordchina, nur waren sie wenige. Zu diesen kam von Indien ein Zustrom, der nicht mehr unvermischt sein konnte, der darum wenig schöpferisch war, aber allerlei Kulturgut mitführte, Gedanken, künstlerische Formen. Die Sonderart von Nord- und Südchina ist dadurch bestimmt. Diese Sonderart fand ihre typische Ausprägung in den beiden großen Lehrern des chinesischen Volkes, in Kung Fu Tse, dem Nordchinesen und Abkömmling des alten Könighauses der Schang, und Lao Tse, dem Südchinesen und Bauernsohn. Sie lebten, Zeitgenossen, im 6. und 5. Jahrhundert, als unter den späteren Tschou das Land in schwere Wirren geraten war. Das ließ sie sich mit der Frage beschäftigen, wie die Welt zu verbessern wäre. Kung Fu Tse vertrat eine im wesentlichen aristokratische Weltanschauung. Sein Ideal ist der kün-tse, der „Fürstensohn“, und dieser Begriff deckt sich nach Bedeutung und Inhalt mit dem englischen Gentleman, dem ungarischen Uriember: zur inneren Vornehmheit muß auch die äußere treten. Daher ferner seine Mahnung: „Habe nicht Freunde, die dir nicht gleich sind.“ Daß er glaubte, jeder Mensch sei von Anlage gut und jeder könne sich selbst erziehen, sich vervollkommnen, ist freilich wieder „demokratisch“, und als die Chinesen einmal — Chinesen geworden waren, wurde das in den Vordergrund gerückt und der „Konfuzianismus“ geradezu zur Religion gemacht, aber Kung Fu Tses Gedanke war, jeder solle nach dem Ideal s t r e b e n und vor allem der Fürst es s e i n, dann werde es mit dem Staate gut stehn. Im Grunde ist das nichts anderes als die Lehre Platos von

den „Wächtern". Alles zielte auch bei Konfuzius auf das Gemeinwesen ab. Er war Politiker und nur als solcher auch Moralphilosoph. Theologe jedoch war er gar nicht. Um das Jenseitige und das Jenseit wollte er nicht gefragt sein: da man das Leben nicht verstehe, wie könne man wissen, was nach dem Tode sei? Sein Wirken galt ganz dem Diesseit. Aber seine Klarheit ward vielfach Nüchternheit, und darin zeigt sich, daß sein nordisches Blutteil durch ein fremdes gelegentlich gebunden war. Lao Tse hinwieder war „der Drache, von dem man nicht weiß, wie er auf Wind und Wolken dahinfahren und zum Himmel auffliegen kann"; so soll Kung Fu Tse nach ihrer legendenhaften Begegnung von ihm gesagt haben. Er lebt ganz in der Geisterwelt und hüllt, was er sagt, in so dunkle und fließende Ausdrücke ein, daß jeder daraus entnehmen kann, was er will. Die Übersetzungen des Tao-teh-king, das seine Aussprüche überliefert, zeigen das; kaum ein Satz der einen stimmt mit dem entsprechenden der andern überein. Tao ist der „Weg", wie der christliche Heiland von sich sagt, daß er der Weg sei, die Wahrheit und das Leben, wie der Buddhismus einen „einzigen Weg" kennt. Im Paradies h a t t e der Mensch das Tao; da er davon abfiel, kam alles Unheil in die Welt, insbesondere blutiger Krieg und schwere Steuerlast. Rückkehr zum Tao schafft das Paradies neu; Gesetz, Wissen, Kunst, die ganze Kultur müssen abgetan werden. So sieht Lao Tse das Heil in der Weltflucht, und er selbst zog sich frühe in die Einsamkeit zurück und verkehrte da nur mit seinen Jüngern. Es ist ganz dieselbe Strömung, die in Indien zum Buddhismus führt. Dorther ist Lao Tse zweifellos beeinflußt, wenn er nicht überhaupt mehr Inder als Chinese war. Er ist verworrener, pessimistischer Träumer, sozialistischer Revoluitonär, der doch selbst ganz abseit lebt. Nichts kennzeichnet Lao Tse und Kung Fu Tse besser als die gegensätzlichen Aussprüche: Lao Tse: „Vergilt Feindschaft mit Güte"; Kung Fu Tse: „Vergilt Feindschaft mit Gerechtigkeit, Güte mit Güte." Kung Fu Tse war der Voltaire seiner Zeit, Lao Tse ihr Rousseau. Das „Volk" jedoch hat Lao Tse Tempel gebaut

gebaut und Kung Fu Tse auch. Der wie jener wurde ihm zum Fetisch. Und der dritte Fetisch ist Buddha, der ebenfalls viel Anhänger in China zählt.

Kung Fu Tse erscheint auf allen Bildnissen als stark bebarteter, großnasiger Mann, Lao Tse soll als Kind schneeweißes Haar und schneeweiße Brauen gehabt haben und darum Lao Tse (Greis-Kind) genannt worden sein.

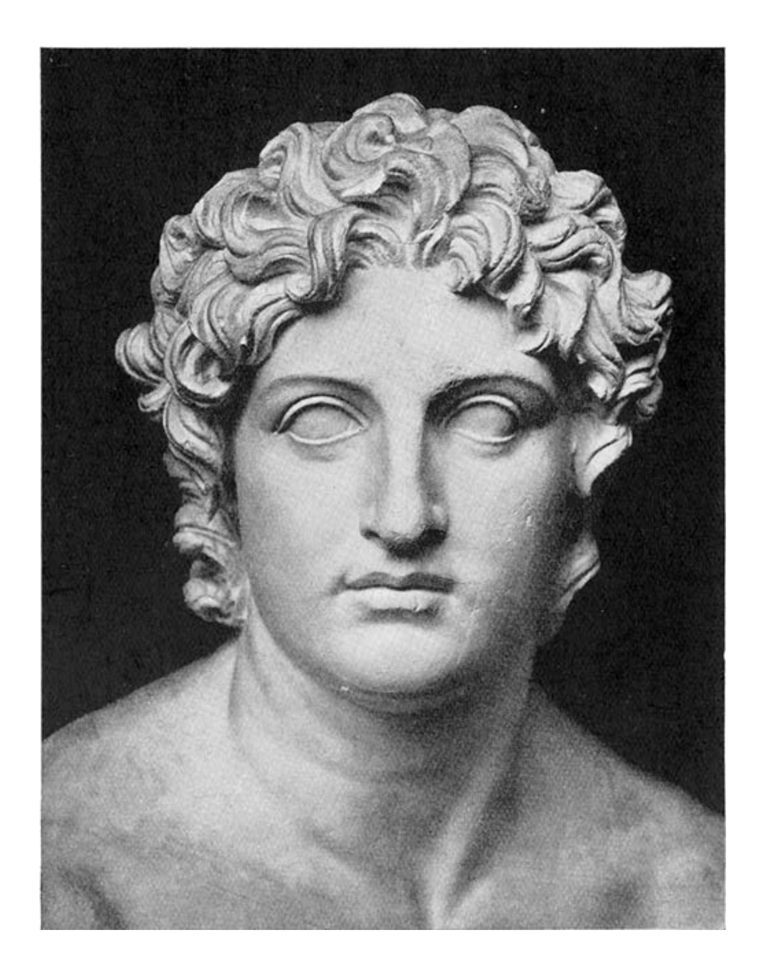
Das Reich war zur Zeit Kung Fu Tses in mehrere Fürstentümer zerfallen, nach außen ohnmächtig. Aber die Kultur stand auf ansehnlicher Höhe. Sie war mehr wissenschaftlich als schöpferisch. Die alten Dichtungen und geschichtlichen Nachrichten wurden gesammelt und redigiert. Kung Fu Tse hat selbst Teil daran. So erhielten Schi-king und Schu-king, das Liederbuch und die Chronik der ältesten Zeiten, ihre kanonische Gestalt. An Kung Fu Tse und Lao Tse schloß sich eine ganze Reihe Philosophen, so daß man das China des 6. bis 4. Jahrhunderts darin mit dem gleichzeitigen Griechenland, von den sieben Weisen bis auf Plato und Aristoteles, vergleichen kann. Aber daneben erblühte auch eine starke und eigenartige Dichtkunst, die völlig verschieden ist von der volkstümlichen und zeremoniösen des Schi-king und der eleganten der späteren Zeit. Taoistischer und wohl schon buddhistischer Einfluß gibt ihr Bilderreichtum und Aufschwung der Phantasie. Kiü Jüan (um 300 v. Chr.) durchfliegt in einem Drachenwagen die Geisterlande, um den weisen König zu finden, der die Wirnisse der Gegenwart löse. Sein Gedicht, das Li-sao, ist wohl die erste „Göttliche Komödie" der Weltliteratur. Getragen ist es von schwerem Pessimismus und so auch die Dichtungen, die sich ihm anschließen. Sie bilden unter dem Titel Tsu-tse, „Elegien von Tsu" — denn alle entstanden in Tsu (Südchina) —, einen geschlossenen Kreis. Um 120 v. Chr. verklingt diese Dichtart.

Neue staatliche Kraft kam dem Reiche wieder von Nordwesten. Dort an der Grenze, in Tsin, erstand ein starker Fürst, Tscheng, der, schon mit dreizehn Jahren auf den Thron gelangt (256 v. Chr.), in raschen Zügen ganz China unterwarf, ihm für immer den Namen seiner Heimat (China

ist Tschina auszusprechen) und eine feste, autokratische und zentralistische Ordnung gab. Tscheng, der sich als Herrscher des Gesamtgebietes Schi Hoang-ti nannte, ist die genaue Parallele zu Alexander dem Großen. Er war durchdrungen von seiner Einzigartigkeit und Notwendigkeit, war sich bewußt, daß er jener „weise König“ war, den die Besten im Volke ersehnten. Er brach die Macht der Fürsten, der Einzelstaaten, machte sie zu Provinzen. Mit ihm sollte darum ein neues Zeitalter beginnen, und so ordnete er jene große Bücherverbrennung an, die ihn bis heute einen Gegenstand des Abscheus in China, dem Lande der Literaten, sein läßt. Er soll so viele Hunderte von widerspenstigen Pinslern haben hängen lassen, daß an den Orten, wo sie begraben lagen, selbst im Winter Melonen wuchsen. Gegen die Barbareneinfälle baute er die Große Mauer, die man mit dem römischen Limes vergleichen kann. Das Reich hatte zu seiner Zeit ungefähr den Umfang von heute.

Schi Hoang-ti war, wie Alexander der Große als Grieche erschien, nicht mehr Barbar, sondern Chinese. Aber er war nach dem Titel, den er sich beilegte, noch blond — Hoang-ti, „Kaiser“, bedeutet wörtlich „gelbhaariger Göttlicher“, wozu man den spätrömischen Kaisertitel Flavius vergleiche —, und noch im 4. nachchristlichen Jahrhundert wußte man, daß die Leute Schi Hoang-tis Barbaren gewesen waren. Tao Tsien läßt einen Mann das phantastische Land der Pfirsichblütenquelle und dort Nachkommen von Flüchtlingen aus der Tsing-Zeit finden: „Die Männer und Frauen, die dort mit der Aussaat beschäftigt waren, trugen durchweg fremdländische Kleider und hatten blondes Haar, das sie in Büscheln (Locken) trugen.“ Das verallgemeinert, was sicherlich nur für die Mannen Schi Hoang-tis mehr oder weniger zutraf. Gewiß aber kam viel lichtes Blut dadurch in das ganze Gebiet; und namentlich im Norden, wo ohnedies am meisten davon vorhanden war, mag zu dieser Zeit auch die Blondheit häufig geworden sein.

Das Herrscherhaus der Tsin erhielt sich, wie das Alexanders, nur kurz. Seine letzte Geschichte ist blutig. Mit dem



Alexander der Große

(356—323 v. Chr.)

Phot. F. Bruckmann, München

unmündigen Enkel Schi-Hoang-tis erlosch es (206 v. Chr.). Den Thron bestieg ein Bauernsprosse aus Nordchina, Lin Pang, der unter dem letzten Tsin General gewesen war. Die neue Dynastie nannte sich Han und herrschte bis 221 n. Chr. Drei Jahrhunderte großen Aufschwungs folgten. Neue Gebiete wurden erobert, die Handelsbeziehungen bis nach Syrien und Kleinasien ausgedehnt. Unter Antoninus Pius kam sogar eine römische Gesandtschaft nach China. Literatur und alle Wissenschaften fanden viel Förderung. Eine neue Dichtart, elegant, romantisch, in knapper Wortprägung, die dann in Li Tai Po ihren Vollender fand, kam auf. Der Konfuzianismus ward Staatsreligion, aber keine andere Religion ward unterdrückt. Der Taoismus hatte seine Tempel, der Buddhismus drang ein und baute die seinen, Juden lebten als Handelsleute an den wichtigen Karawanenstraßen. Die Kunst empfing starke Anregungen von Indien. Auffällig ist die bisweilen sehr große Annäherung an das griechische Schönheitsideal. Das kann nicht auf Nachahmung allein beruhen. Noch im nachchristlichen China muß es nordische Typen gegeben haben. Und bis in unsere Zeit schminkten sich in China die Frauen weiß und rosig, was stets die einstmalige Überlagerung durch eine so gefärbte Herrenschichte bezeugt.

Die Han übernahmen die staatlichen Einrichtungen Schi Hoang-tis. Das Reich blieb zentralisiert. Den ehemaligen Adel hatte schon Schi Hoang-ti in den Hintergrund gedrängt. Jetzt galt der Satz: „Freie Bahn dem Tüchtigen." Dies tritt stets dort ein, wo die ursprüngliche Schichtung nicht mehr eine rassische ist, demnach Herkunft aus der höheren Schichte nicht an und für sich höhere Begabung, zumal staatliche, gewährleistet, eine solche vielmehr aus jedem Stande kommen kann. Da ist das Blut hinauf und hinab gesickert. Die Stetigkeit der Entwickelung fehlte nun zwar, in der Sippe ebenso wie im Staatswesen, aber noch geraume Zeit können die immer neu emporkommenden Tüchtigen die Kultur und sogar den Staat selbst auf einer gewissen Höhe erhalten. Von den Han wurden auch die Prüfungen ein-

geführt, wodurch jeder Einzelne seine Tüchtigkeit zu erweisen hatte. Prüfungen sind für den nordischen Menschen etwas ihm Ungemäßes, daher Unangenehmes, das er möglichst vermeidet. Aber für den Mischling sind sie das Naturgegebene. Man muß sich bei ihm erst überzeugen, ob er das, was er zu können vorgibt, auch wirklich kann. So klimmt er von Staffel zu Staffel nur durch Prüfungen. William Pitt oder Napoleon hätten in China fünfundsiebzig werden müssen, ehe sie an ihre Stelle gekommen wären.

Die Kraft hatte das China der Han-Zeit zweifellos von den neuen Barbaren, die Schi Hoang-ti mitgebracht und über das ganze Gebiet zerstreut hatte, gleichwohl reichte sie zu schöpferischen Taten nicht aus. Die Dynastie zerfiel, für anderthalb Jahrhunderte traten so verworrene Zeiten ein, daß selbst die so genaue chinesische Geschichtschreibung darüber nur wenig zu melden weiß. Der ganze Norden ist wieder in der Hand von Barbaren. Eine neue Blüte bringt die Dynastie Tang, die von 627 bis ins 10. Jahrhundert herrscht. Das Reich wird wieder mächtig ausgedehnt, über achtzig Staaten bis an den Kaspisee hin sind China tributpflichtig. Christentum und Islam senden Apostel. Der Handel Chinas geht in alle Welt. Die Dichtkunst der Han-Zeit erreicht ihre Gipfel in Li Tai Po und Tu Fu. Die Malkunst tritt hinzu. Ihre Formen werden jetzt festgelegt. Denn auch sie beginnt alsbald zu erstarren.

Mit den Tang, die zuletzt mehrere Dynastien bilden und damit in Belanglosigkeit versinken, ist die staatliche Kraft Chinas zu Ende. Seine Herren sin in der Folge Fremde: von 1043 an die Chitan aus der Mandschurei, von 1211 bis 1368 die Mongolen, deren einer, Kublai Khan, Peking zum Mittelpunkt einer glänzenden internationalen Kultur macht, von 1644 bis 1912 die Mandschu, nachdem zwischen 1368 und 1644 wieder eine einheimische Dynastie, von einem ehemaligen Priester begründet, geherrscht hatte. Heute ist China Republik, voll unendlicher innerer Wirren und gegen außen ohnmächtig. Aber auch die übrige Kultur hat alle Kraft verloren. Dichtkunst und Malerei erstarren in totem Formalis-

mus, die Wissenschaft beschränkt sich darauf, Bibliotheken aufzustapeln, Enzyklopädien zu schaffen, die älteren Werke in tausendbändigen Serien neu herauszugeben, zu kommentieren. Auch hier wie in Indien, aber noch viel typischer, unfruchtbarer Alexandrismus. Das Chinesentum wird sprichwörtlich. Die Erklärung dafür ist die Rassezusammensetzung: in einer breiten mongoloiden Masse noch etwas nordisches Blut, das aber nicht mehr in einzelnen Entmischlingen gewissermaßen zusammenrinnt — wenn auch ein Sun Ja Tsen, der jüngst verstorbene Begründer der Republik, ziemlich europäische Züge hat —, sondern nur einer immerhin noch erheblichen Zahl etwas geistige Regsamkeit gibt.

Weit günstiger liegen die Verhältnisse in Japan, das ja dem festländischen Ostasien gegenüber Kolonie ist. Erst um 450 n. Chr. beginnt in Japan die Geschichte. Aber die Eroberung der Inseln vom Festlande her liegt mehrere Jahrhunderte höher hinauf. Die Japaner lassen ihren ersten Kaiser, Dschimmu Tenno, am 11. Februar 660 v. Chr. den Thron besteigen. Um diese Zeit mögen tatsächlich die für Japan wichtigsten Einwanderer, gewiß nicht die ersten, gekommen sein. Noch in später Zeit leiten die vornehmsten Familien ihre Abstammung von Chinesen und Koreanern ab. Sie fanden das Land von den Ainu besiedelt vor, drängten diese, die damals ein tapferes Volk waren, nach langen Kämpfen zurück und schlossen ihre drei Staaten zu einem zusammen.

Wir haben keine Kunde, welchem Volksstamme die Eroberer angehörten, welchen Typus sie hatten. Aber daß sie ziemlich nordisch gewesen sind, bezeugt sich noch heute in der Gestalt, Gesichtbildung und lichteren Hautfarbe der vornehmen Stände und darin, daß im Japanischen iro zugleich Gesicht und Farbe bedeutet. Nur das rotwangige Gesicht hat Farbe. Bis jetzt erhielt sich denn auch das als Schönheitsbild. Die Japanerinnen, die sicherlich schon seit Jahrhunderten diese „Farbe" nicht mehr haben, schminken sich, ebenso wie die Chinesinnen, weiß und rosig. Und anders als in China, wo das polarische B-Blut vorherrscht, gibt es in Japan

einen ziemlich hohen Hundertsatz von europäischem A-Blut, der sicherlich auf den oberen Ständen beruht[1]. Aber unzweifelhaft kamen die Eroberer mit einer Heermasse von Mongoloiden, und das bestimmte die Rasse der Gesamtheit. Neue nordische oder nordisch durchmischte Zuzügler kamen nicht. Japan wurde nie wieder erobert. Fremde wurden zur Ansiedelung nur in Ausnahmefällen zugelassen. So ist die Rassengeschichte Japans eine ganz eigentümliche und nur mit der des jüdischen Volkes zu vergleichen, das sich auch von den anderen Völkern so gut wie völlig abgeschlossen hat.

Drei Rassegruppen haben das japanische Volk gebildet: die Ainu, die ziemlich nordischen Eroberer und deren mongoloides Heervolk. Die Ainu sind auf etwa 20000 Köpfe zusammengeschmolzen; sie waren zuerst die Feinde, dann die Unterworfenen. Nur ganz allmählich drang etwas von ihrem Blute in die Allgemeinheit ein. Man findet unter den Japanern darum Ainuähnlichkeit nur selten. Zur Mischung, zur Durchmischung kam es nur zwischen Herren und Heervolk, und im Laufe der zwei Jahratusende entstand dadurch eine gewisse Einheit, die aber doch nicht viel größer ist als die des jüdischen Volkes, obwohl bei diesem mindestens drei Rassegruppen zusammentraten, beim japanischen nur zwei. Wohl überwiegen die Mischtypen, aber jeder einzelne Japaner steht doch dem einen oder dem anderen Grundtypus näher, dem nordischeren schmalgesichtigen, schlanken, lichthäutigen der Samurai oder dem breitgesichtigen, kurzbodigen, dunklen der unteren Schichten.

Die Rassengeschichte des japanischen Volkes vollzieht sich in sich selbst. Sie beruht einzig und allein auf den Gezeiten von Mischung und Entmischung. Immer in einer Gezeit der Entmischung tritt wieder nordischerer Geist auf, Aristokratis-

---

[1] Es gibt zwei Blute, die sich nicht miteinander vermischen, bei der etwa nötigen Transfusion schwere Störungen, ja, den Tod hervorrufen. Das eine wurde A, das andere B genannt. Das A-Blut hat seinen höchsten Hundertsatz um die Nordsee herum, um das Latham-Gebiet, wo die blonde Rasse entstand, das B-Blut in China. (Zu den Blutgruppen A und B kommt noch AB und O; AB-Blut gerinnt mit A und B, O-Blut mit keinem. Beide rühren offenbar von Mischungen her.)

mus, Freude am Krieg, starke Ausbildung des Ehrbegriffs. Es kommt zur Heraushebung besonders aristokratischer Gruppen. Aber auch in denen ist zuviel nichtnordisches Blut vorhanden; sie sinken wieder in die Mischung zurück und suchen nun wenigstens ihr geistiges Ideal festzuhalten. Das führt zu dessen Überhöhung, zur Erstarrung, zur Veräußerlichung. Der Schein wird noch gewahrt, aber das Sein entspricht ihm nicht mehr. Die Gezeit der Mischung bringt Demokratismus, Bureaukratismus, Kapitalismus. Die aristokratische Gruppe kämpft dagegen, doch vergeblich; denn sie selbst ist zersetzt, entsendet Überläufer ins andere Lager, hat nicht mehr die Kraft, die von ihr festgesetzte Ordnung aufrechtzuerhalten. Viele Aristokraten streben ganz ebenso nach bloßem Reichtum wie die „Demokraten".

Das älteste Japan war ein „Geschlechterstaat". Die adeligen Krieger und adeligen Grundherren bilden den Staat. Jede Adelssippe hat ihren Häuptling, der Kaiser ist nur „Erster unter Gleichen", Häuptling der von Dschimmu Tenno abstammenden Sippe. Streben nach Einzelmacht kennzeichnet den beginnenden Verfall. Im 4. nachchristlichen Jahrhundert dringt der Buddhismus ein — in seiner schon sehr fetischistischen chinesisch-koreanischen Form — und findet alsbald Anhänger. Er kommt gerade recht. Seine Gleichmacherei findet Anklang. Zu Anfang des siebenten Jahrhunderts gibt es schon fünfzig Klöster. Der Beamtenstaat in China unter den Han wird als Vorbild betrachtet und schließlich auch in Japan eingeführt (645). Es heißt jetzt auch hier: Freie Bahn dem Tüchtigen. In Prüfungen hat jeder seine Tüchtigkeit zu erweisen. Der Boden wird gleichmäßig verteilt, erst jedes Jahr, dann alle sechs Jahre, nicht so freilich, daß die Ackerlose immer wechseln; jeder behält vielmehr das seine, so lange er lebt, die Verteilung betrifft nur erledigte Lose und neue Erwachsene, die eines zu bekommen haben. Die höhere Rangklasse erhält ein größeres Los zugeteilt. Das ist, wo es nur wenig Geld gibt, die Beamtenbesoldung. Jeder kann alles werden. Gleichwohl erringen einzelne Familien wieder besondere Stellungen. Die höchsten

Ämter werden erblich. Ein neuer Adel, der doch zum größten Teil aus dem alten stammt, schichtet sich heraus. Wieder vereinigt er großen Grundbesitz. Einzelne Sippen sind wieder Dynasten, und unter deren mächtigsten kommt es zu langen blutigen Kämpfen. Das ist der mehr als hundertjährige Krieg der Taira und Minamoto. Echte Ritterromantik. Im Jahre 1185 werden die Taira vernichtet. Der siegende Minamoto macht sich zum Schogun. (Der Kaiser war seit langem nur eine Puppe, zumeist ein Kind, das noch vor der Mündigkeit wieder abgesetzt wurde.) Es kommt zum Feudalstaat, der sich bis 1600 erhält. Die Dynasten (Daimjos) sind übermächtig, kümmern sich nicht um die Reichsregierung, haben ihre unaufhörlichen Fehden untereinander. Die buddhistischen Klöster, die ebenfalls Soldheere halten, mischen sich darein. Zustände ähnlich wie im Deutschland des Raubrittertums und der zahllosen weltlichen und geistlichen Fürsten. Neuerdings entwickelt sich aus dem entarteten Aristokratismus der demokratische Beamtenstaat, diesmal jedoch in einer höchst bezeichnenden Mischform, im Polizeistaat.

Je länger ein aus verschiedenen Rassen zusammengesetztes Volk sich nur unter sich selbst fortpflanzt, um so weniger scharf prägen sich die Gezeiten von Mischung und Entmischung aus, um so länger wird jede dauern. Es ist wie mit einem Pendel, das verschwingt. Der Begründer des japanischen Polizeistaates ist der aus der Daimjosippe Tokugawa stammende Ijejasu. Er sicherte seiner Familie das Schogunat, das denn auch bis 1868 bei ihr blieb. Durch ein sehr klug dem japanischen Volke der Mischzeit angepaßtes System gelang es Ijejasu, Ruhe und Ordnung dem Lande zu geben, jeden in bescheidenem Kreise zufrieden zu machen. Große Kräfte regten sich ja ohnedies nicht. Dichtkunst und Malkunst verschönerten das Leben; sie waren unentbehrlich, beschäftigten alle Gebildeten. Und sie gelangten zu ansehnlicher Höhe. Freilich über ein achtenswertes Kunstgewerbe ragt nur ganz weniges hinaus, von den Dichtwerken — zahllosen Tankas, Romanen und Dramen — vielleicht gar nichts, von den farbigen Zeichnungen und Holzschnitten doch man-

ches. Beherrscht wird die japanische Kunst — und so auch das Kunstgewerbe in Ton, Lack, Bronze — von einem überaus verfeinerten Geschmacksinn, der sie dem verwahrlosten Europa der 1860er Jahre zum Vorbild machen konnte. Selbständig ist wenig daran. Indoskythisch-chinesische Kunst wirkt überall nach. Diese Seite der japanischen Kultur in der Tokugawa-Zeit ist rein bürgerlich, gleichmacherisch, demokratisch. Dem nordischeren Blutteil entsprang das Samurai-Ideal. Ursprünglich war der Samurai nur Polizeibeamter, nur dazu da, die Ordnung aufrechtzuerhalten. Nur sehr selten hatte er Eigenbesitz als Lehen von einem Daimjo, gewöhnlich nichts als seine „Gage", die in Reis bestand. Aber wie unser Militär einen aufs höchste gesteigerten Ehrbegriff herausbildete, der es trotz seiner Armut weit über die Menge erhob und ihm bei dieser unbedingte Achtung verschaffte, so erhielt auch der Samurai einen solchen und eher noch höher gesteigerten. Denn während der Offizier in Europa den Beleidiger vor die Klinge oder Pistole forderte, vollzieht der Samurai auf eine Ehrenkränkung hin den Harakiri, die nach genau festgesetztem Ritus vorgenommene Bauchaufschlitzung, die ihm allein vorbehalten ist. Und oft auch folgt er seinem Lehnsherrn, zumal dem Kaiser, wenn dieser stirbt, auf solche Weise in den Tod. Das tat noch Admiral Nogi nach dem Tode Kaiser Mutsuhitos. Ja, noch im Jahre 1925 verübten eine Anzahl Japaner Harakiri, weil Nordamerika die fernere Einwanderung von Japanern verbot; das war eine Kränkung der Nationalehre.

Das Schogunat der Tokugawa ward — unter verweichlichten Schogunen — zum Schemen, und im Jahre 1868 machte sich als erster seines zweitausendjährigen Geschlechtes Kaiser Mutsuhito zum wirklichen Herrscher seines Reiches, erschloß es dem europäischen Einfluß und sah sein Volk in verschiedenen Kriegen seine alte Tapferkeit und seine restlose Hingabe an das Vaterland bewähren. Im Weltkrieg war Japan Feindstaat, betätigte sich aber wenig. Sein „Aufschwung" in dem letzten halben Jahrhundert, die Raschheit, womit es sich alle europäischen Errungenschaften zu eigen

machte, sie zum Teil auch weiterführte, haben bei vielen Staunen erweckt, und alle Rousseauisten fanden hier ihre Meinung bestätigt, daß auch ein tiefstehendes Volk von fremder Rasse zur Kultur sich entwickeln, dazu „erzogen" werden könne. Das läßt völlig außer acht, daß die Japaner seit mindestens zweitausend Jahren Kulturvolk sind, daß an schöpferischer Kraft ihre mittelalterliche Kultur sogar weit höher steht als die rein technische der Gegenwart und daß zwar die größere Hälfte des Volkes häßliche kleine „Japse" sind, aber ihr Samuraitypus, oft überaus hoch von Gestalt und feingesichtig, nur wenig schlitzäugig, nicht selten bärtig, der rassischen Wertigkeit nach etwa dem nordischeren brünetten Südeuropäer gleichkommt. Kaiser Mutsuhito, fast zwei Meter groß, und die meisten seiner Feldherren und Staatsmänner, aber auch die meisten Dichter, Künstler und Gelehrten gehören diesem Typus an.

Wahrscheinlich von Asien kamen jene Einwanderer, die in Mittel- und Südamerika Kulturen begründeten, die Azteken und die Inkas. Aber auch von Europa können sie hingekommen sein, sei es, daß eine Brücke bestand oder die Länder nicht durch ein so breites Meer getrennt waren, sei es, daß, wie es die Magma-Theorie dartut, Amerika ein Stück der Dreiwelt Asien-Europa-Afrika ist, sich davon losriß und im Laufe der Jahrtausende auf dem zähflüssigen Meeresboden weiterschwamm. Enge Zusammenhänge der aztekischen und der peruanischen Kultur mit der asiatisch-europäischen sind längst aufgefallen. Schon die Spanier meinten, als sie die Azteken die Mutter mit dem Heilandkinde verehren sahen, nur der Teufel habe sie dies lehren können. Eine ferne Erinnerung an eine blonde Herrenschichte ist auch darin zu sehen, daß bei den Peruanern und Azteken mehrere Götter blond sind. Die Spanier fanden die hochadeligen Familien in Peru und Mexiko weiß von Farbe und nahmen, sonst gegen jedes Fremdblut voll Bedenken, ohne weiteres Prinzessinnen aus Montezumas Geschlecht und aus den Inkas zu Frauen. Neuerdings fanden sich in Mittelamerika mehrere ganz abgeschlossen lebende Stämme von blonden weiß-

häutigen Indianern, die wohl Reste der ehemaligen Herren sind. Sie werden von den braunen Indianern gehaßt, gemieden, aber zugleich gefürchtet. Ihre Kultur ist gering, aber ihre Wesensart und Sittlichkeit sind noch nordisch. Kommt es zu Mischverbindungen, so wird das braune Kind den braunen Indianern zugewiesen, das weiße behalten. Ehemals wird es sonach bei den Herren sehr strenge Rassengesetze gegeben haben, die allein ihre gewiß sehr kleinen Scharen durch längere Zeit die Herrschaft und Kulturhöhe sich erhalten ließen. Zeugnis dafür die Geschwisterehe bei den Inkas in Peru, die an die Geschwisterehen bei den ägyptischen Dynastien, bei den Achämoniden und den Ptolemäern erinnert. Atahundpa, der letzte Inka, Edelmensch von Gestalt und Wesen, war im vierzehnten Gliede Sproß von Geschwistern.

Die Juden

Palästina war seit den Megalithenerbauern immer wieder von blonden Nordvölkern überzogen und beherrscht worden. Um 2000 v. Chr. sind die blonden Rezenu seine Herren, dann kommen die Amoriter, die Hetthiter, die arischen Dynasten der Charrizeit. Von allen diesen blieben Teile im Lande. Noch Ezechiel weiß es. Er sagt über Jerusalem (XVI, 3): „Dein Vater war aus den Amoritern und deine Mutter aus den Hetthitern." Die Charri-Choriter sind zwar auf das Gebirgsland Seïr beschränkt, aber noch in biblischer Zeit ein besonderer Stamm.

Seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. bedrängen Habiru-Stämme das Land. Der hetthitische Fürst von Urusalim, Putichipa, erbittet von Ägypten Hilfstruppen gegen sie. Sie werden sich in der Folgezeit seßhaft gemacht haben. Der Name Hebräer geht auf sie zurück. Um 1230 wird in einer ägyptischen Inschrift der Name „Israel" als eines Volksstammes im Charriland erwähnt, daneben Edom. Gewiß mit ihnen verwandt, sie alle Aussendlinge der aramäischen Völkerwelle, waren die Juden, deren Namen allerdings erst später erscheint. Die biblische Überlieferung weist auf Nordmesopotamien als das Ursprungsland Abrahams; dort saßen seit alters die „blonden Gutim". Vielleicht tragen die „Jhudim" deren Namen. Über den Typus dieser Stämme wissen wir nichts. „Rassesemiten" müssen sie nicht gewesen sein, denn die gibt es längst vor ihnen schon in Palästina; dieser Einschlag im jüdischen Volke braucht demnach nicht von ihnen herzurühren. Eher führt die nahe Verwandtschaft der Aramäer mit den Amoritern darauf, daß auch sie, wenigstens in ihren Herren, blond waren. Die Vorbevölkerung Kanaans — die Amoriter und Hetthiter als Herren nicht inbegriffen — wird von ihnen in den Knechtstand verwiesen: „Verflucht sei Kanaan und sei ein Knecht aller Knechte"; das aber gerade waren die „Rassesemiten". Für die Blondheit der Aramäerstämme spricht auch, daß wenigstens einer von ihnen, Edom,

seinen Stammhelden, Esau, ausdrücklich als blond (admoni) zeichnet. Edom selbst bedeutet „der Rote".

Späterhin kamen noch die blonden Philister, von denen Palästina den Namen hat (um 1200), dann Makedonen, Römer, Kelten. Aber nur die zuerst so bitter gehaßten und bekämpften „unbeschnittenen" Philister, die ja rasch zur semitischen Sprache übergingen, werden mit den Juden verschmolzen sein, von den indogermanischen Stämmen ging schwerlich viel Blut in sie über; denn zu deren Zeit bestand schon das Rassegesetz. Die Galiläer und Edomiter, die von den Makkabäern zur Annahme der Beschneidung gezwungen wurden, waren ja den Juden eng verwandt, und nur vielleicht die Galiläer hatten in dem letzten Jahrhundert vorher auch etwas neues nordisches, vor allem makedonisch-griechisches Blut aufgenommen. Nicht ohne Grund verlegt das Neue Testament dorthin die Heimat des christlichen Heilands und läßt ihn hauptsächlich dort predigen und Wunder tun.

Die Juden der geschichtlichen Zeit waren, welchen Typus immer die Habirustämme gehabt haben mögen, in ihren Herren ein weißes Volk. Wenn nicht schon ursprünglich, was jedoch das Wahrscheinlichere ist, so durch ihre Mischung mit Amoritern, Hetthitern und Choritern, die genug oft bezeugt ist, nicht nur in jener Ezechielstelle. Von Edom wird gesagt, daß er zum Weibe nahm „Judith, die Tochter Beeris, des Hetthiters, und Basmath, die Tochter Elons, des Hetthiters". David, der Enkel der Moabiterin Ruth, nimmt die Hetthiterin Bathseba zur Frau, und die wird Mutter Salomos. Saul und David werden als nordische Menschen geschildert: Saul war „ein feiner junger Mann, und war kein feinerer unter den Kindern Israel, eines Hauptes länger denn alles Volk"; David war „blond, mit schönen Augen und guter Gestalt". Was für die Juden „schön" war, zeigt noch das Hohelied, dessen Stücke wahrscheinlich erst nach 330 v. Chr. entstanden: „Mein Freund ist weiß und rot; sein Haupt ist das feinste Gold; seine Augen sind wie Tauben an Wasserbächen, in Milch sich badend; sein Leib ist ein Kunstwerk von Elfenbein, seine Schenkel Marmel-

säulen.“ Bei dem Mädchen heißt es ähnlich: „Dein Hals ist wie ein elfenbeinerner Turm, deine Augen sind wie die Teiche zu Hesbon, deines Hauptes Haar gleicht dem hellen Purpur (Argaman).“ Daß die Herrenschichte unter den Juden tatsächlich diesem Schönheitsbilde entsprach, bezeugt das vierte Klagelied um den Fall Jerusalems noch für diese Zeit (586 v. Chr.), da der Staat schon im vollen Niedergang war: „Reiner als Schnee waren ihre (Jerusalems) Fürsten, weißer als Milch; schwärzer als Ruß ist ihr Aussehen geworden, man erkennt sie nicht auf den Straßen.“

Die heldische Königzeit der Juden ist Ausdruck der blonden Oberschichte des Volkes, wobei es nebensächlich ist, welchem Stamme sie zugehört, und dies erklärt, warum auch bei den blondesten Völkern die Mären von Saul und König David so viel Gefallen gefunden haben, warum die beiden niemals als „Juden“, sondern immer als nordische Gestalten erscheinen, im Gedicht, in Farben, im Bildwerk. Palästina war damals selbständig und reichte weit über sein engeres Gebiet hinaus. Seine Kulturbeziehungen gingen nach Ägypten und Phönizien. Eine schöne Dichtkunst, für die Davids Klage um Saul und Jonathan ein Beispiel gibt, blühte; phönizische Baumeister schufen den Tempel. Dann zerfällt das Reich in zwei Reiche. Das nördliche erliegt 772 v. Chr. dem Assyrer, das südliche 586.

Aus Samaria und aus Jerusalem wurden die Edelsten, die führenden Männer nach Babylon in die Gefangenschaft gebracht. Das war das geeignete Mittel, ein Volk in Ohnmacht zu halten. Jetzt gab es keine Vorbilder mehr, an denen der Schwanke sich stützen konnte, keine Ziele über den Tag hinaus. Und alle waren jetzt Sklaven eines fremden Herrn, in dem großen Abstand von ihm einander wesentlich angenähert. Da begann die wahllose Vermischung aller mit allen. Gerade die Unbedenklichsten mochten am ehesten zu Reichtum oder zu Stellung im Dienste der Fremden gelangen; sie selbst und ihre Kinder galten als voll, wo der beste Blutadel fehlte, während der noch zurückgebliebene zu jedem Zugeständnis bereit war. In Babylon jedoch, in der

Kolonie, erstarkte unter den „Gefangenen" — es war doch nur Verbannung — der nordische Blutteil. Klugheit und Geschäftsbegabung ließ gar manche zu Einfluß und Reichtum gelangen. Die Juden wurden eine Macht, und so war es für Kyros von Bedeutung, daß sie sich ihm zuwendeten. Er lohnte ihnen als Herr von Babylon mit der Erlaubnis zur Rückkehr und zum Wiederaufbau des Tempels. Nicht viele folgten, denn die Kolonie bot ihre großen Vorteile, und der Tempel wurde erst unter Dareios gebaut; denn da erst hatte man genug Geld beisammen.

Doch nicht nur in Handel und Gewerbe und im politischen Leben tüchtige Männer bildeten sich in der Auslese der Kolonie heraus, auch die großen Idealisten, die jedes Volk nötig hat, wenn es wieder zur Höhe geführt werden soll. Esra und Nehemia sind diese zwei Männer. Als hohe Beamte kamen sie von Babylon nach Palästina und erkannten da, Sprossen der Auslese, daß es die Mischung aller mit allen, die Durchsetzung des Edelblutes mit minderwertigem war, was das Volk im Mutterlande so tief herabgebracht hatte. Und sie erkannten auch die einzig mögliche Rettung. So schufen sie (um 430 v. Chr.) das Rassegesetz, wonach fortan der Jude nur eine Jüdin heiraten durfte. Das Gesetz wurde nach viel Widerstand eingeführt und sogar rückwirkend gehandhabt, so daß fremdbürtige Frauen und deren Kinder aus dem jüdischen Volksverbande ausgewiesen wurden, allerdings nur diese, nicht auch die Sprossen früherer Mischehen. Man lese darüber die Bücher Esra und Nehemia nach, deren Grundstock die Denkwürdigkeiten der beiden bilden.

Die Bedeutung des Rassegesetzes wurde von der Forschung bisher nicht voll erkannt, nur die Juden selbst und ihre Gegner wußten und wissen, daß die volkliche Umgrenzung, die es geschaffen hat, Art und Wesen des Juden seither bestimmt. Ihm allein verdankt das jüdische Volk, daß es als einziges des Altertums noch heute im Weltleben seine Rolle spielt. Griechen und Römer, seine jüngeren Zeitgenossen, sind dahingeschwunden, sie aber leben und gelangen immer wieder zu Gipfeln der Macht. Sie allein eben be-

wahrten sich ihren blonden Blutteil, den die Griechen und Römer verloren, weil sie allein der Aufnahme von noch mehr dunklen Bestandteilen, als sie schon hatten, begegneten. Nicht das jedoch genügte. Es kam das religiöse Gesetz hinzu, daß kein Kind verhindert werden durfte, so daß die oberen Schichten nicht zum Zweikindersystem übergingen, wie es sonst immer der Fall ist, oder gar ehelos blieben. Der junge Jude durfte mit dreizehn Jahren heiraten und mußte mit achtzehn verheiratet sein. Das ward in der Rechtgläubigkeit bis jetzt so gehalten. Jede Verhinderung des Kindes galt als schwere Sünde. Solcherweise pflanzte sich nicht nur die Volksmasse, sondern auch die Auslese fort und erhielt ihr lichtes Blut für die Gesamtheit. Zehn und mehr vom Hundert Juden sind darum auch heute noch blond, blauäugig und weißhäutig.

Das jüdische Volk hat sich in derselben Zusammensetzung erhalten, die es zu Esras und Nehemias Zeit hatte; seine Rassebewegungen sind innere, dadurch bedingt, daß mehrere und fast gleich starke Bildeteile miteinander gewissermaßen rangen. Immer wieder kommt es zu Schichtungen, zu neuen Auslesegruppen innerhalb der Gesamtheit.

Das jüdische Volk in Palästina befand sich zur Zeit Esras und Nehemias zweifellos in einer Rassenebbe. Aber noch waren wertvolle Kräfte da, die nur wieder zum Durchbruch zu kommen brauchten. Die staatliche Begabung zwar war gebrochen. Im Lande selbst konnten keine Staatsmänner mehr erstehn; Esra und Nehemia kamen aus der Auslesegruppe der Kolonie. Und für alle Zeiten blieb die staatliche Begabung der Juden gering, so daß ein selbständiger jüdischer Staat, wenigstens ein dauernder, nicht wieder entstand. Aber die dichterische und wissenschaftliche Begabung, die sich ja auch bei nicht zu starker Rassetrübung noch erhält, war noch nicht erloschen. Vor der babylonischen Verbannung liegt die Tätigkeit der Propheten, die Dichter, Politiker und Reformatoren zugleich waren. Der letzte der großen Propheten, Ezechiel, wurde nach Babylon gebracht und wirkte dort weiter. Ein gewaltiges Pathos durchglüht viele dieser

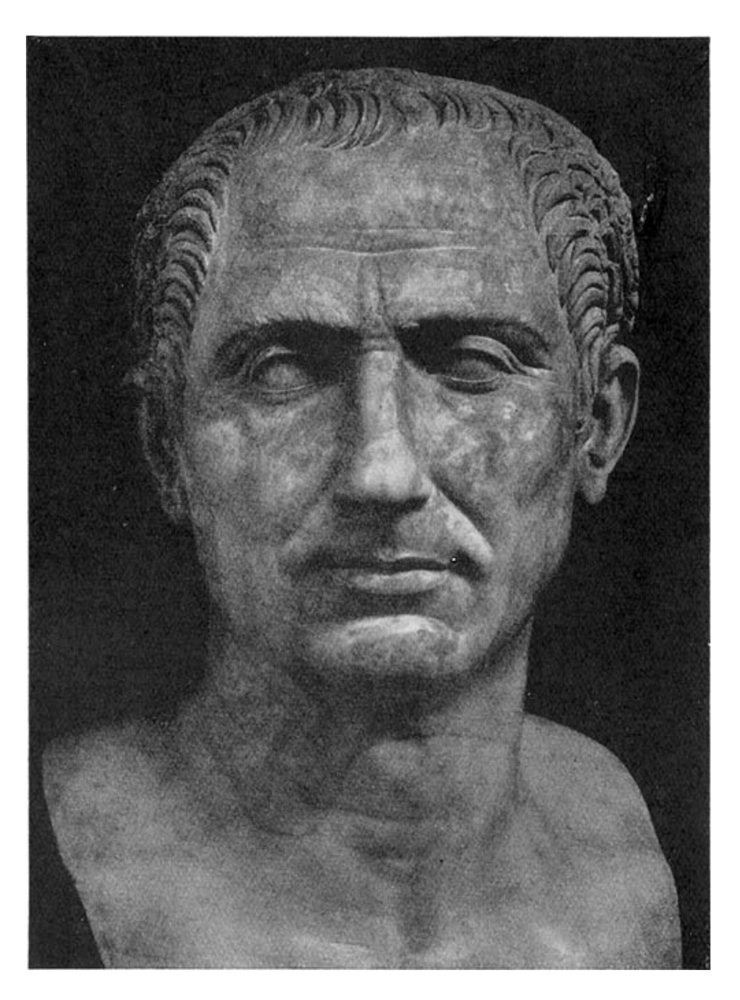
Reden und Sprüche. Die Klagelieder auf den Fall Jerusalems schließen sich nicht unwürdig an. Die Wissenschaft vertreten die ältesten Teile der Geschichtschreibung des Alten Testaments und der Rechtbücher. Schon allerdings zeigt sich das Überwuchern des Theologischen. Das „Bundesbuch", das angebliche Mosesgesetze enthält, wird 622 v. Chr. im Tempel „gefunden" und stellt das ganze Leben unter die Vorschriften und die Gewalt des Priestertums. Jahwe, der früher ein Gott neben anderen Göttern und Göttinnen gewesen war, wird zum Alleingott gemacht, aber nicht in nordischer Weise, wonach alle Götter nur Erscheinungen einer und derselben göttlichen Macht sind, sondern im Sinne des Fetischismus: die anderen Götter sind Götzen. Aus dem Königtum ward Priesterherrschaft; an Stelle des Kriegeradels der Giborim, der zum Mannendienst verpflichteten Grundbesitzer, trat der Priesteradel. Aber auch das „Bundesbuch" ist von hoher Sittlichkeit bewegt.

Diese Kräfte kamen, sowie das Rassegesetz zu wirken begann, zu neuer Betätigung. Jetzt entsteht eine liebenswürdige Novellendichtung („Ruth"), entstehn die meisten Psalmen, die Liebeslieder des „Hohenliedes", aber auch die düsteren, an die leidvollsten Fragen rührenden Schöpfungen „Hiob" und „Prediger". Geschichtschreibung, vor allem Sammlung der älteren Nachrichten, Rechtskunde und Heilkunde, auch sie mehr sammlerisch als schöpferisch, liegen ganz und gar in Priesterhänden und bekunden das an hundert Stellen. Die wissenschaftliche Tätigkeit klingt aus in die Festlegung des biblischen Kanons und seines Wortlautes und in die Übersetzung der „heiligen Schriften" ins Griechische als in die Allgemeinsprache der Levante, die schon um 275 v. Chr. begonnen wurde.

Seit der babylonischen Gefangenschaft tritt daneben die außergewöhnliche Begabung der Juden für den Handel in den Vordergrund. Es ist verfehlt, den Handel als solchen zu verwerfen, als sei er mit dem nordischen Wesen unvereinbar. Der ehrliche Handel ist durchaus nordisch. Und man findet alle nordischen Völker der Urzeit in lebhaften Handels-

beziehungen, so daß der baltische Bernstein bis nach Kleinasien und Zypern kommt. Als Kaufleute zogen sehr viele nordische Einzelscharen aus; sie setzten dabei ihr Leben mit ein. Ihr bester Gewinn war nicht die ertauschte Ware, sondern all das Neue, das sie gesehn, erlebt hatten. Unnordisch ist nur das bloße Geldgeschäft, das ohne Einsetzung der vollen Mannespersönlichkeit Geld aus Geld macht, unnordisch der unlautere Wettbewerb, der Schein für Sein gibt. Die Juden lagen in Palästina an der Handelsstraße von Vorderasien nach Ägypten. Das schon begünstigte die Entfaltung vorhandener Anlagen, freilich aber kamen reine Geldgeschäfte sicherlich sehr bald hinzu. Babylon hatte längst sein Bankwesen ausgebildet. Als nun die tüchtigsten Juden dorthin verschleppt wurden, hatten sie Gelegenheit, das Bankwesen großen Stils kennenzulernen, und sie übermeisterten schließlich ihre Lehrmeister. Von da an sind die Juden Bankleute. Auch als Bankmann kann man unbedingt ehrlich sein, aber es bedarf nur eines geringen Zuschusses von weniger ehrlichem Blut, und der Bankmann übernimmt auch sehr zweifelhafte Geschäfte, und allerlei üble Elemente machen die Zutreiber. Der Geldverleiher wird fast überall zum Wucherer.

Bastardische Eigenschaften sind schon bei den vorbabylonischen Juden hervorgetreten. Gegen sie eifern die Propheten. Da ist der Luxus in den Äußerlichkeiten des Lebens, da vor allem die übermäßige Sinnlichkeit, der krasse Materialismus des Geldes und Genusses. In Babylon wird ein Teil der Juden ganz gewiß diesem Materialismus verfallen sein. Nicht umsonst heißt Babylon später die „große Hure". Aber die Materialisten blieben dort, nur die Idealisten zogen in die Heimat, wo es vorerst nur aufzubauen galt. Jetzt trifft für Palästina zusammen: die Auswirkung des Rassegesetzes, wodurch eine Entmischung, eine Vernordischung eintreten mußte, und der Zustrom von idealistisch gerichteten Auslesejuden der Kolonie. Die Perser und Alexander der Große waren den Juden günstige Herren gewesen; zum Widerstand war man noch zu schwach. Aber unter den



Caius Julius Caesar

(100—44 v. Chr.)

Phot. F. Bruckmann, München

Seleukiden sammelte sich die Rassekraft. Die Juden wurden gefährlich. Antiochus IV. Epiphanes suchte die Wurzel ihrer Kraft zu trefffen, indem er ihren Gottesdienst aufhob und die Beschneidung verbot. Die Makkabäer standen wider ihn auf, machten sich frei und bewahrten diese Freiheit durch achtzig Jahre (142—63 v. Chr.); dann wurde Palästina römisch. Der Aufstand war nur möglich — ganz abgesehen vom Erfolg, der an der Schwäche der Feinde lag —, weil die Makkabäer genug Idealisten in ihrem Volke fanden, die bereit waren, für das Vaterland ihr Leben zu lassen. Auch unter der Römerherrschaft kam es noch zu Aufständen. Der eine führte zur Zerstörung Jerusalems durch Titus (70 n. Chr.), wobei auch der Tempel durch einen ausgebrochenen Brand in Trümmer gelegt wurde, ein anderer unter Bar Kochba dauerte zwei Jahre (134—135 n. Chr.), und selbst noch in der „Zerstreuung" versuchten die Juden einmal wieder die Selbständigkeit zu erlangen: das sind die ausgebreiteten Aufstände unter Trajan. Fürderhin kommt es zu solchen Bestrebungen nicht mehr. Die staatliche Begabung der Gesamtheit ist erloschen. Nur einzelne Persönlichkeiten treten als Staatsmänner hervor, wie Isaak Abarbanel in Spanien, Benjamin Disraeli in England, Walther Rathenau in Deutschland. Sonst beschränkt sich die staatliche Begabung der einzelnen Juden auf politische Wühlarbeit als Anarchisten, Sozialdemokraten, Kommunisten, die wohl gelegentlich zur obersten Gewalt kommen, wie für kurze Zeit in München, für drei Monate in Ungarn und nun schon für Jahre in Rußland, aber da ihr verheißenes Paradies durch Ströme von Blut zu verwirklichen suchen und dabei das Land zur Wüste machen.

Die volkliche Umgrenzung der Judenschaft brachte im Laufe der Jahrhunderte eine überaus enge Inzucht mit sich. Am stärksten war dies bei abgesprengten Gruppen wie den Juden in Cochin, in China und in Chorassan der Fall, aber auch die gesamte Judenschaft Europas und der Levante bildet schon nicht mehr ein Volk, sondern eine Familie. Einen Begriff von der Inzucht der Juden gibt es, wenn man bedenkt,

daß alle siebzehn bis zwanzig Millionen Juden von heute von den Juden zur Zeit Esras und Nehemias abstammen, die kaum mehr als zwei Millionen gewesen sein dürften. Fremdblut wurde nur in ganz seltenen Ausnahmen aufgenommen. Denn selbst die zum Judentum Übergetretenen wurden von der Ehegemeinschaft ferngehalten, so die „schwarzen" Juden in Cochin bis heute, so die „Proselyten des Tores" im römischen Reich; die tatarischen Chazaren in Südrußland scheinen stets eine besondere Gemeinschaft gebildet zu haben, die sich in den noch immer abgetrennten Karaïten erhalten haben mag. Wenn nun jeder Jude gesonderte Ahnen hätte, müßte es zur Zeit Esras viele Trillionen Juden gegeben haben. Da es die nicht gab, müssen sich die Ahnen der einzelnen Juden von heute fast völlig miteinander decken, muß jeder Jude zu Esras Zeiten viele tausend Male in der Ahnentafel jedes einzelnen Juden vorkommen. Auch wir Deutsche sind miteinander verwandt, aber mit jedem slawisch, romanisch oder gar madjarisch benamten Vorfahren reichen wir in ein ganz fremdes Völkerbecken hinein. Wir sind vielleicht zu 75 v. H. verwandt, die Juden zu 99,9 v. H.

Die so enge Inzucht der Juden hat zwar noch immer nicht zur völligen Vereinheitlichung des körperlichen und geistig-seelischen Rassetypus geführt, doch aber schon so weit, daß man 80 v. H. Juden sofort als Juden erkennt, und daß man bestimmte Eigenschaften als „jüdisch" bezeichnet, unter den Nichtjuden ganz ebenso wie unter den Juden. Kaum je kommt es bei den Juden zu so reiner Entmischung wie bei vielen nichtjüdischen Völkern mit blondem Einschlag. Ein Dante, Lionardo, Milton, Flaubert, ein Albrecht Dürer, Johann Sebastian Bach, Schiller, Kleist, Franz Liszt sind in Leben und Schaffen rein nordisch wie nur die großen Griechen der rein nordischen Zeit; jüdische Blondlinge hoher Begabung wie Heinrich Heine, Catulle Mendès, Sarah Bernhardt haben in Leben und Schaffen viel Nichtnordisches. Ist das schon beim Genie so, um wieviel mehr erst beim Mittelgut.

Die Eigenschaften, die der nordisch gerichtete Mensch am Juden als „jüdisch“ verwirft, beruhen nicht so sehr auf dem negerischen oder asiatischen Blutteil an sich, als auf dessen Mischung mit dem nordischen. Etliche davon zeigen die einander fremden Blutteile durchmischt, also zur Harmonie gebracht, andere in unharmonischer Zusammensetzung, und dies sind die eigentlich bastardischen. Es mag sehr wohl sein, daß die hervorstechende Sonderbegabung der Juden für alles Geschäftliche — nicht nur im Handel, auch in Kunst, Wissenschaft, Politik — daher kommt, daß der materielle Sinn aller Dunkleren, der Schwarzen wie der Gelben, sich mit dem höheren und vorschauenden Intellekt der Blonden verbunden hat. Der Talmud rät, Weiß solle Schwarz heiraten, nicht jede Farbe unter sich. Dem liegt die Beobachtung zugrunde, daß eben diese Mischung die für das Leben — und das war schon damals in der Hauptsache Geschäftsleben — tüchtigsten Menschen ergebe. So denkt der Jude auch dort an den zeitlichen Vorteil und weiß ihn zu erlangen, wo der blondere Nichtjude es geradezu als bedrückend empfindet, wenn er für das Beste, was er bietet, bezahlt werden soll. Frei von dem Gedanken an zeitlichen Vorteil, sei es auch nur der Ruhm in der Mitwelt, ist kaum hier und da ein Jude. Spinoza und Theodor Herzl waren es. Dieser Geschäftssinn führt durch unzählige Abstufungen hinab bis zu den gewerbmäßigen Schiebern und Wucherern und unsauberen, ja verbrecherischen Geschäftlern, die bei allen ihren Gaunereien sich das beste Gewissen bewahren und sich noch überdies die Krone der Menschheit bedünken, als die „Gescheitesten“, die sie für sich und ihresgleichen ja auch sind. Im Geschlechtlichen dasselbe wie im Geschäftlichen. Vom verfeinertsten Genüßling geht es da durch alle Spielarten, vom Operndirektor, der seine Sängerinnen als Haremsweiber betrachtet, bis zu dem Wüstling, der Kinder mißbraucht. Auch da völlige Übereinstimmung mit sich, das beste Gewissen. Man hat die Macht, das Geld, man darf sich alles leisten. Daß andere das nicht verstehn, es manchmal sogar bestraft sehen wollen und den Staatsanwalt bemüßigen — was geht das

den „Staat" an? —, verwundert sie aufrichtig. Wenn sie tatsächlich eingesperrt wurden, was ihre Anwälte zumeist abwendeten, fühlten sie sich so unschuldig wie der eingesperrte Geschäftsgauner.

Nicht aber dies ist das typisch Jüdische. Andere Volkschaften, Serben, Griechen, Armenier, gelten als ebenso unbekümmerte Geschäftsleute, ja als noch geriebener. Das wird „jüdisch" nur genannt, wo in der Allgemeinheit noch eine stark nordisch gerichtete Gruppe vorhanden ist. Typisch jüdisch ist die innere Unstimmigkeit, die bei den Edleren zu dem viel besungenen „Judenschmerz" führt, bei den Gemeineren zur völligen Unstetigkeit, zum Nebeneinander aller möglichen gegensätzlichen Eigenschaften. Dies tritt schon zur Römerzeit deutlich hervor, und seither wird von allen harmonischeren Völkern, gleichviel ob indogermanischer Sprache, ob Araber, Türken, der Jude „verachtet". Vielleicht am treffendsten hat Otto Weininger in dem überaus geistvollen Buche „Geschlecht und Charakter" (Wien 1903) diesen „Juden" gekennzeichnet. Er hatte die tiefste Kenntnis seines Volkes, und wenn er verallgemeinert, so ist das im Grunde doch nur zum Haß verkehrte Liebe; ein Typus für den unstimmigen edleren Juden, nahm er sich in jungen Jahren selbst das Leben. Weininger spricht dem Juden jede Würde, jede Größe, jedes Ich und jeden Eigenwert ab. Die Arier stelle man sich ganz unwillkürlich als eine Schar einzelner Männer vor, die Juden seien wie ein „über eine weite Fläche ausgebreitetes, zusammenhängendes Plasmodium". Der Jude sei der echte Kuppler und echte Grenzverwischer; im Christen lägen Stolz und Demut miteinander im Kampf, im Juden Hochmut und Kriecherei. Der Jude sei der unfromme Mensch im weitesten Sinne. Kennzeichnend sei für ihn der Mangel an „verecundia", Schamgefühl und heiliger Scheu, auch vor dem Naturgeschehen, und das führe zu der jetzt herrschenden jüdischen, materialistischen Form der Wissenschaft. Die spezifische Art der Intelligenz der Juden sei einerseit nur größere Wachsamkeit ihres Egoismus, anderseit beruhe sie auf der unendlichen Anpaßfähigkeit an alle beliebigen Zwecke ohne

Unterschied: weil sie keinen urwüchsigen Maßstab des Wertes, kein Reich der Zwecke in der Brust tragen.

Der Niederschlag der engeren Inzucht der ersten Jahrhunderte nach Esra und Nehemia ist der Talmud, ein Sammelsurium von Wertvollem und Wertlosem, Sittlichem und Widersittlichem, alles zugleich formlos und pedantisch wissenschaftelnd dargelegt, wie das für alle Bastardgruppen kennzeichnend ist. Man hat dem Talmud für die Unbedenklichkeit mancher Juden in ihrer Haltung dem Nichtjuden gegenüber die Schuld gegeben, gemeint, der Talmud habe den Juden gemacht. Nicht so: der Jude hat den Talmud gemacht. Und es ist gar nicht nötig, daß er den Talmud kenne; er handelt danach, weil das eben sein Wesen ist. Diese Bewegung führte zu immer stärkerer Veräußerlichung der religiösen Vorschriften, worin sich schließlich die Religion als solche erschöpfte. Nicht mehr die „Thora", das Alte Testament, mit ihrer eindeutigen Verurteilung des Unsittlichen war die Richtschnur für den Juden, sondern der Talmud mit seinen vielen einander widersprechenden Lehrmeinungen, die es zuließen, am Ende alles Verbotene für erlaubt zu erklären. Er unterstützte zudem die Volkseitelkeit, indem er nur den Juden für den wahren Menschen erklärte, den Nichtjuden, den Goj oder Akum, für ein Tier, das nur deshalb Menschengestalt trage, damit der Jude nicht von Tieren bedient werde. Dieser Stolz auf die Überlegenheit war in der Levante und in Babylon, wo der Talmud entstand, in vieler Hinsicht berechtigt, wenn auch die Art, wie er sich ausdrückt, unzweifelhaft bastardisch ist; denn dort waren die Juden in ihrer volklichen Geschlossenheit und mit ihrem hohen Hundertsatz an lichtem Blut der nichtjüdischen Umwelt tatsächlich weit überlegen, geistig und rassisch. Sowie jedoch die Juden unter nordischere Völker kamen, mußte jener Stolz als törichte Hoffart erscheinen und dem Juden von innen und von außen gefährlich werden. Es ist nichts wichtiger, als den Stolz eines Volkes auf sein Blut zu wecken, aber der Stolz muß berechtigt sein. Sonst führt er zu der Überhebung des Zigeuners, des napolitanischen Laz-

zarones, die nicht ernst zu nehmen sind. Allerdings pflegt er das letzte Zeugnis dafür zu sein, daß hier einmal eine nordische Herrenrasse Berechtigung zum Stolz gehabt hat.

Der Talmudismus veräußerlichte sich bis zum Schulchan Aruch, den der spanische Jude Joseph Caro und der Krakauer Moses Isserles um 1570 aus Hauptstellen des Talmuds zusammenstellten; er ward das Handbuch der jüdischen Sittenlehre. Namentlich das ganze deutsche und polnische Judentum ist auf den Schulchan Aruch verpflichtet. Noch aber genügte die Erfüllung aller seiner Vorschriften nicht, besonders Fromme taten sich zusammen, die Chassiden, und glaubten zu ihrem Gotte in ein noch engeres Verhältnis zu kommen. Der Chassidismus, um 1730 in Polen begründet, geht von der pietistischen Bewegung aus, die im Protestantismus eine Erneuerung der Religion durch Verinnerlichung anstrebte, aber er übernahm davon nur Äußerlichkeiten und ward zur ausgesprochenen gleisnerischen Scheinheiligkeit. Seine Wunderrabbis waren kleine Päpste, allwissend und unfehlbar, sein Gottesdienst nahm mit den grotesken Verbeugungen und Sprüngen, dem toten Hersagen von Sprüchen, dem hohlen Psalmodieren typisch orientalische Formen an.

Aber auch die weitere Folge der Inzucht zeigt sich nunmehr: die Juden bilden eine Einheit, wo immer sie sind, und in dieser Einheit einen Staat im Staate, einen Staat über den Staaten. Das zeigte schon der Aufstand zur Zeit Trajans. Aber erst in den nächsten Jahrhunderten kommt das Judentum durch seinen in der Inzucht begründeten Zusammenhalt in einzelnen Staaten zu hoher Macht, die allerdings fast ganz auf das Wirtschaftliche beschränkt bleibt. Flösse hierbei nicht wieder so viel Bastardisches mit ein, so käme es nirgends zu Judenverfolgungen. Die jungen germanischen Staaten des frühen Mittelalters nahmen alle die Juden gerne als Mitarbeiter auf. Diese hätten nur ihr Gewerbe, ob es auch ein Geldgewerbe war, ehrlich und ebenso zum Nutzen der Allgemeinheit wie zu ihrem eigenen zu betreiben brauchen. Das taten die Besten. Aber gar viele hatten

nur ihren persönlichen Vorteil im Auge und bedienten sich im törichten talmudischen Hochmute, der gegen den Nichtjuden alles erlaubt sein ließ, unredlicher Mittel. Hier nun trat die Gefahr der starken Inzucht ein. Die Juden waren eine Familie, und wie in einer solchen deckte der Anständige den Unanständigen mit seinem Namen, seiner Machtstellung, seinem Gelde. Während der Deutsche den andern Deutschen, der ein Gauner ist, von sich abweist, ihn verurteilt, ihn gestraft haben will, tritt der anständige Jude in den meisten Fällen auch für den unsaubersten Volksgenossen ein, weil er eben zu 99,9 v. H. mit ihm eines Blutes ist.

Im Mittelalter hatten die Juden nur einen landweisen Zusammenhang. Zu den Juden der andern Länder führten wohl Verbindungsfäden, aber nicht viel mehr. Ihre wirtschaftliche Macht in den einzelnen Ländern konnte darum, so groß sie war, der Judengegnerschaft, die sich bald da, bald dort heftig erhob, nicht begegnen. Frankreich, England wiesen die Juden ganz aus, in Deutschland kam es zu ihrer Ausweisung nur an wenigen Orten. Der Strom der Ausgewiesenen wandte sich nach dem Osten, nach Polen. Von höchster Bedeutung wurde die Ausweisung der Juden aus Spanien, das eben in Granada das letzte Stück Landes den Mauren entrissen hatte, 1492.

Die Juden hatten in Spanien, erst unter den Goten, dann unter den Mauren, zuletzt wieder unter den Goten, die sie unbedenklich einander verraten hatten, je nachdem diese oder jene im Aufstieg waren, eine hohe Macht, Reichtum und Stellungen im Staate erlangt, aber auch eine hohe geistige Blüte entfaltet. Diese Juden waren die am weitesten gedrungenen, demnach Auslese. In ihrer Inzuchtgruppe war es da zu einer Gezeit der Entmischung gekommen, die wir allerdings nur auf geistigem Gebiete feststellen können. Staatsmänner wie Isaak Abarbanel, Dichter wie Juda Halevi, eine ganze Reihe angesehener Gelehrter, Ärzte, Philosophen bezeugen es. Aber auch da wieder die andere Seite: Überhebung, Selbstsucht, Ausbeutung der Nichtjuden, Einstellung allein auf den zeitlichen Vorteil. Isaak Abarbanel

bot eine große Summe für die Aufhebung des Ausweis-befehles. Umsonst. Ferdinand der Katholische, durch eine Großmutter selbst jüdischer Herkunft, und Isabella blieben fest. Doch nur jene Juden traf das Edikt, die nicht Christen werden wollten. Man meinte die jüdische Gefahr durch die Aufnahme in die Kirche, ins Volk zu bezwingen. Da verließen viele Juden das Land, und das war wieder eine Auslese. Denn die fortzogen, waren die Reichsten, die Abenteuerlustigen und die Gesinnungstüchtigen. Im Lande blieben die Ärmeren, die Zaghaften und die gegen Volk und Glauben Gleichgültigen, daneben allerdings auch manche Ehrgeizlinge, die dann Minister wurden, Bischöfe, Erzbischöfe und Beichtiger der Königinnen, Großinquisitoren wie der blutige Thomas de Torquemada, ebenso manche, die, auf bessere Zeiten hoffend, das Christentum nur zum Schein annahmen. Von diesen „Marannen" verließen manche in zweiter, dritter Generation doch das Land, andere gingen völlig im spanischen Volke auf.

Die spanischen Emigranten wandten sich zum Hauptteil nach Holland, aber auch nach Frankreich, wo sie noch als Christen leben mußten, nach Italien und in die Türkei. Amsterdam, Venedig, Saloniki wurden ihre Mittelpunkte. Aus dieser neuerlichen und sehr strengen Auslese ging in Baruch d'Espinoza (Spinoza) der bedeutendste jüdische Genius neuerer Zeit hervor, zugleich der einzige, der nicht nur seinem Volke, sondern der Welt angehört. Die drei Staatsmänner Benjamin Disraeli, Leon Gambetta und Sidney Sonnino sind ingleichen spanische Juden.

Nicht dies allein. Diese spanischen Juden hatten in kurzer Zeit die Geldgeschäfte ganz Europas in ihrer Hand. Wenige engverwandte Familien bildeten den Ring. Sie hatten ihre Mitglieder an allen wichtigen Orten. Sie gaben den Staaten Anleihen für ihre Kriege, bestimmten ihre Haltung. Die moderne Börse nahm ihren Anfang. Das ganze 17. Jahrhundert und das erste Viertel des 18. war von diesen jüdischen Großbanken beherrscht. Dann verfielen sie.

Der spanische Jude ist sich bewußt, Auslese, Adel zu sein.

Er erwarb sich überall Achtung, nirgends erweckte er Antisemitismus. Seine Rabbinen verfolgten und verketzerten wohl einen Uriel da Costa und einen Spinoza, aber sie waren großzügige Eiferer und dabei in allen möglichen Wissenschaften und Sprachen bewanderte Männer. Bis heute ist der spanische Jude, der „Sepharde", stolz auf sein Blut und vermischt sich nicht mit dem deutschen Juden, dem „Aschkenazen", den er wegen seines Mangels an Würdegefühl und wegen seiner unlauteren Geschäfte verachtet. (Sepharad, Obadja 22, wird als Spanien, und Aschkenaz, Gen. X, 3 als Deutschland gedeutet.) Auch rassisch ist er dem Aschkenazen als Gesamtheit überlegen. Er ist fast ganz frei von ostischen und gar asiatisch ostischen Typen; Mediterrane oder Rassesemiten wiegen vor, aber rein Blonde mit oft ganz weißer, zarter Haut sind häufig genug. Die Dichterin Copia Sullam im Venedig des 17. Jahrhunderts war berühmt wegen ihrer blonden Schönheit, Catulle Mendès, der französische Dichter, wurde von Flaubert ein Christus auf dem Ölberg genannt, auch der blonde Heinrich Heine hatte wohl durch seine Mutter Peire van Geldern holländisches Sephardenblut und ebenso vielleicht auch die blonde Sarah Bernhardt. In jüngster Zeit ist namentlich das italienische Judentum, das fast ganz sephardischer Herkunft ist, zu Bedeutung gelangt, zumal im Staatsleben, dem es mehrere starke Persönlichkeiten gab: Luzzatti, Ottolenghi, Sonnino, Barzillai, Finzi. Auch Cesare Lombroso, der vielumstrittene Menschenkundler und Verbrecherforscher, war italienischer Sepharde. Er stellte fest, daß der Verbrecher vorzugsweise schwarz ist, Merkmale tieferer Rassen und oft Entartungszeichen an sich hat.

Eine ähnliche Ausleseerscheinung weist das aschkenazische, das deutsch-polnisch-ungarische Judentum auf. Hier wirkte die „Emanzipation". Schon zu Lessings Zeiten wünschte man das Judentum zu „verbessern". Es war das ein Rousseauismus, der auch die Zigeuner verbessern wollte, der in jedem Menschen, gleichviel welcher Art, dieselben Anlagen, und zwar nur gute, voraussetzte. Ja, der unverbildete

Mensch, der Wilde erschien stets als der bessere. In diesem Sinne schrieb Lessing sein kleines Jugendstück „Die Juden", später, gereift und klarsichtig, „Nathan den Weisen". Joseph II. erließ das Gesetz, die Juden müßten bürgerliche Namen annehmen, was viel Widerstand bei ihnen fand, je weiter es nach Osten ging. Bis dahin hatten sie keine Familiennamen. Noch Moses Mendelssohn hieß bei seinen Volksgenossen Moses Dessau nach seiner Geburtsstadt; er selbst nannte sich nach seinem Vater Mendel Mendelssohn. Den aschkenazischen Juden eröffnete sich die europäische Welt. In einem Jahrhundert errangen ihnen ihre Freunde, errangen sie im späteren Verlauf sich selbst die volle Gleichberechtigung mit den übrigen Bürgern des Staates, dem sie angehörten.

Die Folgen waren zunächst dieselben wie die der Ausweisung der Sepharden. Nur jene gingen in die europäische Kultur über, die dazu tüchtig waren. Vor allem mußten sie den Widerstand ihrer rechtgläubigen Volksgenossen überwinden, die jeden als verloren betrachteten, der die Schläfenlocken abschnitt und den Kaftan ablegte. Bis in jüngste Zeit blieb es so. Aber das verschärfte nur die Auslese. Ein erstaunlicher Aufschwung der Juden begannn. Schon die zweite und dritte Geschlechtfolge brachte eine Menge begabter Männer und Frauen ans Licht, Ärzte, Gelehrte, Schriftsteller wie Heine und Börne, Maler wie Veith und Bendemann, Musiker wie Mendelssohn-Bartholdi, Meyerbeer, Schauspielerinnen wie die Rachel, Sängerinnen wie die Grisi, Geldmänner wie die Rothschild. Auch staatliche Begabungen traten schon um 1850 hervor, ein Stahl, ein Simson. In Berlin und Wien beherrschten jüdische Salons mit geistvollen klugen, beredten Frauen den öffentlichen Geschmack. Viele waren von diesen Erscheinungen geblendet, selbst die Juden. Sie fanden an sich bestätigt, was der Talmud von ihnen sagte. Nichts mehr durfte für sie unerreichbar sein. Wohin der Jude kam, mußte man ihm alle Wege ebnen. Heine verließ sofort Deutschland, als er auf seinen Übertritt hin nicht die erhoffte Professur in München erhielt, obwohl er doch

als Wissenschaftler gar nichts geleistet hatte. Und solange das alte deutsche Offizierkorps bestand, war es eine stete Kränkung für die Juden, daß es ihnen verschlossen war, wie doch der weitaus größeren Zahl der deutschen Mitstaatsbürger auch. Und sehr bald machte sich die bastardische Vordränglichkeit bei vielen bemerkbar und zugleich die in der engen Inzucht bedingte Klüngelei, die den zu Stellung, Reichtum, Einfluß gelangten Juden neben hochwertigen auch sehr üble Volksgenossen zuungunsten der Allgemeinheit fördern ließ. Unwürdige Wehleidigkeit schrie sofort über Unterdrückung, wenn irgend jemand einen Halbwertigen nicht fördern wollte, bloß, weil er als Jude den Anspruch darauf erhob, und gar Schäden einzelner Juden oder jüdischer Gruppen aufzuzeigen, zu verurteilen, zu bekämpfen, galt als Judenhetze, als Antisemitismus.

Nicht zuletzt durch ihre bastardischen Eigenschaften, ihre dreiste Unbekümmertheit in der Wahl der Mittel kamen die Juden zu einer einzigartigen wirtschaftlichen Überlegenheit. Weit mehr noch als zur Zeit der sephardischen Banken gingen durch ihre Hände alle Geldgeschäfte der Staaten, die damit in vieler Hinsicht gebunden waren. Von den Juden hing letzten Endes das Wohl und Wehe ganzer Völker ab. Die Verschuldung an sie ward immer tiefer. Und da wäre es wider alle Menschennatur, wenn die verhältnismäßig kleine Gruppe von jüdischen Geldgewaltigen und ihren Beihelfern nicht zu dem Gedanken an die Weltherrschaft gekommen wäre, der doch schon vor den nachexilischen Juden und denen des Talmuds als Traum in Gold und Purpur gestanden hatte: alle Throne gestürzt und Juda die einzige Macht der Welt, sein alle Schätze, sein alle Menschen, die Gott ohnedies nur zu seinen Knechten erschaffen hatte. Dieser Traum wurde nahezu verwirklicht. Walther Rathenau schrieb 1909 in der Wiener „Neuen Freien Presse" im Gefühl des unbedingten Sieges ganz offen: „Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt, leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents und suchen sich Nachfolger aus ihrer Umgebung", und nannte das eine „seltsame Erscheinung, die in

das Dunkel der künftigen sozialen Entwicklung einen Schimmer werfe".

Wären die Juden tatsächlich die schicksalgegebenen Lenker der Völker, fühlten sie sich als selbstlose Wächter im Sinne Platos, deren Begabung sie verpflichtete, so erhöbe sich unter den Völkern nirgends ein Widerstand gegen sie. Man sähe sie ohne jeden Vorteil für sich der Allgemeinheit dienen. Aber wieder machte sich viel Bastardtum und inzuchtliche Klüngelei geltend: die wirtschaftliche Machtstellung wurde dazu benutzt, die Völker auszubeuten, im Krieg und nach dem Krieg, in schamloser Weise zuletzt durch die künstlich hervorgerufenen Valutastürze, wovon, nachdem die besiegten Mittelmächte ausgeplündert waren, sogar der Siegerstaat Frankreich betroffen wurde, und einer Reihe von Völkern Verfassungsformen aufzudrängen, die deren Wesen gar nicht entsprechen und nur den dauernden Einfluß der Juden gewährleisten sollten. Hiergegen wendete sich eine rasch erstarkende neue antisemitische Bewegung, die zum Unterschied von früheren nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch gerichtet und von einem tiefen völkischen Bewußtsein getragen war. Aus dieser Bewegung entstand der Nationalsozialismus, der nach seinem Münchener Zuge vom 9. November 1923 immer mehr die einzelnen Gruppen um sich und seinen Führer, den österreichischen Bauernsprossen Adolf Hitler, sammelte und schließlich im Frühjahr 1933 die Mehrheit des deutschen Volkes für sich gewonnen hatte. Mit unter den ersten Maßnahmen des Nationalsozialismus waren solche, die der Vormachtstellung des Judentums entgegentraten und namentlich aus dem öffentlichen staatlichen Leben, aus den Regierungsstellen, dem Beamtentum und der Lehrerschaft die Juden ausschaltete. Die Drohung der Juden, Frankreich werde sofort in Deutschland einmarschieren, wenn Adolf Hitler zur Macht gelange, erfüllte sich keineswegs. Die aus Deutschland nach Frankreich, nach Holland, Belgien, nach England und der Schweiz gezogenen Juden entfalteten erst eine gewaltige „Greuelpropaganda", die das nationalsozialistische Deutschland zum Verbrecher an der Menschheit zu

stempeln suchte — die Morde der jüdischen Bolschewisten in München, in Ungarn, in Rußland veranlaßten keinen solchen Feldzug für die Menschheit —, aber sie erwecken überall eben den Antisemitismus, der die notwendige Abwehr der noch volkhaften und im Boden verwurzelten Nationen gegen den überstaatlichen Klüngel, gegen die Rassenfamilie der Juden, ist.

Im Judentum selbst jedoch wirken sich mehr als je die bastardischen Triebe aus. Die Juden in den großen Städten und in den Ländern, wo sie zur Alleinmacht gelangen, sind dem rassischen Niedergang verfallen. Mit der Lösung der religiösen Fessel, der Einschränkung der Kinderzahl tritt auch bei ihnen die Ausmerze gerade der Tüchtigsten ein, und keine neuen Esra und Nehemia können diesen Vorgang aufhalten, denn sie fänden nur Jasager, nicht aber Befolger in genug großer Zahl. Denn nicht mehr wie zu jenen Zeiten ist das jüdische Volk ein aus verschiedenen Rasseteilen zusammengesetztes, sondern eine Rassenfamilie, eine Inzuchtgruppe, in der die Ausmerzung der dunkeln Bildeteile viel mehr Geschlechtsfolgen erfordert als etwa im deutschen Volke, das schon in einer, in zweien einen sittlich unwankbaren Kern wieder erhalten kann.

Dies muß die zionistische Bewegung berücksichtigen, wenn sie nicht an den naturgemäß eintretenden Enttäuschungen scheitern soll. Theodor Herzl, Rassesemit, aber mit klarer Erkenntnis, daß ein blonder Führer seinem Volke not tue — seine wertvollen Tagebücher zeigen das —, begründet diese Bewegung durch seinen „Judenstaat“ (1896). Seither haben sich viele der besten Juden ihr zugewendet, sind viele Tausende nach Palästina gezogen, hat der Schutz Englands dort eine Art von jüdischem Staate geschaffen. In Palästina *kann* das Judentum sich erhalten, während es in der europäischen Kultur auf die Dauer nicht als solches bestehn bleiben wird, aber auch nur dann, wenn seine Idealisten sich als stark genug erweisen. Die Zeit seit der Aufrichtung des zionistischen Palästinas ist noch zu kurz, als daß man ein Urteil abzugeben vermöchte.

Sparta und Athen

So hoch immer man den Gehalt an nordischem Blute annehmen und dessen Bedeutung bei den Sumerern, Ägyptern, bei den Semiten, den Hetthitern, den Indo-Iraniern bewerten mag, so sind doch die Griechen das erste nordische Volk, das seine Anlagen völlig zur Entfaltung bringt. Bei allen jenen Völkern bildeten die nordischen Herren nur eine kleine Erobererschichte, die dem Einfluß der mischblütigen Unterworfenen sehr rasch verfallen konnte oder aber in allzu begrenzter Inzucht erstarren mußte, die den Hauptteil ihrer Begabung naturgemäß im Staatsleben erschöpfte, wohl den Stil des übrigen Lebens bestimmte, nicht jedoch allein und nur aus eigenen großen Persönlichkeiten heraus schuf. Neben viel Verwandtem treffen wir darum in der Kunst aller dieser Völker oft etwas uns Fremdartiges. Auch konnte wohl die Meinung entstehn, die ja noch heute gerne vertreten wird, die nordischen Völker und Menschen für sich seien unschöpferisch, es müsse vielmehr, wie nur Mann und Weib ein neues Leben zeugen können, ein anderes Volk, ein anderer Mensch sich mit ihnen verbinden: aus der Vereinigung beider entstehe dann die Kultur.

Demgegenüber sehen wir die Griechen als ein streng umgrenztes, seiner Art sich bewußtes Blondvolk aus sich selbst heraus zu einer Kultur kommen, deren Höhe stets bewundert werden, die stets als vorbildlich gelten wird, solange in einem Volke, in einem Menschen verwandtes nordisches Blut fließt. Nicht nur, daß sie wie Indo-Iranier und Hetthiter ihre indogermanische Sprache in Reinheit bewahrten, sie bildeten in dem von ihnen besetzten Gebiete, dessen Umfang das Meer alsbald beschränkte, nicht nur eine dünne Herrenschichte, sondern ein ganzes Volk. Und so kommt es rascher über die Staatengründung hinaus zur Blüte der Kunst, der Wissenschaften.

Schon vor den Griechen war die Balkanhalbinsel, waren die Inseln ringsum und die Küsten Kleinasiens von blonden Stämmen besiedelt worden. Das sind jene Seevölker, die

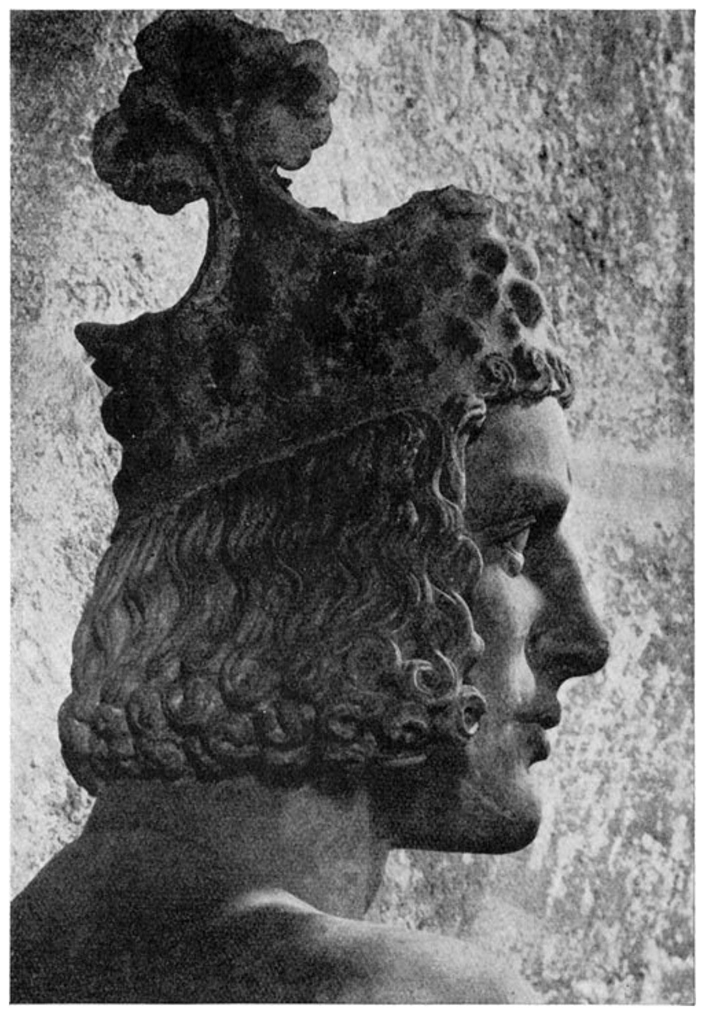
seit dem 17. Jahrhundert v. Chr. Ägypten bedrängen. Bis in die Amarnazeit waren sie mächtig, Ägypten mußte sich ihrer als Söldner bedienen, hat aber wohl zeitweise auch über einen Teil von ihnen die Herrschaft ausgeübt. Darunter sind die Teukrer (Troer), die Danaer, die Tyrsener, die Sarden, die Philister, die Lykier, die Achaier. Näheres über Sprach- und Stammzugehörigkeit dieser Völker hat man noch nicht erkundet. Die Lykier scheinen eine mit der hethitischen verwandte Sprache gesprochen zu haben, die Achaier waren sicher schon Griechen, aber auch die Danaer mögen es gewesen sein, obwohl die spätere Sage Danaos mit seinen fünfzig Töchtern aus Ägypten kommen und diese fremdartig von Farbe sein läßt. Denn im homerischen Epos heißen die Griechen ebenso Achaier wie Danaer. Die Philister scheinen mit den Pelasgern zusammenzufallen, die es in mehreren Landschaften gab und unter deren Namen später alles Vorgriechische verstanden wurde. Sarden und Tyrsener begründeten Herrschaften in Italien und auf Sardinien. Dargestellt werden die „Seevölker" bald rein blond, bald getrübt, von heller und von rotbrauner Farbe.

Den Mittelpunkt einer großen und selbständigen Kultur bildete in dieser Zeit Kreta. Schon die Megalithenerbauer waren auch dort hingekommen, andere nordische Eroberer überschichteten sie mehrmals, das Volk jedoch, das die großartigen Paläste von Knossos und Phaistos schuf, mag um 2200 v. Chr. auf die Insel gekommen sein. Homer kennt fünf Völker auf Kreta: Eteokreter (echte Kreter), Kydonen, von denen die Stadt Kydonia und unmittelbar die Quitte ihren Namen haben, Pelasger, Achaier und Dorier. Die Eteokreter sind die Herren des Landes vor den Griechen, und so setzt man sie zu Recht gleich mit den Kefti der Ägypter, dem Namen Kaphtor für Kreta im Alten Testament. Die Griechen nennen Minos als den ersten Herrscher, und danach spricht man von minoischer Kultur, begreift jedoch unter diesem Sammelbegriff mehrere Jahrtausende. Die Hochblüte dieser Kultur ist aufs engste verbunden mit der von Mykenai, die aber schon von Griechen selbst herrührt. Die Kreter waren

die Geber, das ist klar, aber die letzte Herrenschichte, die sie schuf, mag schon eine den Griechen nahe verwandte gewesen sein, so daß Kreta nur wieder die Kolonie, die Auslese der Regsten, darstellte. Man kann darum sehr wohl die ganze spätminoische Kultur, obwohl sie ihre Blüte zuerst in Kreta erlebte, mykenisch nennen, um sie von der übrigen ägeischen, vorgriechischen abzutrennen.

Den Griechen galten die Herren der Eteokreter als blond. Ausdrücklich wird Rhadamanthys, der Bruder des Minos, so genannt, und ein Sohn von Minos heißt Glaukos, „Hellblonder". Tatsächlich finden sich auf den Darstellungen an den Wänden des Königspalastes in Knossos neben dunkleren Typen rein nordische, und ein Sarkophag zeigt eine Frau mit rosendurchflochtenem blondem Haar. Die Gerippe, die gefunden wurden, sind weitaus überwiegend langschädelig, während die heutigen Kreter kurzschädelig sind. Welche Sprache die Eteokreter sprachen, ist noch nicht bekannt. Weder die kretische Bilderschrift, die viel weiter zurückreicht, übrigens zweifellos schon auf dem Wege zur Silbenschrift war, noch die in griechischen Buchstaben geschriebenen Texte sind bisher entziffert worden.

Die mykenisch-kretische Kultur ist dem asiatischen Osten und Ägypten gegenüber ganz selbständig. Einfluß vom Osten gibt es fast gar nicht, der von Ägypten beschränkt sich auf Handelsbeziehungen, die verschiedene ägyptische Luxuswaren nach Kreta bringen, und die Übernahme der ägyptischen Fayencen und etlicher Schmuckmotive wie der Lotosblume. Sie erweist sich als typische Herrenkultur. Nur wo eine Unmenge von Sklaven zur Verfügung stand, konnten so gewaltige Mauern getürmt und ungeheure Steinblöcke gewälzt und gehoben werden. Die homerischen Gedichte geben einen Nachschein davon. Obwohl sie bereits in der Eisenzeit entstanden sind, führen ihre Achäer noch Waffen aus Bronze. Aber die Stellung des Fürsten ist nicht mehr mykenisch, sondern schon griechisch, und die Prachtliebe größerer Einfachheit gewichen. Vieles bei den Kretern erinnert geradezu an die Barocke, zumal die Tracht der Frauen mit der geschnürten



Der Kopf des „Reiters“ vom Bamberger Dom
(um 1230)

Aufnahme: Walter Hege, Weimar

Mitte, den emporgepreßten bloßen Brüsten darüber, den gesteiften Röcken, dem hohen Kopfputz. Das kann nicht rein nordisch sein, wie ja die Barocke auch von Mischlingen geschaffen wird.

Die griechische Spätzeit stand verwundert vor den vielgemächerigen Palästen auf Kreta und fabelte von dem Labyrinth und dem Minotaurus, dem darin Mädchen und Knaben zum Opfer gebracht werden mußten. Tatsächlich wurde auf Kreta die Labrys, die Doppelaxt, wovon das Labyrinth seinen Namen hat, auf Altären verehrt, und auch der Minotaurus, der Mann und Stier vereinigt, fand sich gewiß auf kretischen Bildern. Die Doppelaxt steht sehr häufig auf einem Altar mit Hörnern, manchmal wird sie von einem Vogel gekrönt. Ihre Verehrung berührt sich mit der bei den Hetthitern. Sie ist nichts anderes als der Donnerhammer des Orions zwischen den Hörnern des Stieres, und der Vogel versinnbildlicht wohl den fliegenden Blitz. (Nicht die Fruchtbarkeitgöttin, die „Jungfrau" mit dem Vogel an ihrer Seite, die freilich mit dem Orion im Geviert steht.) Die Verehrung der Doppelaxt führt überall in dieselbe Zeit zurück, in das Stierzeitalter (4380—2230), da Stier und Orion die Frühlingsgleiche bezeichneten, und dasselbe besagt auch die Verschmelzung der beiden Gestalten zum Minotaurus, woraus ersichtlich ist, daß Minos der Name des Orions gewesen sein muß. Die Verschmelzung hatte jedoch Sinn nur am Anfang der Stierzeit, da später der Orion schon zu weit abrückte. Damit ist freilich nicht gesagt, daß die Eteokreter schon um 4400 v. Chr. nach Kreta kamen, sie können die Verehrung der Doppelaxt auch mitgebracht oder von der Vorbevölkerung übernommen haben.

Die ersten Griechenstämme sind wahrscheinlich schon um 2500 v. Chr. in die Balkanhalbinsel eingedrungen. Sie haben die Kultur von Mykenai geschaffen, solange sie nur erst wenige Herren waren. Die Vorbevölkerung — Karer und Leleger werden genannt und erhalten sich stellenweise noch eine Zeitlang selbständig — wurde zum Frondienst gezwungen. Ein König mit voller Machtbefugnis stand an

der Spitze. Er war oberster Heerführer, oberster Richter und oberster Priester zugleich. Der Rat der Ältesten stand ihm zur Seite. Er selbst, der ganze Adel hielt sich für „göttersentsprossen", für „göttlich". Die homerischen Gesänge zeigen uns diese Verhältnisse. Ihre Grundlagen werden in die Zeit der Hochblüte der mykenischen Kultur zurückgehn, etwa bis um 1500 v. Chr., um welche Zeit ja die Achaier und Danaer auch in den Amarnabriefen genannt werden. Viele formelhafte Wendungen, die in späterer Zeit nicht mehr richtig verstanden wurden, stammen daher und lassen vermuten, daß schon die Mykener ein ausgebildetes Epos, eine ausgebildete Sängerzunft hatten, was ihrer hoch entwickelten Baukunst und ebenso hohen Goldarbeit nur entspräche.

Diese Achaier und Danaer sind durchweg blond, xanthoi. Wohl hat man immer wieder versucht — beim hebräischen admoni ähnlich —, xanthos als auf die Hautfarbe sich beziehend zu erklären, wonach die Griechen hellbraun von Farbe, also sicherlich schwarzhaarig und braunäugig gewesen wären, aber Homer läßt keinen Zweifel darüber. Er schildert, wie Odysseus bei den Phaiaken im Bade von Pallas Athene umgeschaffen wird:

> Und da schuf ihn Athene, die Tochter des großen Kronion,
> Höher und jugendlicher von Wuchs und goß von der Scheitel
> Volles Gelock ihm herab, dem Hyakinthos vergleichbar.
> Wie ein Mann das Silber mit feinem Golde umgießet,
> So umgoß die Göttin ihm Haupt und Schulter mit Anmut.

Auch an anderen Stellen wird oft die Weiße der Arme, der Schenkel, der Füße, die Rosigkeit der Finger, der Wangen hervorgehoben. Nur der feindliche Trojaner Hektor hat zu „schöner" Hautfarbe „smaltene Mähne", was sie als blauschwarz zu bezeichnen scheint, während seine Schwester Kassandra der stets blond dargestellten Aphrodite gleicht, und

Thersites, das Widerbild des edeln Griechen, „der schlechteste Mann vor Troja“, hat dünnliches Wollhaar auf spitzem Kopf, schielende Augen, lahmende, schlaff in den Haspen sitzende Beine, und auch sonst ist er ganz als lärmender, schwätzender, mißwollender levantinischer Bastard gekennzeichnet: „Widerlich war er vor allen des Peleus Sohn und Odysseus.“ Damit stimmt ganz die goldene Gesichtsmaske überein, die sich in einem mykenischen Grabe fand — man drückte den fürstlichen Toten manchmal ein dünnes Goldblech über das Antlitz —: es sind nach Gesichtschnitt, Nasen-, Augen- und Lippenbildung rein nordische Züge; nichts Levantinisches, nichts Kleinasiatisches.

Eine Zeitlang liebte man es, die griechische Kultur als aus der Vereinigung indogermanischer und semitischer Kultur hervorgegangen zu erklären. Die Griechen selbst lassen Kadmos, den Sohn des phönikischen Königs Agenor und der Telephassa, aus dem Osten nach Griechenland gekommen sein, Theben, die „Kadmeia“, gründen und Ahnherrn des thebanischen Adels werden; er habe den Ackerbau, die Erzbearbeitung und die Buchstabenschrift eingeführt. Kedem heißt im Semitischen „Osten“. Aber im übrigen läßt sich gerade Beeinflussung durch die Semiten bei den alten Griechen gar nicht nachweisen. Die Phöniker kamen als Seevolk erst zu Bedeutung, als die mykenische Kultur längst vollendet war. Die Sage wird erst ziemlich spät entstanden und eine „Geschichtskonstruktion“ sein. Das Nichtgriechische im alten Griechentum stammt nicht aus der semitischen Levante, sondern von der Vorbevölkerung, deren Herren vielleicht der lykisch-hetthitischen Gruppe nahestanden. Die älteren Griechen hatten die größten Bedenken gegen jede Vermischung mit Fremden und ließen darum die Molosser in Epirus, die sich mit der Vorbevölkerung vermischt hatten, zu den religiösen Bundesgenossenschaften, den Amphiktionen, nicht mehr zu, betrachteten sie, obwohl sie Griechisch sprachen, ihre Könige sich von Pyrrhos, dem Sohn des Achilleus, herleiteten, als halbe Barbaren.

Die ältesten Griechen kannten noch keine Tempel. Sie

verehrten die großen Naturmächte in heiligen Hainen und auf Bergspitzen. Der Kult beschränkte sich auf Brandopfer. Neben den Lichtgewalten kannten auch sie die Mächte der Finsternis, die sie sich im Erdinnern dachten; ihnen opferten sie in Höhlen und neben Tieren sicherlich auch Menschen, wie die Leichenfeier für Patroklus in der Ilias zeigt. So ehrenvoll und zum Teil großartig sie die Toten bestatteten, eine Unsterblichkeit der Seele kannten sie noch nicht. Dieser Glaube kam zu ihnen erst aus Ägypten, wie Herodot berichtet. Jede Stadt hatte ihre besonderen Gottheiten, aber das trennte nicht, schloß vor allem die anderen Gottheiten nicht aus. Nach stärkerer Zerspaltung in vielerlei Einzelkulte kam es darum immer wieder zur Zusammenfassung der verwandten Gestalten, die man als Einheit noch wohl im Sinne hatte.

Wenn die mykenische Kultur auch schon ganz von Griechen geschaffen wurde, so ist sie doch nur als Auftakt zur eigentlich griechischen zu nehmen. Diese entstand auf der Grundlage nicht einer Herrenschichte allein, sondern eines breiteren Volkes. An und für sich werden die Griechen unter den Verhältnissen der mykenischen Zeit sich reichlich vermehrt haben, aber auch immer neue Schwärme von Norden verstärkten sie. Vielleicht waren die nachdrängenden Illyrer und dann die Thraker die Ursache der um 1500 einsetzenden stärkeren Bewegungen unter den griechischen Stämmen. Jetzt erst wurden die Inseln bis an die kleinasiatische Küste von Griechen besiedelt und zogen die Dorer bis in die Peloponnes, wo sie noch lange mit den Achaiern zu ringen hatten. Diese Wanderung ist den Griechen noch wohl in der Erinnerung geblieben, und zumal die Spartaner selbst pflegten sie im Stolze darauf, Eroberer zu sein.

Trotz der guten Vermehrung und dem Zuzug bildeten die echten, die freien Griechen auch in den günstigsten Zeiten nur einen Bruchteil der Gesamtbevölkerung ihres Gebietes, kaum jemals mehr als ein Viertel, an vielen Orten sicherlich nicht einmal ein Zehntel. Sie waren wohl zahlreich genug, um der Vorbevölkerung ihre Sprache aufzuzwingen, aber nie-

mals und nirgends die Mehrheit. Sie unterschieden darum aufs schärfste freie und unfreie Griechen und trachteten die Schranke so lange, wie es irgend ging, aufrechtzuerhalten. Freilich waren nicht alle Versklavten Nichtgriechen. Die Dorer fanden in der Peloponnes ja schon eine griechische Herrschaft vor. Da wurden denn nicht nur die Nichtgriechen, sondern auch die Griechen in den Stand der Unfreiheit oder doch der staatlichen Rechtlosigkeit verwiesen. Und auch die Nichtgriechen waren seit zwei Jahrtausenden von einer blonden Herrenschichte überlagert worden, und die hatte ihnen zweifellos viel von ihrem Blute mitgeteilt. Es traf somit bei den Griechen zusammen: eine genügend zahlreiche Kulturträgergeschichte und eine wesentlich aufgehellte rechtlose Bevölkerung, die zur Aufnahme der Kultur nicht mehr ganz unfähig war, aus der den Griechen ebenso Widerstand wie Förderung erwachsen konnte.

Zwei ganz sonderartige Staatswesen bildeten sich heraus: Athen und Sparta. Schon Albert Reibmayer führte in einem Aufsatz der Politisch-anthropologischen Revue (Jahrg. I, 1902) die Sonderartigkeit der beiden darauf zurück, daß Athen fremdes Blut aufnahm, Sparta nicht. Der außerordentlich scharfe Kampf bei der Eroberung von Lakonien und Messenien habe an sich die Kluft zwischen Sieger und Besiegten so tief gemacht, daß eine Blutmischung zwischen den beiden Kasten überhaupt ausgeschlossen gewesen sei. Aber auch die mit anderen Griechenstämmen sei fast unmöglich gewesen, weil frühzeitig das Gesetz zur spartanischen Vollbürgerschaft die Abstammung von spartanischem Vater und spartanischer Mutter gefordert habe. Auch seien von Zeit zu Zeit alle Fremden aus Sparta ausgewiesen worden; ein Spartiate habe nur in Staatsangelegenheiten längere Zeit sich im Auslande aufhalten dürfen. So habe sich denn im Gegensatz zu Athen in Sparta ein starrer Konservativismus herausgebildet, wie ihn Thukydides in der Rede des korinthischen Gesandten vor den Spartanern zeichne: „Die Athener sind Neuerer, rasch im Bedenken und rasch im Ausführen dessen, was sie beschlossen haben. Ihr wollt be-

wahren, was ihr habt, und darüber hinaus nicht einmal das Unerläßliche erwägen und ins Werk setzen. Die Athener wagen über ihre Kraft hinaus und suchen unverständig die Gefahr und sind voll guter Hoffnung, auch wenn es übel steht. Eure Art ist, hinter eurer Macht zurückzubleiben, selbst der sichersten Meinung nicht zu trauen und anzunehmen, daß die Schwierigkeiten niemals aufhören. Wer alles in allem zusammenfassend behauptet, der Athener Art sei, weder selbst Ruhe zu halten, noch anderen Menschen Ruhe zu lassen, trifft das Rechte."

Die Art der Spartaner war dadurch bedingt, daß die etwa 8000 bis 10000 Spartiatensippen viel zu gering an Zahl waren, als daß sie eine so stark nordisch durchsetzte unterworfene Bevölkerung dauernd beherrschen konnten, wenn sie nicht die strengste Zucht anwendeten, um der Gefahr zu begegnen. Die betraf ebenso das Blut, das man ganz frei zu halten suchte von fremdem, selbst nahverwandtem Einschlag, wie den Geist, der ganz und gar auf den Staat gerichtet bleiben sollte. Obwohl die indogermanische Einehe bestand, galten die Kinder doch mehr als die des Staates denn als die der Eltern, wurden früh der Mutter entzogen und in staatlichen Anstalten ausgebildet. Schwächliche Kinder setzte man aus, unfruchtbare Ehen wurden aufgelöst. Da die Spartiaten Gleiche unter Gleichen waren, hatten sie, obwohl für die anderen eine ausgesprochene Aristokratie, unter sich die vollste Demokratie, fast schon Kommunismus. Die Landlose waren ursprünglich einander gleich, gemeinsamer Mittagstisch war noch in später Zeit üblich. Im Kampfe standen sie Mann an Mann, nicht in Rangordnung. Handel und Gewerbe zu treiben, war dem Spartiaten untersagt. In geschichtlicher Zeit sehen wir die ursprüngliche Königsherrschaft schon abgeändert. Der Adel herrscht, die zwei Könige an der Spitze vertreten die Staatsmacht, beschränken sich aber gegenseitig. Fünf Ephoren, die jedes Jahr wechseln, stehn neben ihnen als Beauftragte der Spartiaten.

Wie bewußt die Spartaner sich selbst als Auslese züch-

teten, geht vor allem daraus hervor, daß sie bei den Heloten, den unfreien Nichtspartiaten, ihren Landarbeitern, die Gegenauslese vornahmen, um jede Möglichkeit eines Aufstandes schon blutlich zu verhindern. Nicht anders als unter den Periöken, der dritten Kaste, die aus den Handel- und Gewerbetreibenden bestand, gab es zweifellos auch unter den Heloten nordische Entmischlinge, die den Spartiaten gefährlich werden konnten. Alle die „verschwanden". Eine eigene Körperschaft, die Krypteia, sorgte dafür. Jede gymnastische und ritterliche Übung war ihnen verboten, auch die vaterländischen Lieder des Terpandros durften sie nicht singen. Auf diese Weise gelang es, eine fast völlig ergebene Sklavenschaft zu züchten. Es kam nur zu unbedeutenden Aufständen, aber im archidamischen Krieg, als schon die Zahl der Spartiaten sehr zurückgegangen war, schien es nötig, auch Heloten zum Kriegsdienst heranzuziehen (425). Eben damals drohte ein Aufstand. So entschloß man sich zur Vorbeugung. Alle, die mit ihren Herren in den Krieg ziehen wollten, wurden aufgefordert, sich zu stellen; zweitausend meldeten sich, die wurden beseitigt, denn man sah in ihnen die kriegslustigsten, daher gefährlichsten. Gegen tausend andere wählte man selbst aus, und einen Teil davon machte man zu „Neubürgern". Die große Verschwörung des Kinadon, fünfundzwanzig Jahre später, wonach sämtliche Spartiaten ermordet werden sollten, ward verraten, Kinadon mit den Hauptverschwörern hingerichtet.

Gleichwohl schloß auch das spartanische Gesetz den Aufstieg in den Vollbürgerstand nicht aus. Der Sohn eines Spartiaten und einer Helotin, der sonst Periöke ward, konnte, wenn spartanisch erzogen, Spartiate werden. Hier ist die Einbruchstelle für Blut aus dem Chaos auch bei den so streng umgrenzten Spartanern. Denn wohl war es möglich, daß die Söhne von Spartiaten mit Helotinnen sehr tüchtig waren — bei der engen Inzucht der Spartiaten war eine große Rassegefestetheit eingetreten —, und die drei Feldherren Gylippos, Lysandros und Kallikratidas in den Kämpfen gegen Athen (um 400) waren solche, aber auch die

tüchtigsten führten Blut von sklavischen und minderrassigen Vorfahren mit. Und selbst ein Gylippos mußte verurteilt und verbannt werden, weil er bei der Eroberung von Athen Geld für sich beiseitegebracht hatte, und Lysandros verfolgte den Kallikratidas mit kleinlicher, das Vaterland schädigender Eifersucht. Sonst wird Lysandros als Freund jeder Mühe und Gefahr und als enthaltsam von Wein und Weib gerühmt.

Lysandros brachte von seinen Siegen viel Gold und Silber in Ehrenkränzen und Geld mit. Dies und der Diebstahl des Gylippos veranlaßte das Gesetz, wonach in Sparta, wo es bis dahin nur eisernes Geld gegeben hatte, wohl der Staat Gold und Silber besitzen dürfe, nicht jedoch der Bürger. Tatsächlich war es die Besitzgier, die als etwas dem nordischen Wesen ganz Fremdes — die Griechen verachteten die Polykerdioi, die „Gewinnsüchtigen", am meisten — im späteren Sparta einriß. Solon klagt in Athen schon um 600 v. Chr. über die Macht des Geldes, Sparta verfällt zweihundert Jahre später dem Dämon. In einer dem Plato zugeschriebenen Schrift, in dem „Alkibiades", heißt es: „Gold und Silber gibt es in ganz Griechenland zusammen nicht so viel wie in Sparta allein. Denn seit vielen Geschlechtern strömt es dorthin aus ganz Griechenland und oft auch von den Barbaren, aber heraus kommt es niemals, sondern es gilt hier, was in Aesops Fabel der Fuchs zum Löwen sagt: Man sieht deutlich die einwärts gewandten Spuren des nach Sparta gehenden Geldes, aber nirgends solche, die herausführen. So kann man sicher sein, daß seine Bewohner die an Gold und Silber reichsten Griechen sind und unter ihnen wieder der König."

Sparta hatte seit den Perserkriegen eine hohe Machtstellung in Griechenland erlangt. Die Ursache seines Sturzes sehen schon die Zeitgenossen in seiner Geldgier. Die aber ist nur ein Ausdruck der langsam zum Durchbruch gelangten Rassetrübung. Das Zuströmen von Gold und Silber löste nur dem schon vorhandenen Triebe die Fesseln. Bis dahin hatte es wider den Anstand gegolten, nach Geld zu streben.

Es begann das immer rascher werdende Zurückgehn der Zahl der Vollbürger. Noch während der Perserkriege gab es deren 8000, Aristoteles berechnet für seine Zeit (330 v. Chr.) etwa 1000, ein Jahrhundert später sind es nur noch 700. Die Kriege allein, die wohl viel Spartiaten hinrafften, sind nicht die Schuld, denn die Frauen blieben ja daheim, und sie durften in Kriegszeiten Kinder auch von anderen als ihren gesetzlichen Männern empfangen. Außerdem hatten viele Männer schon Nachkommenschaft erzeugt, und viele kehrten nach dem Kriege heim. Daß ein Erdbeben 464 v. Chr. einen großen Teil der im Gymnasium versammelten spartiatischen Jugend unter den Trümmern begrub (was die Heloten sofort zu einem Aufstand benützen wollten), betraf das Volk wohl schwer, aber alle solche Verluste lassen sich rasch ersetzen. Albert Reibmayer meint in dem angezogenen Aufsatze, die Inzucht habe sich jetzt geltend gemacht, die immer zum Aussterben herrschender Kasten führe, und zwar um so rascher, je größer mit den neuen Geschlechtern die Ahnenverluste werden. Da wäre noch zu erweisen, daß die Inzucht überall allein die Ursache dieser Erscheinung ist. Die weißen Juden in Cochin sprechen dagegen, und auch bei den Tieren tritt selbst bei engster Inzucht keine Verminderung der Fruchtbarkeit ein, vorausgesetzt, daß man nur lebenstüchtige Stücke miteinander paart.

Der Vorgang ist vielmehr so zu verstehn. Anfänglich wurden nur die wirklich vollwertigen Sprossen von Helotinnen in den Spartiatenstand aufgenommen, aber sogar die schon brachten etwas Mischblut mit, das fortlebte und zeugte, sofern es nicht ganz lebensuntüchtig war. Dadurch ward man sicherlich in den Forderungen immer lässiger. Auch nicht mehr alle schwächlichen Kinder wurden ausgesetzt. Wird doch von König Agesilaos (gest. 360) berichtet, er sei klein und unscheinbar und auf einem Fuß lahm gewesen. Man sage nicht, hier habe es sich um einen Königssohn gehandelt: denn gerade bei dem mußte auf Vollwertigkeit gesehen werden. Daß Agesilaos ein viel bewunderter Feldherr wurde, tut nichts zur Sache. Bei der Rassezucht handelt es sich nicht um

den einzelnen Begabten, sondern um die Gesamtheit. Der Einzelne ist immer zu ersetzen, auch wenn er ein Agesilaos ist, wenn jedoch Tausende von lebensuntüchtigen Kindern am Leben erhalten werden, wird die Gesamtheit auf eine tiefere Lebensstufe hinabgedrückt. Um 400 v. Chr. war in Sparta gewiß schon ziemlich viel Mischblut in den Vollbürgerstand eingeflossen. Wir haben keine Nachricht darüber. Denn Bakchylides, der alle Lakedämonierinnnen — er meint natürlich nur die des Herrenstandes — blond nennt, lebte um 470 v. Chr., wo offenbar das Fremdblut sich noch nicht geltend machte. Aber selbst wenn eine Nachricht auch noch um 250 v. Chr. alle Spartiaten blond nennte, kann da in vielen Fällen weiter nichts erhalten sein als die Haarfarbe; und das ist zu wenig. Der nordische Geist ist in den meisten um 300 v. Chr. schon dahin, wenn auch der Staat, der Ausdruck der Besten, ihn noch zu erhalten bestrebt ist und dadurch für die demokratiesatten Athener als Ideal gilt.

Die Verminderung der Spartiatensippen hatte zur Folge, daß sich durch Erbschaft der Besitz in immer weniger Händen vereinigte. Schon auch gestattete (seit etwa 400) das Gesetz nicht nur dies, sondern auch, sein Gut bereits bei Lebzeiten jemand zu schenken oder zu vermachen, selbst wo Nachkommen da waren. Das führte zu verschleiertem Kauf. Zur Zeit Agis' IV. (244 v. Chr.) haben von den damals 700 Spartiaten nur noch 100 Besitz. Schon ist es vielen nicht mehr möglich, das Geld für die gemeinsamen Mahlzeiten aufzubringen, und sie verlieren damit ihre Rechte. Die Ehen werden immer kinderärmer. Umsonst wird bestraft, wer gar nicht oder erst spät heiratet, umsonst erhält Vergünstigungen, wer drei oder vier Söhne hatte: das Zweikindersystem, das Einkindersystem herrscht. Und das ist immer Folge der Durchsetzung mit Fremdblut, der materialistischen und pessimistischen Lebensauffassung, die sie mit sich bringt.

Sparta hat, seitdem Leonidas mit seinen Treuen im Thermopylenpasse den Opfertod für das Vaterland starb, durch seine Haltung, seine großen, selbstlos dem Volke dienenden Männer die Bewunderung von ganz Griechenland erweckt,

es hat durch mehrere Jahrzehnte die Griechen den Weltmächten gegenüber vertreten und geführt; seine Kunst zwar blieb hinter der athenischen zurück, an Fülle und an Umfang, aber doch liebten und übten die Spartaner die Musik, hatten ihre Jungfrauenchöre, sangen die vaterländischen Lieder Terpanders und schufen als Baumeister den strengen, ernsten, stolzen dorischen Stil. Die Sucht nach Neuerungen und diese selbst lehnten sie ab. Dazu waren sie zu unbeweglich. Aber dieses starke Staatswesen geht seit 300 v. Chr. dem Ende zu. Agis IV. sucht es zu retten, indem er den Kreis der Spartiaten um fast 4000 Neubürger aus den Periöken und Fremden ergänzen will. Er hat die Ephoren gewonnen; seine Mutter und Großmutter stellen ihren ganzen Besitz zur Verfügung. Es sollen 4500 Landlose geschaffen werden. Im nächsten Jahr (241 v. Chr.) klagt man ihn des Hochverrats an, spricht ihn schuldig und erwürgt ihn und die beiden Frauen. Aber zwanzig Jahre später führt Kleomenes III., Sohn des Widersachers und Gatte der Witwe Agis' IV., jene „Reformen" doch durch, läßt von fünf Ephoren vier töten, verbannt achtzig der vornehmsten Bürger, schafft das Ephorat ab und verteilt den Grundbesitz wieder gleichmäßig unter die erweiterte Spartiatenschaft. Zugleich erneuerte er die abgekommene spartanische Jugenderziehung, das gemeinsame Mahl und ging seinen Mitbürgern an Einfachheit und Strenge gegen sich voran. Aber sein Reich, das sich Alexander dem Großen gegenüber frei erhalten hatte, muß nach der verlorenen Schlacht von Sellasia (221) dem makedonischen Bunde beitreten und alle Reformen aufheben. Er selbst trachtet in Ägypten bei den Ptolemäern Hilfe zu erlangen, vergeblich. Verzweifelt gibt er sich selbst den Tod, seine Genossen mit ihm. Sparta bleibt im makedonischen Bunde „unabhängig", aber Bündler und Anhänger des neuen Altspartiatentums bekämpfen einander ohne Rast, Rom gewinnt Sparta mühelos und beläßt ihm das Trugbild seines Altspartiatentums, das erst mit der Einführung des Christentums völlig erlischt.

Die Stelle des Bakchylides, wonach um 470 v. Chr. die

Lakedämonierinnen allgemein blond waren, ist nicht vereinzelt. Pseudo-Dikaiarchos nennt (um 300 v. Chr.) ebenso die Thebanerinnen, Herakleides aus Kreta (um 250 v. Chr.) die Böoterinnen, und noch Adamantios, der auf Polemon (um 190 v. Chr.) zurückgeht, schildert die freien Griechen als „groß, sehr breit, aufrecht, von gutem Bau, sehr weiß von Haut, blond". Tausende von Terrakotten, die man nach dem Hauptfundorte gern Tanagrafiguren nennt und die zumeist aus dem 4. Jahrhundert stammen, geben den Mädchen und Frauen, die sie darstellen, fast durchweg blondes Haar, blaue Augen und sehr zarte, rosige Farbe; nur Sklaven und Nichtgriechen werden bräunlich oder rötlich dargestellt. Wo an den großen Marmorbildwerken die Farbe erhalten ist, wie an der knidischen Aphrodite von Praxiteles, ist das Haar ebenfalls blond getönt, die Augen bläulich. Die ganze Zusammenstellung von Gold und Elfenbein wäre unmöglich gewesen, wenn das Haar nicht blond, die Haut nicht weiß gemeint wäre, und wo man dunkle und weiße Steine verwendete, wie an der Isis im Wiener kunsthistorischen Museum, ist das Haar nicht etwa in dunklem, sondern in weißem Stein wiedergegeben. So hat man denn auch an den Schädeln der ägyptischen Kolonen noch blondes Haar gefunden, und die Gebeine der bei Chaironea (338 v. Chr.) gefallenen dreihundert Thebaner, der durch Blutbrüderschaft verbundenen „heiligen Schar", erwiesen sich, als man sie 1880 ausgrub — man fand ihrer noch hundertundsechzig — alle als nordisch. Nimmt man noch dazu die verächtliche Schilderung des Thersites bei Homer und das Wort, die „braunhäutigen und kraushaarigen" seien „schlecht und gewinnsüchtig", wie es Pseudo-Polemon auf Grund von Nachrichten aus der Zeit des Aristoteles überliefert, so haben wir die unbedingte Sicherheit, daß die freien Griechen zu den edeln Gestalten und Gesichtern, die sie in Bronze- und Steinbildnissen, auf Reliefen und Vasenbildern haben, auch blond und helläugig und lichthäutig waren, wenigstens bis an Alexanders des Großen Zeit heran, wo sie auf der vollen Höhe ihrer Kultur stehn.

In Athen, dem zweiten großen Staate der Griechen

und eigentlichen Brennpunkt ihrer Kultur, hatte man die Königzeit noch wohl im Gedächtnis. Kodros soll sich beim Einfall der Dorier, auf das Orakel hin, Athen werde nur dann siegen, wenn er falle, geopfert haben, und nach ihm wurde das Königtum abgeschafft. Archonten traten an die Spitze, erst einer, der auf Lebenszeit und aus königlichem Geschlechte mit dem Recht der Erbfolge gewählt wurde, seit 713, nachdem erst die Dauer des Archontats auf zehn Jahre beschränkt worden war, ihrer neun aus eupatridischem — altadeligem — Geschlechte. Diese Eupatriden — von „guten Vätern Stammende" — bildeten eine Oligarchie, die strenge darauf sah, daß nicht ein Einzelner zur Alleinmacht kam. Aber gerade die rassische Umgrenzung der wenigen Sippen mußte dazu führen, daß vielfach besondere Begabungen erstanden und nach der Alleinherrschaft strebten. So ist diese Zeit der Oligarchie zugleich die der Tyrannen, wobei zu unterscheiden ist zwischen dieser frühen Tyrannis und der späteren, die dem Worte erst den jetzt üblichen Inhalt gab. Die frühen Tyrannen waren so billige Herrscher, daß ihrer mehrere sogar unter den „sieben Weisen" genannt wurden. Auch in Athen kam es zur Tyrannis. Der Eupatride Kylon strebte danach, aber die Alkmäoniden, die bedeutendste eupatridische Sippe, verhinderten es noch. Eupatriden selbst machten sich zu Anwälten der rechtlosen Stände. Wenige Sippen besaßen allen Grund und Boden und nützten ihre Macht zu Unrecht und Gewalttat aus. Der Eupatride Solon schuf (um 600 v. Chr.) ein Gesetz, das die Rechte und den Besitz neu verteilte, so daß dem Tüchtigen die Bahn frei war. Aber Peisistratos, Solons Verwandter, bediente sich schon des noch immer unzufriedenen Haufens und gelangte zur Tyrannis. Der Alkmäonide Kleisthenes stürzte diese und brach die Vorherrschaft des Adels völlig, indem er das Gesetz durchbrachte, wonach die Archonten durchs Los zu wählen waren, den Volksentscheid über Verbannung eines unbequem gewordenen Mannes, das sogenannte Scherbengericht, einführte und dem Volke einen großen Teil der Gerichtsbarkeit übergab.

Da dieses Volk aus lauter freien Griechen bestand, in die nicht viel fremdes Blut eingeflossen sein kann, waren diese Maßnahmen nicht ganz ungerechtfertigt, sie ließen nur außer acht, daß zur Verwesung eines Staates nicht nur guter Wille und persönliche Anständigkeit, sondern auch frühe Schulung und angeerbte Begabung gehören. So finden wir in Athen in der Folgezeit doch nur Eupatriden in den wichtigen Staatsstellungen und vor allem als bedeutende Persönlichkeiten. Dies hat Plato voll erkannt, als er in seinem besten Staate einen besonderen Wächterstand züchten wollte. Ein solcher züchtet sich unter günstigen Umständen von selbst — der englische Parlamentarismus, der preußische Offizier- und Beamtenstand sind Beispiele dafür —, aber wo feindliche Strömungen dagegen wirken, kommt es nicht dazu. Die Geschichte Athens, seitdem der Lederhändler Kleon, wieder sich des Haufens bedienend, die Gewalt bekommen hatte, ist ein Zeugnis dafür, welche Verworrenheit eintreten muß, wo ein geschulter, erbmäßig begabter, seiner Aufgabe voll bewußter, unbedingt rechtlicher, selbstloser Wächterstand fehlt. Athen, das noch in den Perserkriegen führend gewesen war, verliert schon dreißig Jahre nach den glorreichen Schlachten von Salamis, Plataiai und Mykale immer mehr von seiner Vormachtstellung, die einander befehdenden und verdrängenden Parteien gestatten keine Festigkeit nach außen. Umsonst kämpft athenische Tapferkeit todesmutig und sich verblutend bei Chaironea, Athen wird makedonisch (338) und später römisch (146 v. Chr.). Alle seine Bestrebungen nach neuer Selbständigkeit sind nur Zuckungen ohnmächtigen Ingrimms über den Widerstreit zwischen seiner stolzen Vergangenheit und der jämmerlichen Gegenwart.

Athen zeigt die Demokratie unter den rassisch günstigsten Umständen, die es je und irgendwo gab. Die gleichberechtigten Bürger, die den Staat bildeten, waren von derselben nordischen Rasse. Gefühl der Verantwortlichkeit war in den Besten da, Liebe zum Vaterland, Bereitheit, für seine Freiheit das Leben zu lassen. In Zeiten der Gefahr bewährte sich das. Schon aber war die breite Masse vom Blute der

Dunklen, der Gewinnsüchtigen, durchsetzt; der Staat schmeichelte ihr, verschaffte ihr Einkünfte für den Schöffendienst, aber auch für den Theaterbesuch. Und je länger je mehr wurde die Demokratie mit ihren Schlagworten Freiheit und Gleichheit unter dem noch beibehaltenen Namen zum Gegenteil.

Daß die Rassedurchsetzung der Grund hierfür war, erkannte Perikles. Man hatte durch Geschlechter nicht mehr auf die Herkunft der Frauen geachtet. Themistokles war sogar der Sohn einer Karerin, die einem nichtindogermanischen Stamme angehörte. Skythen waren in Athen als Polizeiwache, mit Thrakien bestanden lebhafte Beziehungen, so daß auch da Ehen die Folgen waren. Thrakersprossen von einem Elternteil sind solcherweise Kimon, Thukydides, Iphikrates und Antisthenes. Das waren freilich blonde Völkerschaften. Der reiche Handel mit der Levante hatte jedoch gewiß auch viel Fremdrassige nach Athen geführt. Perikles brachte 451 v. Chr. ein Gesetz ein, wonach man, um die Vollbürgerschaft zu haben, von Vaters- wie Mutterseite Attiker sein mußte; nur die Euboier wurden einbezogen. Das erscheint zu eng, aber man muß bedenken, daß die anderen griechischen Staaten solche Gesetze noch nicht hatten, daß also bei Verbindung mit Gattenteilen dorther keine volle Gewähr da war. Wie die Verhältnisse in Attika eben damals waren, erhellt daraus, daß eine Getreidespende aus Ägypten im Jahre 444, die an athenische Bürger verteilt werden sollte, dreiviertel Athener leer ausgehn ließ und zahlreiche Bürgerrechtprozesse veranlaßte. Wenn dieses Gesetz bestehn geblieben wäre, hätte es eine ähnliche Wirkung haben können wie das wenig jüngere Esras und Nehemias bei den Juden. Aber nachdem schon die Pest von 429 den Kern des Bürgertums, darunter Perikles, hingerafft und weiter das sizilische Abenteuer des Alkibiades (415—413) sehr viel athenisches Blut gekostet hatte, fiel in der Schlacht von Chaironea (338) die Blüte der Jugend und Manneskraft, und da wurden 20000 Nichtbürger zu Vollbürgern gemacht, um den Stand einigermaßen zu ergänzen. Damit ist aber auch seine große Zeit für immer zu Ende.

Die erstaunliche Fülle von Begabungen, die Athen von Solon bis Chaironea hervorbringt, ist nicht nur dadurch verursacht, daß wir seine Freien in diesen drei Jahrhunderten als rein nordisch zu betrachten haben, sodern auch dadurch, daß Athen immer wieder Zufluß von besonders Tüchtigen erhielt. Schon als die Dorer die Peloponnes eroberten, kamen die dortigen Jonier, die nicht versklavt werden wollten, nach Attika. Nachgerade aber wurde Athen Mittelpunkt aller geistigen Bestrebungen in Griechenland und darüber hinaus. Das erklärt, warum in mehreren der ganz Großen thrakisches Blut fließt. Perikles selbst stammte durch seine Mutter aus Sikyon. Höchste, für alle nordisch gerichteten Menschen vorbildliche Genies aller drei Gruppen erstanden da. Das staatliche Genie vertreten ein Solon, ein Miltiades, ein Aristeides, ein Kimon, ein Perikles, das künstlerische die Dreiheit Aischylos, Sophokles, Euripides, dann Aristophanes, Pheidias, Praxiteles, das wissenschaftliche ein Platon, ein Thukydides, ein Demosthenes. Das sind unbedingte Gipfel.

Athen kann geradezu als Musterbeispiel für den Zusammenhang zwischen Rasse und Kultur gelten. Nach der Aufnahme jener 20000 Nichtbürger in den Vollbürgerstand erlischt zuerst das staatliche Genie, dann das künstlerische, zuletzt das wissenschaftliche. Die von Plato begründete Akademie erhielt sich noch bis 529 n. Chr., aber nicht hier wirkten die bedeutenden griechischen Wissenschaftler der späteren Zeiten, sondern in Pergamon und Alexandria unter den Auslandsgriechen, die immerhin noch geistig reger waren.

Der Rasseverfall der Griechen wird durch mehrere Nachrichten bezeugt. Aristoteles (um 330 v. Chr.) vermerkt, oft bleibe nur der Bart blond, während das Haar dunkler werde, was schon auf leichte Beimischung deutet. Der Geist des Materialismus tritt immer krasser hervor. Polybius (um 150 v. Chr.) schreibt: „Zu meiner Zeit litt ganz Griechenland an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleerten und das Land keine Frucht mehr trug, obwohl weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen uns betrafen. Denn die Menschen waren dem Hoch-



Uta

Standbild im Naumburger Dom (um 1250)

Aufnahme: Walter Hege, Weimar

mut, der Habgier und dem Luxus verfallen, sie wollten nicht mehr heiraten, oder wenn sie es taten, doch nicht alle ihre Kinder aufziehen, sondern höchstens eins oder zwei, um diese reich zu hinterlassen und in Üppigkeit aufwachsen lassen zu können. So mehrte sich unvermerkt das Übel schnell. Denn wenn nur ein oder zwei Kinder vorhanden waren, so konnten diese leicht dahingerafft werden und, wie bei den Bienen die Schwärme, ebenso auch allmählich die Städte entvölkert und ohnmächtig werden." Da wucherte denn nur das niedere, fremdrassige Volk, und dessen Unbedenklichste stiegen in die schon tief entnordischte Gesellschaft auf und entnordischten sie noch mehr. Um 50 v. Chr. läßt Cicero in den „Dialogen von der Natur der Götter" sagen: „Als ich zu Athen war, fand sich unter ganzen Herden von Jünglingen kaum einer oder der andere, der schön zu nennen war." Kein ganzes Jahrhundert später, unter Kaiser Tiberius, nennt Manilius die Griechen „farbig" (colorati), wie sonst nur die farbigen Stämme Afrikas und Indiens genannt werden, und wieder ein Jahrhundert später (um 160 n. Chr.) wundert sich Pausanias geradezu, daß eine Athene im Hephaistostempel zu Athen blaue Augen hatte.

Damals waren die echten Griechen längst ausgestorben; was sich heute mit ihrem edeln Namen nennt, hat keinen Tropfen Blut von ihnen in den Adern, sondern stammt von den braunhäutigen und kraushaarigen Unfreien und späteren levantinischen und andern Einwanderern. Wo ein Grieche blond ist, ist er Rückschlag zu neueren blonden Wellen, die verebbend auch nach Griechenland kamen, von Germanen, Slawen, Albanern, Norditalienern, Deutschen. Dieses griechische Volk von heute weiß nichts mehr von den Großen, deren mächtige Bauwerke es in Trümmer fallen ließ, tierisch stumpf geht es an diesen Trümmern vorbei; Homer und Pindar und die Tragiker und Pheidias und Praxiteles leben ihm nicht mehr, die Sonne Homers ist ihm untergegangen mit dem blonden Blut.

Makedonen und Römer

Wenn hier die Makedonen nicht wie sonst gewöhnlich an die Griechen angeschlossen, sondern den Römern an die Seite gestellt werden, so sind die vielen Gleichläufe, die sich bieten, die Ursache dafür. Beide sind ein kleines Volk, sind ganz und gar auf das Staatliche eingestellt, gewinnen die Weltherrschaft und erfüllen die Welt, das eine im Osten, das andere im Westen, mit einer Kultur, an der sie selbst nur sehr geringen schöpferischen Anteil haben. Und es ist im Grunde genommen dieselbe Kultur, wenn auch die Römer sie in lateinischer, die Makedonen in griechischer Sprache verbreiten.

Bei den Griechen galten die Makedonen als Nichtgriechen, als Barbaren; nur an gewissen religiösen Festfeiern durften sie teilnehmen. Ihre rauhe Mundart verstand man nicht. Immer wieder mußten sie sich ihr Griechentum bescheinigen lassen. So erhielt Alexander I. (um 450 v. Chr.) vor den Preisrichtern in Olympia die Anerkennung seiner Abstammung von den Temeniden und Herakles, aber fünfzig Jahre später, als es zu Streitigkeiten kommt, sind die Makedonen doch wieder „Barbaren". Ob sie wirklich Griechen waren, ob nur vergriecht, ob wenigstens in ihren Herren Griechen oder gerade in diesen vergriecht, wird nicht so leicht zu entscheiden sein. Es kommen bei ihnen Namen vor, die wohl indogermanisches, aber nicht griechisches Gepräge haben. Die Albaner rechnen Alexander den Großen, Leka i Madh, zu sich. Crispis Oheim, albanischer Priester in Sizilien, wollte viele griechische Götter- und Heldennamen aus dem Albanischen erklären. Zumal der Name Derdes, der im Königshause mehrfach vorkommt, fällt auf. Er weist auf das albanische dardha = Birne zurück, wonach die Dardaner und die Landschaft Dardania um Nisch benannt sind. Die Birne ist dort überaus häufig; auch die Slawen nannten Orte nach ihr, alle die mit Kruscha oder Kruschka zusammengesetzten.

Der Gesichtsschnitt der Makedonen weicht von dem der

Griechen ab und stimmt mehr mit dem der Thraker und Illyrer überein. Er ist rein nordisch, wie denn auch Thraker und Illyrer noch lange als blond geschildert werden — in ihren Herren —, hat aber seine bestimmte Sonderart, wie sie Auslese und längere Rassebegrenzung mit sich bringen. Es kann auch sein, daß zwischen Makedonen und den beiden Nachbarstämmen, obwohl sie zumeist in Fehde lagen, manche Verbindungen geschlossen wurden. Jeder Friede pflegte ja mit solgen besiegelt zu werden. Perdikkas III., der Oheim Alexanders des Großen, hatte eine Illyrerin, Audata, zur Frau, Olympias, die schöne und starkgeistige Mutter Alexanders, stammte aus Epirus. Daß die Makedonen in ihrem Herren- und Kriegerstande blond waren, ersieht man am Alexandersarkophage, wo sie alle blondes Haar haben. Wer von ihnen besonders geschildert wird, Alexander der Große, Ptolemaios II., Berenike, wird ausdrücklich blond genannt; Alexander war dazu so zart von Farbe, daß er, wie Plutarch berichtet, nicht nur in den Wangen, sondern auch auf der Brust errötete. Kleitos der Schwarze, der unter Alexanders Feldherren erscheint, war der Sohn von Alexanders Amme, die wohl keine freie Makedonin war, und verdankte diesem Umstand seine bevorzugte Stellung. Er trug seinen Beinamen zum Unterschied von Kleitos dem Weißen, der echter Makedone war.

Von der älteren Geschichte Makedoniens wissen wir wenig. Das Königtum der homerischen Zeit erhielt sich dort. Thronwirren bezeugen drängenden Ehrgeiz. In der stetigen Kampfbereitschaft, wozu die Nachbarn nötigten, bildete sich eine ausgesprochene Kriegerauslese heraus. Aber sowie es zur Festigung des Staates kam, erblühte sofort, wie es für die rein nordische Art kennzeichnend ist, auch die geistige Kultur. Archelaos, dem natürlichen Sohne Perdikkas II., gelang es, nachdem er die echtbürtigen Thronanwärter beseitigt hatte, Makedonien diese Festigung zu geben. Da schuf er denn seinen Hof in Pella zum Sammelplatz der bedeutendsten griechischen Geister seiner Zeit. Die Tragiker Euripides und Agathon, die Dithyrambiker Melanippides und Timo-

theos, der Epiker Choirilos lebten da durch Jahre, Zeuxis malte ihm den Palast aus. In Dion am Fuße des Olympos stiftete er musische und gymnastische Wettspiele. Auch Philipp II., der Vater Alexanders, der wieder der echten Linie des Könighauses entstammte, war, drei Jahre zu Theben im Hause des Epaminondas erzogen, ganz von der griechischen Bildung erfüllt. So gewann er Aristoteles zum Lehrer seines Sohnes.

In Alexander dem Großen vereint sich aller Ungestüm, alles Wikingertum, alle Großheit der rein nordischen Seele. Wie er Achilleus zum strahlenden Vorbilde hatte, dem er nacheiferte, so ward er der leuchtende Stern für alle nordische Jugend, die je seinen Namen hörte. Fehlte das Jähe, das ihn auf irgendeine Äußerung hin einen verdienten Mann, einen Freund niederstoßen ließ, fehlte die Verachtung des Menschichts, die ihn, der unter seinesgleichen einfach und liebenswürdig war, in Ägypten und Babylon sich Gottesehren erweisen ließ, er wäre nicht mehr so ganz nordisch, wäre schon von einer gewissen bastardischen Schwächlichkeit angekränkelt oder gar von dem bastardischen Gedanken an Vorteil oder die Meinung irgendwelcher Leute. Was immer auch er in seiner Wildheit tat, er war nie unedel. Er ehrte den stolzen und hochsinnigen Feind und ehrte Tugend und Schönheit: die Frauen des Dareios berührte er nicht. In ihm war die unbedingte Sicherheit dessen, der die Kräfte der anderen kennt und seine eigenen. Sein Ziel war das Weltreich. Er wußte sich stark genug dazu, und er schuf es.

Das ganze spätere Griechentum entwickelt sich unter dem Schutze der Makedonen, die in ihrer unvermischten Blondheit noch die staatliche Begabung hatten, selbst jedoch zu gering an Zahl waren, als daß sie auch an der übrigen Kultur hätten mitwirken können. Wohl zerfiel das Weltreich Alexanders, aber bis nach Baktrien, bis ins Pendschab und bis nach Ägypten und Libyen blieben zahlreiche makedonische Reiche zurück, die in der Einmütigkeit ihres einheitlichen Blutes nun überall ihre Höfe zu Pflegestätten griechischer Bildung und Gesittung machten. So beeinflußte das

griechische Schönheitsbild, wie schon ausgeführt wurde, ganz Indien und ganz Ostasien, so verbreitete sich griechische Weisheit und Wissenschaft und regte allenthalben schon erstarrtes Leben zu neuem Schaffen an. Freilich ist diese Kultur in der Hauptsache von Mischlingen getragen. Zu der reinen Linie eines Homer, Pindar, der Tragiker, eines Pheidias und Praxiteles kommt es kaum noch; wahre Größe fehlt. An deren Stelle tritt Eleganz, Romantik, wofür in der Dichtkunst der Idylliker Theokrit das Beispiel ist, die Bildnerei sucht starke Effekte, erprobt ihre glänzende Fertigkeit an allerlei Schwierigkeiten und kommt schließlich zu einer Art Barocke, die Gewaltsamkeit für Gewaltigkeit ansieht. Das ist die Epoche des Hellenismus, die immer wieder ihre Lobpreiser findet. Das Leben schien damals mehr als je von Kunst durchdrungen zu sein; es war schon sehr deutlich aufs Genießen eingestellt, aber Wein und Weib traten zunächst vor dem Gesang, worunter man alles Musische verstehn mag, zurück. Ein edlerer Epikuräismus. Die Übersättigung schafft sich schon in der ländlichen Idylle ein Paradies der reinen Unschuld, asketische Richtungen spuken vor. Mit der fortschreitenden Entnordischung auch des Auslandgriechentums veräußerlicht der Hellenismus, verliert seine Schöpferkraft, wird bloße Überlieferung, und die Wissenschaft, die sich etwas länger auf einer gewissen Höhe hält, ermangelt der großen Genien und beschränkt sich darauf, den bisherigen Stoff in Bibliotheken für die Berufsgelehrten und in kurz zusammenfassenden Handbüchern für die weiteren Kreise zu sammeln. Nach der Bibliothek von Alexandria spricht man von Alexandrinismus.

Die makedonischen Herrschersippen erhielten sich erstaunlich lange, weil sie sehr darauf achteten, fremdes Blut nicht hereinzulassen. Aristoteles, der daran festhielt, daß die Natur selbst die einen zu Herren, die andern zu Sklaven erschaffen habe, hatte Alexander dem Großen den Rat gegeben, danach die Seinen als Freunde und Verwandte zu behandeln, den Fremden gegenüber sich so zu verhalten wie Tieren oder Pflanzen gegenüber. Aber in Persien muß Alexander daran

irre geworden sein. Die vornehmen Perser waren ja ebenso blond wie die Makedonen. Er nahm selbst die baktrische Fürstentochter Roxane und die Tochter Dareios' Stateira zu Frauen und vermählte siebzig von seinen Offizieren mit vornehmen Perserinnen. Er ging weiter: Perser sollten auch in seine Kerntruppen eingereiht werden. Gegen beides wandten sich die Makedonen. Alexander selbst noch mußte aus den Persern besondere Abteilungen bilden, und von den Perserinnen wurden nach seinem Tode die meisten nur als Kebsweiber betrachtet. So sicher fühlten die Makedonen die Gefahr, die ihnen von der Vermischung drohte. Andere Gefahren brachte allerdings auch wieder die enge Inzucht mit sich, wie überall, wo sie nicht nur die ganz hochwertigen Individuen ausliest. Unter den Seleukiden und Ptolemäern treten schon bald Entartungserscheinungen auf, Trunksucht, Fettleibigkeit, Sprachfehler, und mehrere Fürsten sind überhaupt minderwertig. Daß sich ihre Herrschaft trotzdem erhielt, bezeugt, daß unter den übrigen makedonischen Herren doch noch das Gesunde vorwaltete. Das Reich der Seleukiden bedeutet für Syrien, das der Ptolemäer für Ägypten eine hohe Blüte. Ähnlich war das von Kyrene, wo ein Nebenzweig der Ptolemäer herrschte, das von Pergamon, das unter Attalos I. ganz Westkleinasien umfaßte, das von Pontus, dessen Herrscherhaus ursprünglich skythisch war, aber nachgerade so viel makedonisches Blut aufnahm, daß Mithradates der Große zum mindesten dreiviertel Makedone ist. Alle diese Reiche — und so auch Makedonien selbst und im fernen Osten die baktrischen Fürstentümer — erliegen erst um 50 v. Chr.; nur Persien, das eine ebenbürtige Herrenschichte hatte, war kaum über ein halbes Jahrhundert makedonisch geblieben.

Nachfolger der Makedonen in Griechenland und der ganzen Levante und Gründer eines neuen Weltreichs wurden die Römer. Dieser Name war ursprünglich auf die freien Bewohner der Stadt Rom beschränkt, dann kamen die Latiner überhaupt hinzu, deren Stamme jene angehörten, seit 90 vor Christus alle Italier bis an den Po, seit 49 v. Chr. die bis an

die Alpen. Erst in nachchristlicher Zeit erhält eine Provinz nach der anderen das Bürgerrecht, so daß schon der Apostel Paulus als in Kilikien geboren römischer Bürger ist und als solcher Rechte fordert. Ist sonach der Ausdruck Römer nichts weniger als örtlich und zeitlich klar umrissen, so verbinden wir damit doch einen ganz klaren, bestimmten Begriff, und der hängt an den Zeiten, da Rom sich erst zur Weltmacht zu entwickeln begann, da das stolze civis romanus sum nur erst der Latiner von sich sagen durfte. In diesem Begriff ist enthalten: strengste Selbstzucht, unbedingte Pflichttreue, unbedingte Vaterlandsliebe. Gestalten dieser Art sind Horatius Cocles, Mucius Scaevola, Manlius Torquatus, Decius Mus, Cincinnatus, der ältere Brutus, der unbestechliche Fabricius, sind Lucretia und Verginia, die lieber sterben als entehrt weiterleben, und ihnen entsprechen die echten Römer auch noch der geschichtlichen Zeiten. Denn diese Idealbilder stehn vor aller Augen, solange das nordische Blut noch vorwaltet, sie bilden in denen, die schon schwank sind, die starke Stütze ihres lichtesten Teils.

Die echten Römer waren eine sehr kleine Volkschaft. Zu ihrer engeren Sprachgemeinschaft gehörten nur die Latiner und die Falisker, die nur Latium innehatten. Das Lateinische, das man früher gern dem Griechischen an die Seite stellte, so daß man von Graeco-Italikern als einer ursprünglichen Einheit sprach, steht doch dem Keltischen und dem Germanischen näher als dem Griechischen. Aber sonst saßen noch eine ganze Reihe von indogermanischen Volkschaften in Italien. Die Osker und Umbrer mit den Einzelstämmen der Sabiner, Sabeller, Samniten, Volsker besiedelten Nordtoskana, die westliche Halbinsel und den Süden bis Kampanien. Die zur illyrischen Gruppe gehörenden Veneter hatten sich in Venetien niedergelassen, die den Albanern verwandten Messapier in Apulien. Alle diese Stämme waren ursprünglich blond gewesen, die Illyrer waren es im Stammlande noch in der späten Kaiserzeit, aber sie müssen in Italien schon früh sich mit der dunklen, mittelmeerischen Vorbevölkerung verbunden haben, denn die Römer verboten

die Ehe mit ihnen. Der Sabiner Ovid, der Dichter der „Liebeskunst“, kann dafür ein Beispiel sein. Obwohl dem Adel entstammend und einem Geschlechte, das den Beinamen Naso, „Großnas“, führte, nennt er sich nicht blond, sondern schwarzhaarig. Aus der Vermischung mit der dunkleren Vorbevölkerung erklärt es sich denn, warum das übrige Italien zur staatlichen Entfaltung Roms so wenig beigetragen hat; nur Künstler und Gelehrte kamen daher.

Ganz wie die Makedonen bilden die Römer überall, wo sie die Obmacht über ein Land gewinnen, nur den Herrenstand. Ein Teil des Bodens, zumeist ein Drittel, wird zum Staatsland gemacht, und dieses teilen sie ihren Kolonen zu. Im übrigen belassen sie den Städten und Staaten ihre innere Selbständigkeit, die Autonomie, und knüpfen sie nur durch Pflichten und Vorteile an Rom, nicht jedoch durch Rechte. Ehegemeinschaft war nur mit den Latinern gestattet, nicht mit Angehörigen der Besiegten oder Verbündeten. Aber Rom verstand es, alleiniges Zentrum zu bleiben. Dazu diente vor allem, daß der römische Bürger seine Bürgerrechte nur in Rom ausüben konnte, nicht etwa in der Stadt, wo er Besitz oder ein Amt hatte, und daß die einzelnen Landschaften nur mit Rom verbunden waren, nicht aber auch unter sich. Alles Staatliche ging durch Rom; Rom war das Hirn, der Wille des Gesamtreichs. Dies festigte den Staatsgedanken in solchem Maße, daß er sich erhielt, solange nur noch etwas von römischem Blute, ja nur von römischem Geiste lebte. Das gab Rom diese ungemeine Stetigkeit in allem Staatlichen, die auch durch die ärgste Mißwirtschaft einzelner Beamter, ganzer Provinzen, ganzer Epochen und nicht einmal durch schwere Wirren im Innern gebrochen werden konnte. Roma aeterna wurde der Ausdruck hierfür. Diese Festigung des staatlichen Sinnes verdankt Rom den Trägern seiner Geschicke in den Zeiten seiner ersten Entfaltung.

Rom ist eine etruskische Gründung, aber auf latinischem Gebiet. Romulus und Remus sind die Stammhelden der etruskischen Sippen der Romilier und der Remne, Rom selbst heißt nach dem etruskischen Geschlecht der Ruma. Aber

viel mehr als etliche Adelsnamen scheinen die Etrusker dem Gemeinwesen nicht gegeben zu haben. Die späteren etruskischen Könige trugen neben ihren heimischen auch schon lateinische Namen, und lateinisch war die Sprache der öffentlichen Angelegenheiten. Nicht so sehr eine Tyrannis, wie die spätere Zeit sie darstellte, war die etruskische Königherrschaft, sondern schon eine Adelsrepublik wie nach der sagenhaften Vertreibung der Tarquinier, nur mit Königen an der Spitze als Ersten unter Gleichen. Vielleicht um 510 v. Chr. traten an die Stelle des Königs jährlich neugewählte Staatsoberhäupter adeliger Herkunft, die später Konsuln genannt wurden.

Die Etrusker bildeten niemals ein Gesamtreich, sondern zwölf Stadtfürstentümer; Rom gehörte auch unter den etruskischen Königen nicht zu ihnen, sondern stand vielfach in Fehde mit anderen etruskischen Städten. Ja, Hesiod, der um 700 dichtete, meldet, Latinos gebiete über alle „erlauchten Tyrsener", wonach damals die Etrusker des latinischen Gebietes — denn nur um die kann es sich handeln — unter der Herrschaft der Latiner standen. Rom war wohl noch nicht gegründet; die Jahreszahl 753 v. Chr. ist von den Römern ziemlich willkürlich errechnet worden. In Latium gingen die Etrusker zweifellos sehr bald in den Latinern auf. In Toskana erhielten sie sich, und noch bei einem Maecenas wird vermerkt, daß er aus einem etruskischen Fürstengeschlecht stamme.

Welcher Völkergruppe die Etrusker angehören, ist noch strittig. Albert v. Grünwedel will die Mumienbinde von Agram, ihr bedeutendstes Sprachdenkmal, enträtselt haben und stellt das Etruskische zum Semitischen, andere wieder wiesen auf Beziehungen zum Indogermanischen hin. Die Etrusker sollen aus Kleinasien gekommen sein, und der bei ihnen häufige Name Tarchu (Tarquinier) ist der eines hethitischen Gottes. Die Ägypter zählten sie als Turscha unter den „Seevölkern" auf. Der Name hat viele Formen: Tyrsener, Tyrrhener, Etrusker, Tusker. Weisen die albanischen „Tosken" — so heißen die südlichen Albaner — darauf hin,

daß die Etrusker durch das Adriatische Meer kamen und sich zuerst an der dalmatinischen Küste festsetzten? Oder kamen die italischen Etrusker unmittelbar von Kleinasien wie Aeneas, der gewissermaßen ihren Zug vorstellt? Jedenfalls ist der ägyptische Turscha, wie erwähnt ward, blond gewesen, und als blond gilt ebenso Romulus noch in augusteischer Zeit. Die ältesten Etruskerbildnisse Italiens freilich zeigen spitze Mausgesichter und rotbraune Färbung. Erst die der etruskischen Hochkultur haben nordische Züge, weiße Haut und zumeist blondes Haar. Da können jene fremdartigen Gesichter — wie bei Hetthitern, ältesten Griechen — auf das Unvermögen der Künstler zurückgehn.

Die Römer von Rom haben zweifellos edles etruskisches Blut in sich. Diese Etrusker waren an sich eine Auslese — Wikinger —, dann aber können sie nur einen kleinen Teil ausgemacht haben. Der Römer bildet eher einen Gegensatz zum Etrusker; er ist ernst, strenge, dieser leichtlebig, üppig. Entweder merzte sich das Etruskerblut im Laufe der Zeit aus oder aber war es von vornherein dem der Latiner artverwandt, wenigstens in jenen Auslesesippen. Die echten Römer haben wir bis in die Zeit Kaiser Augustus' als reine Blondlinge zu betrachten. Vergil nennt Lavinia, die Tochter des Königs Latinus, der den latinischen Stamm darstellt, ausdrücklich blond, wonach man damals noch sehr wohl wußte, daß die echten Latiner blond waren, wie ja auch wir von den echten Germanen dies wissen. Im Gegensatz hierzu galten die „Schwarzen" als minderwertig. Hic niger est, hunc tu, Romane, caveto! („Der ist schwarz, vor dem hüte dich, Römer!") überliefert Horaz als sprichwörtliche Redensart. Alle Persönlichkeiten, die uns geschildert werden, waren blond. Cato der Ältere, dieser Typus des Römers, hatte nach Plutarch „ziemlich rötliche Haare und graublaue Augen". Sulla war goldblond, Kaiser Augustus hellblond (subflavus), Pompeius glaubte Alexander dem Großen ähnlich zu sein, dessen Blondheit bekannt war, und es wird an ihm hervorgehoben, daß er leicht errötete. Auch Scipio Africanus soll Alexander ähnlich gewesen sein; in seiner

schönen Bronzebüste im Nationalmuseum zu Neapel, die rein nordische Züge zeigt, sind die Iriden in blaugrauem Marmor eingesetzt. Von Cäsar erfahren wir nur, daß er groß und hager und seine Haut sehr weiß war und daß er sein Haar früh verlor. Seine Augen werden „schwarz und lebhaft" genannt, aber das beruht nur darauf, daß sich die Pupille bei ihm offenbar sehr stark erweiterte. Tatsächlich zeigt die Bronzebüste, deren genaue Nachbildung im Museum zu Braunschweig zu finden ist, die Pupille sehr tief eingekerbt, der schmale Ring der Regenbogenhaut darum ist aber hellgrau. Geradezu alle Büsten von Römern der Republikzeit haben rein nordischen Typus.

Dadurch entscheidet sich auch die Frage, ob wir in Patriziern und Plebejern zwei Rassegruppen zu sehen haben. Prof. Hans F. K. Günther sieht nur in den dreihundert patrizischen Geschlechtern die reinen Norden und erklärt die Trennung zwischen Patriziern und Plebejern als rassischen, nicht als Standesgegensatz. Aber schon seit 445 v. Chr. durften Ehen zwischen Patriziern und Plebejern geschlossen werden, während früher die Kinder solcher Verbindungen der ärgeren Hand zugewiesen wurden. So scheint es sich nicht um die Rasse zu handeln, sondern um den Adel als inzuchtliche Befestigung gewisser Erbmerkmale. Der Adel hatte Bedenken, sich zu erweitern, nahm aber dann doch diejenigen, die sich als tüchtig erwiesen, in seine Ämter auf. So ist schon seit 367 v. Chr. immer einer der beiden Konsuln Plebejer, und 300 v. Chr. erlangten die Plebejer auch den Zugang zum Augurat und Pontifikat. Ein neuer Adel bildete sich heraus, die Nobilitas, das war eine Auslese der Tüchtigsten. Das Wort kommt von nobilis her, was ursprünglich „bekannt" bedeutet. Auch dieser Adel beruhte demnach auf Rassezucht. Er war nur eine Erweiterung des früheren Adels, nicht eine Durchbrechung seiner Grundsätze. So sehen wir denn auch durch die Aufnahme von Plebejern im römischen Staatswesen keine Änderung eintreten, und dies allein schon spricht dafür, daß wir Rasseverschiedenheit bei Patriziern und Plebejern nicht anzunehmen haben. Die ganz anders gearteten

sozialen Kämpfe der Gracchenzeit wurden ins 5. und 4. Jahrhundert zurückgespiegelt und lassen uns hier viel wildere Kämpfe sehen, als sie tatsälich waren. Man nehme hinzu, daß plebejische Geschlechter Namen wie Flavier und Fulvier, „Blonde“ und „Gelbblonde“, führen, ein Zweig der Domitier den ständigen Beinamen Ahenobarbus, „Feuerbart“, trägt, während Fuscier und Nigrier („Braune“ und „Schwarze“) fehlen.

In zu enger Inzucht liegt stets eine gewisse Gefahr. Dieser begegnete zuerst die Aufnahme edeln etruskischen Blutes, dann die der Auslese aus den Plebejern. Erst nach 445 entfaltet sich Rom zu immer größerer Macht. Im Jahre 396 wurde das etruskische Veji erobert. Dadurch vergrößerte es sein Gebiet auf das Doppelte. Aber der Einbruch der Kelten ein Jahrzehnt später drohte die verheißungsvollen Anfänge zu vernichten. Die Kelten, aus Süddeutschland über die Alpen kommend, hatten die Poebene überflutet und zerstörten oder besetzten jetzt die zwölf Städte der Etrusker, besiegten in ihrer todverachtenden Tapferkeit, nackt, nur vom Schilde gedeckt, mit schlecht gestählten Schwertern zum Kampfe gehend, die kriegsgeübten Römer, drangen in Rom ein, verheerten da und hausten darin sieben Monate, vermochten aber das Kapitol weder zu erstürmen noch auszuhungern und zogen endlich gegen die Zahlung von 1000 Pfund Goldes zurück. Die Poebene blieb fortan keltisches Gebiet. Die dortigen Etrusker wurden in die nördlichen Alpen zurückgedrängt, wo sich in den Rätiern noch ein stark verwandelter Rest von ihnen erhalten hat, die dunklen Ligurer in das Quellgebiet des Pos und in den Apennin. Gleichwohl blieb sicherlich dunkle Vorbevölkerung genug zurück, mit der sie sich vermischten. Jede Stoßkraft geht ihnen alsbald verloren. Nur die Kelten des Einbruchs sind rotblonde Recken, die der Römerzeit sind nicht einmal so blond wie die Kelten Galliens. Ihre heimische Sprache haben sie gewiß schon sehr bald aufgegeben, dem Lateinischen nur ganz wenige Worte beigefügt. Diese nordische Welle verebbte fast ohne Spur. Vielleicht haben der anmutige, aber auch zotenhafte Catull und

der sanfte Vergil, die aus ihrem Gebiete kommen, keltisches Blut in den Adern gehabt. Der Sippenname Vergils, Maro, scheint keltisch zu sein.

Rom war durch den Kelteneinbruch schwer geschädigt worden; seine Feinde glaubten jetzt Vergeltung üben zu können, aber es erwehrte sich ihrer und wuchs gerade jetzt in raschem Zuge zur Vormachtstellung empor. Alle Niederlagen dienten ihm nur dazu, seine Schwächen zu erkennen und dort mit der Arbeit einzusetzen. So folgte auf sie immer der Sieg. Die Stetigkeit des Staatsgedankens bezeugte und bewährte sich. Das wiederholt sich in den Samniterkriegen, deren erster mit der Schmach von Caudium endet, da das gefangene Heer nur unter einem Joche hindurch abziehen darf, und mit Pyrrhos (dem „Blonden") von Epirus, der, ein Vetter Alexanders des Großen, ähnlich wie die Makedonen im Osten, so im Westen ein griechisches Großreich begründen wollte. Pyrrhos siegte umsonst bei Heraclea und Asculum; nach der Schlacht von Benevent (275), die er verlor, mußte er Italien räumen, und das Land seiner Bundesgenossen fiel an die Römer. So sind diese um 270 v. Chr. die Herren von Ariminum und Voloterrae (jetzt Rimini und Volterra) im Norden — über die ganze Halbinsel mit Ausnahme einiger griechischer Pflanzstädte. Überall hatten sie, in Festungen und ganzen Landstrichen, Kolonien angelegt, die ihnen den Frieden sicherten, vorzügliche Heerstraßen durchzogen das Gebiet. Und als es nun zur Auseinandersetzung mit Karthago kam, spornten die Niederlagen auch hier nur zu Erhöhung der Kraftleistung und zu Opfern für die Allgemeinheit an. Diese Opfer gaben Rom jene Flotte, die bei den ägatischen Inseln die karthagische vernichtend schlagen konnte. Der erste punische Krieg brachte Rom Sizilien als erste Provinz. Bewundernswert hielten sich die Römer im zweiten punischen Kriege, als Hannibal im Lande selbst stand und Rom bedrohte. Der große Karthager wurde schließlich von Scipio besiegt, Karthago verlor alle außerafrikanischen Besitzungen, vor allem Spanien, das nun ebenfalls römische Provinz wurde.

Da wir in der Schule die Geschichte des zweiten punischen Krieges erzählt bekamen, standen wohl unser aller Sympathien auf seiten der Karthager. Das machte die große echt wikingerhafte Persönlichkeit Hannibals und noch mehrerer Gestalten seiner Sippe. Denn auch Hamilkar Barkas, der „Blitz", Hannibals Vater, und Hasdrubal und Mago, seine Brüder, waren glänzende Feldherrnbegabungen. Das scheint im Widerspruch damit zu stehn, daß doch die Römer unzweifelhaft nordische Menschen, die Karthager jedoch „Semiten" waren. Daß uns die Römer weniger interessierten, liegt daran, daß sie nicht so sehr starke Einzelmenschen hatten, als vielmehr einen Staatsgedanken darstellten; ihre nie entmutigte Ausdauer hatte aber doch unsere volle Bewunderung. Ebensowenig vergaßen wir, daß die Karthager in Karthago ein Schacherervolk waren, das Hamilkar Barkas und Hannibal ihre Siege genug erschwerte. Das Heldentum der karthagischen Feldherren und Truppen, die zu großem Teil übrigens nicht aus Karthagern, sondern aus Thrakern und sonstigen Barbaren bestanden, diente im Grunde nur den Schatzhäusern der Großkaufleute. Karthago war in vollster Entartung wie nur je ein reiner Geldstaat. Wir werden recht tun, in den karthagischen Geldleuten Mischlinge zu sehen, wahrscheinlich Levantiner, vielleicht auch asiatische Dinarier, wie sie schon mit den Hetthitern nach Phönizien gekommen waren, in Hannibal, Hamilkar, Hasdrubal und Mago und den anderen tapferen und hochsinnigen Heerführern muß aber das nordische Blut noch überwogen haben, das wir wie bei Amoritern und Juden auch bei den Phöniziern als nicht zu geringen Bildeteil anzunehmen haben. Aristoteles nannte alle meeranwohnenden Völker seiner Zeit und seines Gesichtskreises blond — er führte die Blondheit auf die Einwirkung der Seeluft zurück —, er konnte die Phönizier, die doch seinem König so kräftigen Widerstand leisteten, nicht übersehen. Auch Vergil muß die Vorstellung überkommen haben, die edeln Punier seien blond gewesen; er schildert so seine Königin Dido.

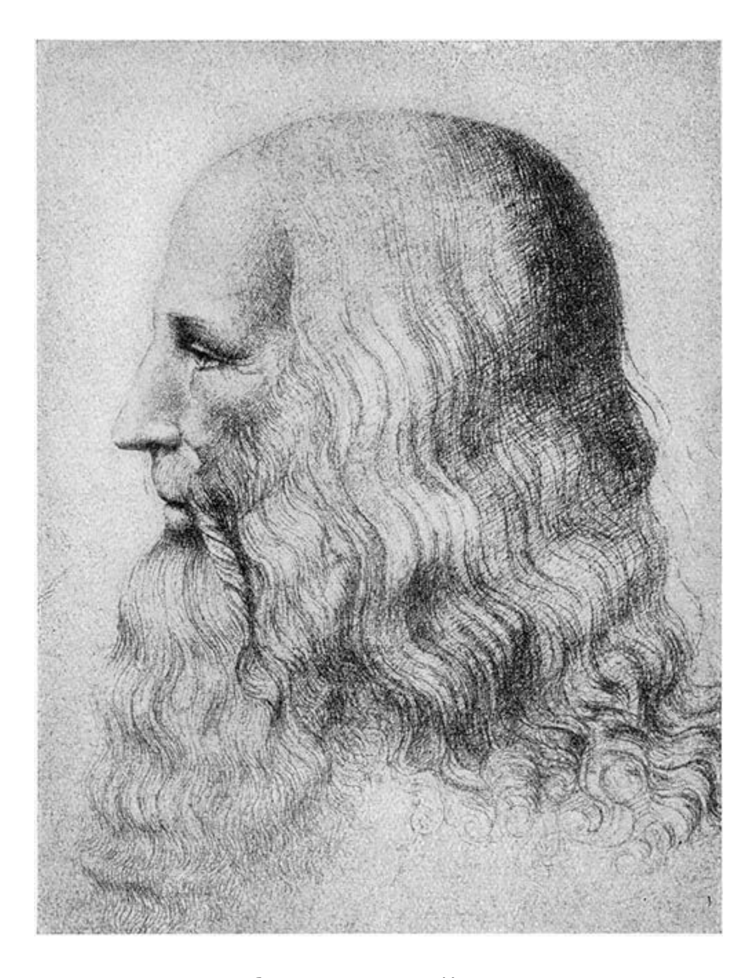
Rom macht nach dem Sieg über Karthago eine ganz ähn-

liche Entwickelung durch wie Sparta, nachdem es die Vormacht Griechenlands geworden war. In den hannibalischen Kriegen waren viele der Tüchtigsten gefallen, und namentlich die freie Bauernschaft hatte viel gelitten. Es hätte besonderer Maßnahmen bedurft, sie wieder aufzuforsten. Aber im Gegenteil. Die Provinzen lieferten wohlfeileres Getreide; die eigenen Bauern versanken dadurch in Armut und alsbald in Schuldknechtschaft. Alles drängte darauf hin, daß einzelne Wenige die ganzen Reichtümer in ihren Händen vereinigten, während die breite Masse der Freien besitzlos ward. Das war nur möglich, weil Fremdblut eingesickert war und das sittliche Ideal, das wohl noch in gar manchem lebte, nicht mehr vor der Allgemeinheit stand und das nordische Teil auch im Mischling stützte. Überall Eigennutz, überall sogar schon jene Unbedenklichkeit in der Wahl der Mittel, sei es, zur Macht zu gelangen, sei es, reich zu werden, die für den Verfall kennzeichnend ist. Der Staatsgedanke freilich blieb stetig. Aber immer mehr wurden die Kriege als reine Eroberungskriege geführt. Daß man stets auch irgendeinen sittlichen Rechtsgrund als Vorwand benützte, sich zumeist als Verteidiger eines schwachen Bundesgenossen aufspielte, rundet nur das Bild. Und man kommt von hier aus zu dem Ausspruch, die Römer seien die Engländer des Altertums gewesen. Aber der sittliche Verfall war in Rom ungleich größer als jemals in England. Man fand es durchaus angängig, daß ein Cäsar mit 39 Millionen Mark Schulden als Proprätor nach Spanien ging und dort in einem Jahr sich schuldenfrei machte. Das wäre in England auch heute noch unmöglich. Alsbald kam der Verfall der geschlechtlichen Sittlichkeit hinzu.

Die Besten klagten über diese Zustände, manche auch suchten Abhilfe zu schaffen, traten gegen die Überreichen auf, machten sich zu Anwälten der Verarmten. Sie vergaßen dabei, daß niemand ohne eigene Schuld verarmt, daß die Verarmten eben nicht klug, nicht umsichtig, nicht ausdauernd genug gewesen waren, sich der Ungunst der Verhältnisse zu Trotz zu erhalten, ja sich davon anspornen zu lassen, wie man es am Staate selbst hatte beobachten können. Machte

die Reichen der Einschlag von Fremdblut unbedenklich, so die anderen, die verarmen sollten, der ihre dumpf und stumpf. Jene waren immerhin die nordischeren, und starke und hochbegabte Persönlichkeiten wie Cäsar und Augustus gingen aus ihnen als Entmischlinge hervor; diese versanken immer tiefer, verloren ihre nordischen Blutteile immer mehr und vermischten sich endlich mit der ungeheuren Menge der Freigelassenen zu der verächtlichen Plebs des kaiserlichen Roms.

Vergeblich suchten die beiden edeln Gracchen als Volkstribunen die neue Verteilung von Staatsland, das in den Besitz einiger weniger Reicher gelangt war, durchzusetzen. Beide fielen als Opfer. Die Reichen hatten einen anderen Volkstribunen zu bestechen gewußt und hintertrieben auf diese Weise die Reform. Aber sie hätte auch nichts genützt. Denn nicht das Programm macht die Menschen, sondern die Menschen sind selbst lebendiges Programm. Wenn man jene Verarmten zu Bauern gemacht hätte, hätten sie zum größten Teil bei erster Gelegenheit ihr Ackerland wieder den Reichen verkauft und wären alsbald so arm gewesen wie vorher. Ohne Berücksichtigung der Rasse läßt sich eine Agrarreform nicht durchführen. In Südungarn erhielten sich wohl die deutschen Ansiedler von 1730 in ihrem Besitzstand, erweiterten ihn sogar, nicht aber die meisten madjarischen, serbischen, slowakischen, ruthenischen, mit denen man auch den Versuch gemacht hatte. Ein Volk, das zum Pöbel geworden ist, kann als Gesamtheit nicht „verbessert", sondern günstigsten Falles in Schranken gehalten werden. Schließlich aber, wenn es sich immer weiter entnordischt hat, wird es das willenlose Werkzeug dessen, der seiner Gier nach Blut und Genuß am meisten Erfüllung verspricht. In solchen Zeiten sieht man die Besten, hier einen Cäsar, einen Augustus, der Art des „Volkes" sich klar bewußt; sie benützen es, um zur Macht zu gelangen, und versuchen, wenn sie an der Macht sind, ihren Traum von einer nordischeren Welt zu verwirklichen. Aber Cäsar starb unter den Dolchstichen der Verschworenen und Augustus mit dem schmerzlich-zynischen Worte: „Klatschet, das Schauspiel ist zu Ende!"



Lionardo da Vinci

Selbstbildnis (1452—1519)

Aus dem „Corpus Imaginum“ der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Wie stets bei solcher Entwickelung trat auch bei den Römern Kinderarmut ein. Plinius verzeichnet es als Merkwürdigkeit, daß ein Ehepaar zur Zeit der Gracchen sechs Kinder und elf Enkel hinterlassen habe. Aber schon hundert Jahre früher (234 v. Chr.) wird über Ehelosigkeit geklagt. Cäsar setzte Belohnungen für Eheschließungen aus, Augustus erließ strenge Gesetze gegen Ehe- und Kinderlosigkeit, und als die Nobiles sich dagegen wendeten, berief er sie auf das Forum und hielt ihnen eine flammende Rede, worin er unter anderem sagte: „Ihr begeht einen Mord, daß ihr denen das Leben nicht gebt, die von euch erzeugt werden sollten; ihr ladet eine Sünde auf euch, daß ihr die Namen und Würden der Väter mit euch absterben lasset, und ihr begeht einen Verrat am Vaterlande, das ihr öde und unfruchtbar macht. Die ihr Quinctier, Valerier, Julier unter euren Ahnen zählt, wollt ihr eure Geschlechter und Namen erlöschen lassen? Bei einem Leben ohne Weib und Kind, sagt ihr, könne man frei und ungehindert seinen Stab weitersetzen, wann und wohin man wolle, und bedenkt nicht, daß ihr damit nichts vor den Räubern und den wilden Tieren voraushabt.“ Aber Augustus selbst hatte ganz zerrüttete Eheverhältnisse und aus seinen drei Ehen keinen Sohn, nur eine Tochter, Julia, die durch ihre Ausschweifungen so großen Anstoß erregte, daß er sie aus Rom verbannen mußte.

Augustus wurde von seiner Zeit als „Retter“, als „Heiland“ gepriesen; das „goldene Zeitalter“ ward von ihm heraufgeführt. Er war sicherlich einer der größten Staatsmänner, die es je gegeben hat. Sein Kaisertum rettete, was zu retten war, und gab dem weiten Reiche, das sich noch immer erweiterte, geordnete Zustände, Beamte, die nicht mehr ohne Scheu die Provinzen ausplündern durften, ein geschultes und sicheres Heer, eine starke Flotte. Alle Künste und Wissenschaften wurden gefördert, Handel und Industrie nahmen den größten Aufschwung. Was an nordischen Kräften noch vorhanden war, konnte hervortreten und sich betätigen. Das gibt der ersten Kaiserzeit, mögen auch die meisten Herrschergestalten innerlich schwank oder gar ver-

brecherisch gewesen sein, ihren hohen Glanz. Aber schöpferisch war diese Kultur nicht, wenn man etwa von einem Geschichtschreiber wie Tacitus, einem Dichter wie Apuleius absieht. In Baukunst und Bildkunst waren die Römer überhaupt nur Nachfolger, in der Dichtkunst, die schon immer fast nur von Fremdbürtigen und Sklaven gepflegt worden war, sind die drei Berühmtesten Nicht-Römer: Vergil aller Wahrscheinlichkeit nach Kelte, Ovid schwarzhaariger Sabiner und Horaz der Sohn von Freigelassenen irgendwelcher Herkunft, dazu klein, dick, sonnenverbrannt und schwarzhaarig. Was sie gaben, war nur Form; einzig Vergil hat bisweilen einen feinen romantischen Unterklang, der nicht nur Versrede, sondern Poesie ist. So ist es auch mit der Philosophie eines Seneca, der Beredsamkeit und Ethik eines Cicero. Sie blenden, aber sie erwärmen nicht. Der späte Apuleius (um 140 n. Chr.), ein Sprosse der Auslese der Kolonie, in Numidien geboren, stolz auf seine römische Herkunft und seine Blondheit, ist der einzige selbständige Geist, reich an Wissen, sprachgewaltig und ebenso kühn wie anmutig. Sein Märchen von Amor und Psyche ist allbekannt, aber der Roman, dem es entnommen ist, der „goldene Esel", gehört auch als Ganzes zu den tiefsten Schöpfungen der Weltliteratur.

Der äußere Glanz, der immerhin noch auf starkem nordischen Einschlag beruht, geht einher mit dem völligen Sittenverfall, worin man nur das Zeugnis höchsten Bastardtums sehen kann. Kaum irgendwo wurde so unnütz verschwendet wie in Rom, wo ein Apicius seine Gäste mit einer Schüssel von Vögeln bewirtete, die alle zum Singen oder Sprechen abgerichtet waren; kaum irgendwo wurde alle Unzucht so schamlos geübt, von Männern wie von Frauen. Sueton, Juvenal, Martial sind Zeugen dafür. Die Menschen, die noch nach nordischer Art leben wollten, fielen sehr oft durch befohlenen Selbstmord. So merzte sich das letzte nordische Blut aus dem Römertum aus. Alles ward überwuchert von den Sklaven, die man zu Hunderten freiließ, und diese bildeten, Levantiner, Kleinasiaten, Afrikaner, jetzt

die „Römer". Selbst unter den obersten Ständen verschwindet das blonde Haar. Man wendet „batavische Salben" an, um es vorzutäuschen, setzt Perücken aus germanischem Frauenhaar auf. Denn noch immer lebt das nordische Schönheitsbild fort.

Daß der Staat unter solchen Umständen sich gleichwohl fast ein halbes Jahrtausend als Weltreich erhielt, verdankt er zunächst dem in enger Gruppe so ungemein gefesteten Staatsgedanken. Noch in einer Zeit, da schon viel dunkles Blut in jene Gruppe eingedrungen war, gingen aus ihr immer wieder tüchtige Beamte und Heerführer hervor. Diese Erbmasse schlug durch. Die Korruption des Einzelnen machte nicht viel aus. Das Wichtigste war, daß überhaupt Ordnung gehalten wurde, und dafür sorgten die Unterbeamten und die Unteroffiziere. Und immer auch gab es pflichttreue Beamte und Offiziere. Die Sittenverderbnis Roms griff auch nur in wenigen Einzelnen auf die Provinzen über und jedenfalls nicht dorthin, wo man ein gefährdetes und entbehrungsreiches Leben führte, wie fast an allen Grenzen. Hierzu kam nun, daß schon seit 100 n. Chr. das Heer und alsbald auch das Beamtentum zahlreiche Barbaren aufnahm, die hauptsächlich den damals noch blonden Volkschaften der Illyrer, Dalmater, Thraker, Daker und zuletzt immer ausschließlicher den Germanen entstammten. Schon Cäsar hatte eine germanische Leibwache gehabt; sie und seine gallischen Truppen erfochten ihm seine Siege. Diese nordischen Menschen fügten sich in das nordische Amt der „Wächter" ohne weiteres ein und vernordischten den Stand selbst, wo er seinen ursprünglichen Geist der Rechtlichkeit und Selbstlosigkeit zu verlieren drohte. Immer häufiger kamen solche Barbaren auch auf den Kaiserthron und suchten ihre nordische Art in ihrem Machtbereich durchzusetzen. Während das Römertum immer mehr entnordischt wurde, bereiteten sie, zwei Jahrhunderte lang unter dem Römernamen, den neuen Aufstieg vor. Aber mit dem Jahre 476 n. Chr. wird der Germane Odoaker Herr von Italien als König seines germanischen Heeres.

Die Germanen

In der Geschichte erscheinen die Germanen erst kurz vor 200 v. Chr. Da erwähnen sie die römischen Fasten. Ein Stamm sitzt an der oberen Rhone, ein anderer, die Bastarnen, an der untern Donau. Der erste, Tulingen und Taliternen genannt, was Bergbewohner und Talbewohner bedeutet, steht als „Speersöldner", Gaesati, im Dienste der einheimischen Kelten, der andere, die Bastarnen, ficht, dreißigtausend Mann stark, für Perseus von Makedonien gegen die Dardaner und später für Mithradates von Pontus gegen die Römer. Nicht ganz ein Jahrhundert später dringen die Kimbern und Teutonen an, ein weiteres halbes Jahrhundert später kämpft Cäsar gegen die Germanen auf gallischem Boden und bedient sich bereits germanischer Truppen.

Kunde von den Germanen hatte man schon länger. Der Massiliote Pytheas war um 330 v. Chr. in ihr Gebiet gelangt, aber schon Homer meint mit den Hyperboreern offenkundig die Germanen an der Ostsee, und es scheint zwischen diesen und den Griechen, die einst ja an ihren Marken saßen, noch eine uralte Verbindung aufrechterhalten worden zu sein: die Weihgeschenke der Hyperboreer für Delos bezeugen das, die noch stets feierlich überbracht wurden. Auch bestand ein uralter Bernsteinhandel. Das allein besagt, daß die Germanen auch schon um 500 v. Chr. keine „Barbaren" mehr gewesen sein können, wozu sie eine offenkundig widernordisch gerichtete Wissenschaft machen wollte. Hiergegen sprechen auch die zahlreichen Ausgrabungen auf dem Urgebiet der Germanen aus schon viel früherer Zeit. Namentlich Ludwig Wilser und Gustav Kossinna haben immer wieder die hohe Kultur der ältesten Germanen dargewiesen. Danach sehen wir die Germanen vielfach den südlicheren Völkern nicht nur ebenbürtig, sondern sogar überlegen. Schon die steinzeitlichen Geräte haben nirgends sonst eine so hohe Vollendung und reiche Ausgestaltung, und dasselbe gilt von den Bronzegeräten, sowie einmal die Bronze in genügender Menge hergestellt wurde. Sie mag selbständig

wie in Vorderasien auch in den Alpen erfunden worden sein, weil dort in alter Zeit neben Kupfer auch Zinn vorkam, aber später wurden jedenfalls Kupfer und Zinn von auswärts eingeführt, aus dem ägeischen Kreis und von den Zinninseln, was an und für sich weitgehende Beziehungen voraussetzt. Die Germanen fanden, wie es scheint, die günstigste Mischung, nämlich von 90 Teilen Kupfer und 10 Teilen Zinn, und schufen alsbald bewundernswerte Schwerter und Dolche und Schmuckstücke, worin ein bedeutender Ausfuhrhandel getrieben wurde. Die Gräber haben noch manche Stücke aufbewahrt. Da sieht man auch die germanische Goldschmiedekunst auf voller Höhe. Nicht als schmutzige halbnackte Wilde hat man sich die germanischen Freien vorzustellen, sondern als Menschen, die große Sorgfalt auf ihr Äußeres verwendeten. Ganze Bestecke von kleinen Körperpflegegeräten wurden gefunden: Ohrlöffel, Nagelreiniger, eine Ahle, ein Zängelchen zum Ausraufen unerwünschter Haare. Die Männer trugen sich rasiert und hatten feine verzierte Rasierklingen. Die germanische Bronzezeit umfaßt etwa den Abschnitt von 2000 bis 800 v. Chr., wo sie dann in die Früheisenzeit übergeht.

Die Ausgrabungen von Buch bei Berlin haben seit 1914 eine Siedlung um 1000 v. Chr. bloßgelegt und manchen Aufschluß über das Leben der Germanen in jener Zeit gegeben. Hervorzuheben ist, daß fast in jedem Hause ein Webstuhl stand, daß um die einzeln stehenden Häuser gewöhnlich ein Laubengang auf Posten lief, wie er beim griechischen Tempel in Stein erscheint — auch da waren die Säulen ursprünglich aus Holz —, und daß der ganze Bau des Hauses sich als aufs engste mit dem des griechischen, des Megarons, verwandt erweist. Viehzucht und Milchwirtschaft standen im Vordergrund. Auch Ackerbau wurde betrieben. Große Mengen von Speiseeicheln bekundeten, daß man, wie heute noch in Skandinavien, Eichelmehl zum Brotbacken verwendete. Sodann wurden eine Halle und dabei acht Hütten in einer Richtung nebeneinander aufgedeckt, woraus A. Kiekebesch, der Erforscher von Buch, schließt, daß die einzelnen

Insassen der acht Häuser, die sonst jedes ihre eigene Herdstatt haben, abhängig waren von einem höheren Willen. Hierzu ist zu berücksichtigen, daß Buch an der Mark des damaligen Germanengebietes lag, und da vielleicht Fremdbürtige, Illyrer, zu Hintersassen gemacht worden waren.

Nichts zeigt die Höhe der germanischen Kultur schon um 1000 v. Chr. deutlicher als die Luren, die man in großer Zahl gefunden hat. Das sind Hörner aus ganz dünner Bronze, das größte 2,40 m lang, nach Art der Stierhörner gewunden, von vorzüglicher Tongebung und Klangfarbe und so trefflich gearbeitet, daß einige davon noch heute geblasen werden können. Es wurden ihrer gewöhnlich zwei von gegenstelliger Windung verwendet. Nirgendwo hat man ähnliche Instrumente gefunden. Gebraucht wurden sie vor allem beim Gottesdienst, wie ein Felsenbild dartut. Ebenfalls in diese älteste Zeit müssen wir die Begründung der germanischen Dichtkunst setzen, die zweifellos schon sehr früh sich des Stabreims bediente; er geht auf den Gebrauch zurück, Losstäbe zu ziehen und das dareingeritzte Zeichen für den Spruch zu verwenden. Noch aus der älteren Bronzezeit (um 2000 v. Chr.) stammen Scherben mit solchen Zeichen, die beweisen, daß die nördlichen Indogermanen unabhängig von Vorderasien ihre Schrift hatten.

Die Germanen verehrten in ältester Zeit keine Götter, sondern Naturmächte, wie noch Cäsar schreibt: „Zu Göttern nehmen die Germanen nur solche, die sie sehen und durch die sie offenbar gefördert werden: Sonne, Feuer und Mond." Der Sonnenwagen von Trundholm zeigt uns die Verbindung der Sonne mit dem Rosse: ein Pferd zieht den sechsräderigen Wagen mit der Sonnenscheibe. Die Benennung des Sternbildes des Rosses, des Pegasus, weist ins Stierzeitalter (4383—2232 v. Chr.), gibt aber nicht für die Sonnenverehrung, die ja bis in die Urzeit zurückgeht, sondern nur für die Zähmung und Verwendung des Pferdes eine Erstfrist. Cäsar ließ den Himmel, Ziu (altnordisch Tyr, altindisch Djaus, griechisch Zeus) unerwähnt. Er war wie bei den anderen Indogermanen als Vater gedacht, wie denn

der Ausdruck Himmelvater für Gott im deutschen Süden noch heute lebendig ist. Die Erde galt als Mutter. Die uralte Verehrung des Donners erhielt eine besondere Gestalt in der Stierzeit, da die Sonne zur Frühlingsgleiche im Sternbild von Stier und Orion aufging. Wie bei anderen nordischen Stämmen scheint auch bei den Germanen diese Zeit besonders „religiös“ gestimmt gewesen zu sein. Immer wieder trifft man den Gott mit dem Hammer und Stierhörnern, die Verbindung von Orion und Stier als Bild der Frühlingssonne. So hat sich auch ein bronzener Thor (Donner) erhalten. Sonst jedoch scheint man die Götter nicht in Menschengestalt verehrt zu haben, sich vielmehr bewußt gewesen zu sein, daß es Naturmächte waren. Noch Tacitus sagt, es entspräche der Ansicht der Germanen von der Hoheit der Himmlischen nicht, von ihnen Bilder mit menschlichen Zügen zu machen. Die Verfetischung der Naturmächte trat jedenfalls erst nach dieser Zeit ein. Auch Tempel hatten sie damals noch nicht. Sie vollzogen ihre kultischen Handlungen, bei denen auch Menschenopfer nicht fehlten, in Hainen oder auf freiem Feld bei Opfersteinen oder heiligen Bäumen. Die Art, wie sie ihre Toten begruben, zeigt, daß sie sich nicht vor deren „Geistern“ fürchteten; sie bauen ihnen steinerne Wohnstuben über der Erde und geben ihnen allerlei Gerät mit, das ihnen wert war. Später scheint sich doch etwas „Animismus“ von irgendwoher beizumischen. Die Gräber werden tiefer gelegt, und man gräbt „Näpfchen“ in die Steine, die irgendeine magische Bedeutung haben müssen.

Nichts wäre irriger, als sich die ältesten Germanen als ungeordnete Haufen vorzustellen. Der nordische Individualismus ließ wohl jeden sein Haus nach seinem Geschmacke bauen, aber die Tatsache der Siedelungen spricht für staatliche Ordnung, die für die Gleichen Einordnung, für die Fremden Unterordnung war, wie es das Dorf Buch zeigt. Nur so auch konnten die Germanen in Deutschland sich ausbreiten. Denn sie hatten da rings um sich nicht unbewohntes Land oder, wie die Skandinavier, rasch ausweichende, zum Widerstand unfähige Polaroide, sondern gleichwertige nor-

dische Stämme, die nur durch stetige, geordnete Kraft zurückzudrängen waren.

Die vorzeitlichen Funde ermöglichen es, die allmähliche Ausbreitung der Germanen zu verfolgen. Um 2000 v. Chr. hatten sie Dänemark, die norddeutsche Ebene von der Oder bis zur Ems in der Tiefe bis etwa Hannover, Wittenberg, Stettin inne, waren in Norwegen-Schweden schon tief ins Land und hoch nach Norden vorgedrungen und bildeten Inseln an der Weichsel, im baltischen Gebiete und in Finnland. Um 1400 reichten sie an die Zuidersee und bis etwa Minden, Dessau und Kolberg, um 750 v. Chr. bis etwa Dortmund, Halle, Danzig, um 600 v. Chr. drangen die suebisch-erminonischen Stämme bis nach Thüringen vor und waren um 100 v. Chr. im Rhein-Main-Knie. Unterdessen waren ostgermanische Stämme aus Schweden herübergekommen und gewannen zwischen etwa 750 und 50 v. Chr. das Land östlich der Oder bis gegen Glatz und bis ins heutige Polen hinein.

Die Ausbreitung der Germanen geschah nicht ohne Kampf und nicht ohne Rückschläge. Im Westen und Süden saßen die Kelten, die noch um 400 v. Chr. Thüringen bis zur Unstrut und um 200 v. Chr. die Linie Köln-Eisenach halten. Wohl der starke Druck durch die vordrängenden Germanen veranlaßte die großen Keltenzüge aus dem Donauland nach Italien (seit dem 6. Jahrhundert), nach Ungarn, der nördlichen Balkanhalbinsel, von wo ein Schwarm bis nach Kleinasien zieht (280 v. Chr.). Das sind die Galater des Apostels Paulus, die sich so lange in einer gewissen Selbständigkeit dort erhielten. Im Osten und Südosten saß ein Volk mit einer hochentwickelten und deutlich gekennzeichneten Gefäßkunst, aber unbedeutender Bronzetechnik, das Kossinna mit den Illyrern gleichsetzt, das aber auch nach seinem Hauptfundgebiet das Volk der Lausitzer Kultur genannt wird. Es reicht südöstlich bis Troja. Während die Germanen vor allem Sonnengläubige sind, verehren die Illyrer eine Muttergöttin, die fruchtbare Erde, was sie näher zu den Ägeern und Vorderasiaten stellen läßt. Aus der Verbindung von Kelten und Illyrern ist um 1200 v. Chr. die reiche Eisen-



Tilman Riemenschneider, Eva
(um 1500)

Aufnahme: W. Köhler, Berlin

kultur von Hallstatt (Oberösterreich) hervorgegangen. Seit dem 7. und 6. Jahrhundert weichen die Illyrer nach Süden aus. Denn zu Germanen und Kelten, die sich auszubreiten trachteten, kamen jetzt auch Skytheneinfälle, die jedenfalls bis Schlesien und Südbrandenburg gelangten. Seit dem 4. Jahrhundert haben die Illyrer ihr Reich im nördlichen Epirus. Aus ihnen gehn mehrere Kaiser hervor, so Claudius II. und Diokletian. Sie waren die berüchtigten „Seeräuber", die den Römern viel zu schaffen machten und die dann Pompejus bezwang. Illyrer, Kelten, Skythen gelten zu jenen Zeiten alle — in ihren Herren — als blond.

Das Besiedeln neuer Gebiete ist stets mit der Gefahr verbunden, daß aus der Vorbevölkerung minderwertiges Blut einsickert. Waren auch Kelten, Illyrer und Skythen damals blond, so hatten sie doch dunkle mongoloide, alpine und mittelmeerische Stämme überlagert, und eben diese, durch die Herren freilich wesentlich aufgehellt, blieben als die weniger kriegerischen und tüchtigen am Orte zurück. Der Sieger verband sich gerade mit ihnen, und so folgt auf die Zeit des stolzen Aufschwungs alsbald ein offensichtlicher Rückgang. Ihren Höhepunkt hatte die altgermanische Kultur vor dem Beginn der stärkeren Ausbreitung. Gleichwohl werden in der Frühzeit eines so kraftvollen Volkes, wie es die Germanen waren, die fremdartigen Bestandteile rasch wieder ausgeschieden. Wenn Tacitus schreibt, die Germanen seien eine durch keine Eheverbindungen mit anderen Völkern verfälschte, eigene, reine, in sich einheitliche Volkschaft, und darum hätten alle dieselbe Körperbeschaffenheit, trutzige blaue Augen, rötlichblondes Haar, hohe Gestalt, so berichtet er sicherlich nach der Wahrheit. Von den Kelten, Illyrern, Skythen hatten sich nur die blonden Bestandteile erhalten, wenigstens das Äußere war nicht irgend merkbar verändert worden. Aber es fragt sich doch, ob wir selbst diese Germanen des Tacitus als ganz rein nordisches Volk ansprechen dürfen. Einzelne Züge erscheinen im Vergleich mit den echten Griechen und Römern als fremdartig.

Zu berücksichtigen ist bei den Germanen, daß sie am läng-

sten auf das Ursprungsland der Blonden beschränkt blieben. Die Regsamsten waren seit mehreren Jahrtausenden in die Ferne gezogen und so dem Mutterland verloren gegangen. Durch den Zustrom etwas dunkleren Blutes mußte außerdem bei gar manchem Einzelnen, bei der Allgemeinheit das Lässige, das schon da war, verstärkt werden, und da entsteht denn die Neigung zum Trunk, zum Spiel, die Unpünktlichkeit und die Dreiheit der germanischen Erbfehler: invidia, stultitia und odium sui, die Tacitus vermerkt — der Neid auf den Begabteren, dem ein rein nordischer Mensch als der Erfüllung seines Wunsches, seines Traumes zujubelt, die Stumpfheit, die Ungenialität, die hört und nicht hört, sieht und nicht sieht, die erst, wenn der Augenblick längst vorüber ist, weiß, was sie zu sagen, zu tun gehabt hätte, die Störrischheit, die aus nichtigen Gründen sich selbst vernichtet, eben die eigene Art schier wie mit Haß verfolgt.

Während Griechen und Römer im Trunk außerordentlich mäßig waren und darum die torkelnden Silene, Satyrn und Faune und alle Saufbolde stets als Fremdrassige, als breitgesichtige, plattnasige, wulstlippige, fettwänstige Nicker darstellten, wird wie von den Germanen auch von den Persern und Skythen die Neigung zum Trunk berichtet. Das sind Völker, die ähnlichen Vermischungen ausgesetzt waren. Freilich beschränkten sich die Gelage auf Festzeiten oder Thinge, und den stärker berauschenden Met konnten gewiß nur die Vornehmsten sich leisten, die Einfuhr von Wein war nach Cäsar bei mehreren Stämmen sogar verboten, weil er die Menschen entkräfte und verweichliche, aber die Tacitusstelle bleibt bestehn: „Tag und Nacht durchzuzechen, gilt für keinen als Schande. Die natürliche Folge solcher Trunksucht sind häufige Händel, und selten bleibt es bei Schmähworten, meist kommt es zu Wunden und Totschlag. Aber auch Versöhnung von Feinden, Abschluß von Eheverbindungen, Wahl der Häuptlinge, selbst Frieden und Krieg wird meist beim Becher beraten, gleich als sei nur zu solcher Stunde die Seele offen für einen aufrichtigen Gedanken oder für einen großen leicht erwärmt.“ Ganz so geht die Spielwut

auf fremden Einschlag zurück. Der rein nordische Mensch verachtet wie den Trunk so auch das Spiel. Über die Unpünktlichkeit schreibt Tacitus, daß die Germanen zu den vereinbarten Thingen oft zwei, drei Tage verspätet kämen. Für den nordischen Menschen ist Pünktlichkeit ebenso gebotene Höflichkeit gegen den anderen wie Achtung vor sich selbst.

Vieles dagegen, was Tacitus berichtet, zeigt, daß der Germane seinerzeit in den Wesenszügen noch reiner Norde war. Die blutbedingten Feinde der nordischen Art, Juden und Liberalisten, trachteten immer wieder, Tacitus in diesen Punkten als Schönfärber hinzustellen, weil zu ihrem Weltbild nur der trunksichtige, spielwütige Barbar paßte, aber nicht der stolze, hochsinnige Germane der Urzeit. Tacitus hätte jedoch diesen Spiegel den entarteten Römern seiner Zeit nicht vorhalten können, wenn jeder ihn der krassen Lüge zeihen durfte. Nicht nur lebten damals schon Tausende von Germanen in Italien als Söldner oder um sich die römische Kultur anzueignen, sondern auch Hunderttausende von Römern standen in Gallien und in den germanischen Provinzen in stetem Verkehr mit den Germanen. Zudem hatten schon Cäsar und dann Livius und Plinius immer ausführlicher über die Germanen geschrieben, Schriften, die damals noch vollständig vorlagen.

Echt nordisch ist die geschlechtliche Sittlichkeit der Germanen zu Cäsars und Tacitus' Zeit. Cäsar berichtet, bei den Germanen gelte es für den Jüngling als Schande, vor dem zwanzigsten Jahre mit dem Weibe verkehrt zu haben, und da sie nackt miteinander badeten, könne das nicht verborgen bleiben. Tacitus schreibt: „Spät erst kommt der Jüngling zum Geschlechtsverkehr, daher währt die Manneskraft unerschöpft." Rein sei das Eheleben, preisgegebene Tugend finde keine Verzeihung. Das Mädchen bekomme, wie schön, wie reich sie sei, keinen Mann, die Ehefrau erwarte strenge Strafe. Bis auf die Häuptlinge lebten alle in Einehe, diese aber hätten mehrere Frauen, nicht wegen der Sinnenlust, sondern weil es ihre Stellung so ergäbe. Die Frau sei sehr hoch geachtet und nehme teil an dem Leben und Streben des

Gatten. Die Kinderzahl zu beschränken oder ein unerwünschtes Kind zu töten, gelte als Freveltat. Knabenliebe wurde wie Fahnenflucht und Feigheit vor dem Feinde, die beiden verachtetsten Verbrechen, durch Versenken in ein Moor bestraft. Diese sittliche Zucht erhielt sich noch in den nächsten Jahrhunderten. Selbst in Feindesland waren die Frauen der Besiegten nicht dem Sieger freigegeben. Die Goten ließen den Übertreter mit dem Tode büßen.

Ebenso echt nordisch ist die Freude am Bewirten des Gastes, die nach Tacitus bei keinem anderen Volke so groß war, die Freude am Kriege und darin die Mannentreue, die es für Schmach hält, den Führer überlebend vom Schlachtfelde heimzukehren, und echt nordisch auch noch das Königtum. Nicht die Geburt allein bestimmte zum König, sondern die Tüchtigkeit. Unumschränkt war die königliche Gewalt nicht; der König war mehr Vorbild als Befehlshaber. „Immer auf dem Platze, immer rüstig, immer an der Spitze, so herrscht er durch die Achtung, die er einflößt." Unerwähnt läßt Tacitus die Sitte der Wahlbrüderschaft oder Blutbrüderschaft, die wie bei den meisten nordischen Stämmen auch bei den Germanen bestand. Den Nachklang davon findet man im Nibelungenlied, wo Gunther, Hagen und Siegfried Blutbrüderschaft schließen, und in den skandinavischen Sagas.

Schon in der ersten geschichtlichen Zeit, da Armin der Cherusker die Römer zurückdrängt, sehen wir die Germanen im Innern in gegensätzliche Parteien zerspalten, und Armin selbst fällt als Opfer seiner eigenen Verwandten. Aber dies ist nicht unnordisch, denn starke Persönlichkeiten ringen hier miteinander. Daß jedoch in der Alemannenschlacht (gegen Caracalla, 213 n. Chr.) die Deutschen ihre Führer von den Pferden rissen, weil sie nicht wollten, daß diese ritten, während sie zu Fuß kämpften, bezeugt, daß Fremdblut selbst da wirkte, wo es die Allgemeinheit galt. Nur wer überhaupt nicht Herr sein kann, aber sich Herr bedünkt, verhält sich so; der nordische Mensch kann befehlen und gehorchen, und er weiß, daß eines das andere mitbedingt. Jene Schlacht ging verloren.

Am freiesten von fremdem Blute scheinen sich die **Goten** gehalten zu haben, die denn auch als das edelste germanische Volk gelten. Sie kamen von Skandinavien auf das Festland erst herüber, als da schon jahrhundertelang die übrigen Germanen dem Einströmen fremden Blutes ausgesetzt waren; sie hatten als Wikingerauslese größere Stoßkraft und sind darum schon um 250 n. Chr. in den Balkanländern und Südrußland, plündern Ephesus, Athen, Kreta und Cypern und begründen in Südosteuropa ein gewaltiges Reich, das erst der Hunnenansturm (375) zertrümmert.

Zu dieser Zeit heißen die Germanen noch allgemein blond, doch aber nennt schon Prokop (um 550) einen Heruler Suartuas, „Schwarz", und noch verschiedene Namen treten vereinzelt auf, die nur nach der dunklen Haarfarbe gegeben sein können: Swarzilo (Schwärzel), Swarzman, Swarzolf, Saluman, Saluram (von salo, schwarz, vgl. franz. sale, schmutzig, Schwarzmann und Schwarzrabe). Felix Dahn läßt in seinem „Kampf um Rom" Teja schwarzhaarig sein; dafür fehlt allerdings jede Grundlage. Aber um 850 herrscht in Norwegen Halfdan der Schwarze. Da ist dunkles Blut bis in die Königsippen hinaufgedrungen. Woher, läßt sich nicht feststellen. Aber noch in Sohn und Enkeln tritt es bald geistig, bald körperlich zutage. Snorri gibt ihre Geschichte in seinem „Königsbuch" (Heimskringla). Halfdan der Schwarze selbst war ein „kluger Mann, zuverlässig und rechtschaffen. Er gab Gesetze und hielt sie selber, auch zwang er andere, sie zu halten, so daß kein Übermut die Gesetze umstoßen konnte." Sein Sohn war Harald, der wegen seines reichen blonden Haars Harfagr, „Schönhaar", genannt wurde. Harald erwies sich als glänzender Krieger und verstand es, ganz Norwegen unter seiner Gewalt zu vereinigen. Die räuberischen Wikinger bezwang er und kam bis auf die Shetlandsinseln und die Orkaden, um seinem Lande Ruhe zu schaffen, wobei er dann selbst einen Plünderzug nach Schottland und auf die Insel Man unternahm. Daneben jedoch machte sich Bastardisches geltend. Er verknechtete die freien Bauern seines Landes und schuf sich einen ganzen

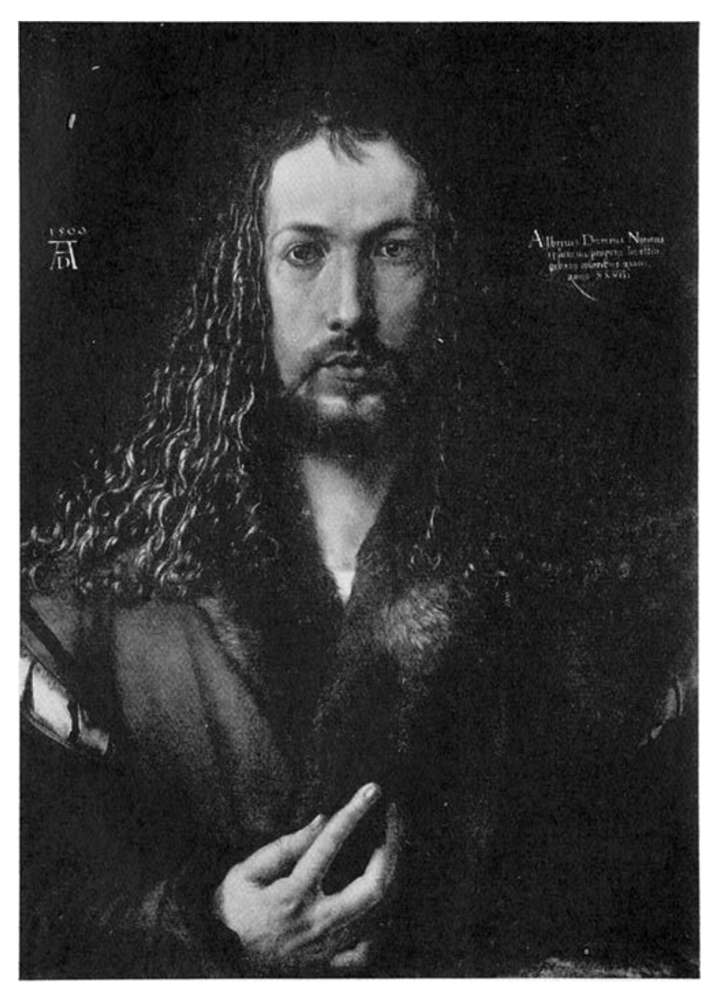
Harem von Ehefrauen und Kebsen. Jahrelang stand er im Banne einer schönen Lappin, Snäfrid mit Namen. Sie hatte ihm einen Becher Met gereicht. Da war es ihm sogleich, als ob ein Feuer durch seinen ganzen Körper liefe, und er wollte sofort noch in dieser Nacht bei ihr schlafen, und da ihr Vater dies nur gewähren wollte, wenn der König sie zu seiner gesetzlichen Gemahlin mache, gestand er es zu. Er liebte sie so rasenden Sinnes, daß er sein Reich und alles, was ihm als König zukam, darüber vergaß. Snorri folgt hier vielleicht der Volkssage. Tatsache ist jedoch, daß Harald seinem Reich keine Dauer zu geben vermochte, daß er zwischen seinen vielen Söhnen hin und her schwankte und gerade den als eigentlichen Nachfolger erwählte, der sich als unfähig erwies, Erich mit dem kennzeichnenden Namen Blutaxt. Unter seinen übrigen Söhnen tauchen die Zwillinge Halfdan der Schwarze und Halfdan der Weiße auf, einer von Snäfrid hat den Beinamen Hochbein, was auf eine Rasseunstimmigkeit schließen läßt. Alle seine Söhne reiften frühzeitig heran, vermerkt Snorri. „Manche von ihnen neigten stark zum Aufruhr im Lande, auch waren sie uneinig untereinander." Sie schufen nur Verwirrung und hatten auch mit dem Vater Streitigkeiten und Kämpfe. Noch mit fast siebzig Jahren zeugte sich Harald einen Sohn, und das ward Hakon der Gute, körperlich so sehr sein Ebenbild, daß alle Leute sagten, Harald Schönhaar sei wieder jung geworden. Der Unterschied war jedoch, daß Harald alles Volk im Lande geknechtet und unfrei gemacht hatte, Hakon aber den Bauern ihre Güter als freies Eigentum zurückgab. Solange er König in Norwegen war (933—961), war „ein gutes Einvernehmen zwischen Bauern und Kaufleuten, und keiner gefährdete des anderen Leben oder Besitztum. Hakon war ein äußerst frohsinniger Mann, sehr wortgewandt und leutselig". In den ersten Zeiten seiner Herrschaft hatte er die Wikinger in seinem Lande zu bezwingen gewußt, später gab er Gesetze, die die früheren vervollständigten. Er war, am englischen Hofe aufgewachsen, Christ und doch kein Fanatiker. In ihm ist das Fremdblut geradezu ganz wieder ausgeschaltet.

Für die Art, wie damals und so wohl schon seit Jahrhunderten minderrassiges Blut in die edeln Germanensippen eindrang, ist eine Geschichte überaus bezeichnend, die Snorri mitteilt. Der Jarl von Möre, Rögnvald, der größte Herzensfreund Haralds, dessen echter Sohn Hrolf der Begründer des Herzogtums der Normandie wurde, hatte drei Söhne von Beischläferinnen. Den einen hatte er mit einem Heere nach den Orkaden gesandt; der aber hatte sich dort gegen die Wikinger nicht zu halten vermocht und kam nach Norwegen zurück. Da sagte Rögnvald, seine Söhne wären ihrer Vorfahren — er meinte die von seiner Seite — sehr unwürdig. Der zweite Sohn, Einar, ein häßlicher Kerl und einäugig, erwiderte: „Ich habe von dir wenig Ehren erhalten, und nur wenig Liebe gebe ich hier bei dir auf. Deshalb will ich auf die Orkaden im Westen gehn, wenn du mir einige Unterstützung gibst. Dann werde ich dir geloben, was dir eine große Freude sein wird: niemals wieder zurück nach Norwegen zu kommen." Rögnvald erwiderte, das würde ihm allerdings sehr lieb sein, wenn er nicht wiederkäme, „denn ich habe wenig Hoffnung, daß du deinen Verwandten Ehre machen wirst. Stammt doch deine mütterliche Verwandtschaft von Knechten ab". Das freilich hätte ein Jarl Rögnvald vorher bedenken müssen. Die ganze Schuld fällt auf ihn zurück. Einar wurde Jarl auf den Orkaden und gab sein Blut weiter.

Daß uns selbst bei den Germanen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte immer wieder gelegentlich ein Zug fremdartig erscheint, erklärt sich hieraus. Ungerechtfertigt ist es jedoch, diese Einzelfälle zu verallgemeinern. Während etliche Wikinger nichts als Seeräuber waren, die nur auf Beute ausgingen und plünderten, mordeten und schändeten, waren doch ihrer viele nur kühne Sportsleute, denen es Freude machte, stets ihr Leben mit einzusetzen, wieder andere Landsucher, die denn auch mit vieler Umsicht Niederlassungen gründeten und sie in Ansehen und Kultur zu erhalten vermochten. Der Herzog Rollo (Hrolf) ist nicht der erste, nicht der einzige. Ingleichen: wenn ein Harald Schönhaar zweifel-

los ein Lustbold war, wenn angelsächsische Edelinge ihre Mägde schwängerten, um sie auf dem Sklavenmarkt in Bristol zu höherem Preise zu verkaufen — was schon darauf hindeutet, daß es hier mehr auf den Gewinn als auf die Wollust abgesehen war —, so bestand doch die altgermanische Sittlichkeit noch fort und bestimmte so deutlich das ganze germanische Schrifttum bis tief ins Mittelalter hinein, daß dieses sich schon durch seinen sittlichen Ernst von dem der vermischteren Iren und Romanen unterscheidet. Selbst die den altnordischen so verwandten irischen Sagas atmen diesen sinnlicheren und dabei süßlichen, schwülstigen Mischlinggeist. Und Salvianus, der Presbyter von Massilia, wahrscheinlich aus Trier stammend, sicherlich ein Kenner der Verhältnisse in einem großen germanischen Gebiete, sagt in seiner Schrift „De gubernatione Dei“, die sich heftig gegen die Unsittlichkeit wendet und insbesondere gegen die des zumeist ja nichtgermanischen Klerus: „Inter pudicos barbaros impudici sumus. Plus adhuc dico. Offenduntur barbari ipsi impuritatibus nostris.“ (Unter den schamhaften Barbaren, den Germanen, erscheinen wir als schamlos, ja noch mehr, die Barbaren selbst werden durch unsere Unzüchtigkeiten beleidigt.) Das bezieht sich vor allem auf die Goten, die damals die Provence beherrschten.

Auch beweisen jene Fälle durchaus noch nicht, daß der Rassensinn allgemein geschwunden war. Im Gegenteil. Die Ehen mit den Unterworfenen wurden fast überall untersagt, man bezeichnet sich, ganz so wie es die Griechen getan hatten, als die Guten und Schönen (boni homines, gentilhommes), die anderen als die Schlechten. Denn dies bedeutet das italienische cattivo, das aus captivus (Gefangener, Unterworfener) entstand. Und im Altnordischen ist es Redensart: illr ok svartr, „schlecht und schwarz“. Gerade jetzt, wo man allenthalben mit dunkleren Völkern zusammentraf, Herr über sie wurde, begann man im blonden Haar, auf dessen Pflege man schon seit ältesten Zeiten so viele Sorgfalt verwendet hatte, das Merkmal der Edelart zu sehen und stolz darauf zu sein. Die Volkschaft der Salen



Albrecht Dürer

Selbstbildnis (1500)

Phot. F. Bruckmann, München

(West- und Ostfalen) nennt sich nach ihrem falben Haar (fahl und falb bedeuten ursprünglich blond). Im Eingang zum „Salischen Gesetz" (etwa um 700) wird an den Franken, die damals kein einzelner Stamm, sondern ein Stämmebund waren, neben den seelischen Eigenschaften „kühn, schnell und furchtbar" auch die adlige Leibesgestalt und die lichte Färbung hervorgehoben. Überall, wohin Germanen kamen, gilt fortan nur das blonde Schönheitideal. Im Englischen bedeutet skandinavisches fagr „schön" (fair) „blond", im Russischen krasno „rot" (-wangig) und „schön". Die blonden Waräger verachteten die verslawten Vorbewohner Rußlands als die „Schwarzen und Stinkenden".

Am klarsten zeichnet die Edda die rassische Schichtung. In dem Liede von Rig (Rigsthula) erzählt sie die Entstehung der drei Stände, der Unfreien, der Gemeinfreien und der Edelinge. Vom Edeling, dem Jarl, heißt es:

bleik var hâr, bjartar vangar,
ötol vôro augo sem yrmlinge.
Licht war das Haar, hell die Wangen,
grimm die Augen wie von einer Schlange.

Vom Gemeinfreien, dem Karl (Mann), daß ihn die Mutter gebar: rauthan ok rjôthan, rithotho augo — „rothaarig und rotbackig, mit munteren Augen".

Der Unfreie dagegen, der Träl (thrael, Knecht), ist samr ok svartr, „dunkel (von Haut) und schwarz (von Haar)", sein Auge „stumpf" — die Ergänzungen des Wortlauts nach anderen Stellen rührt von Rudolf Much her; nur svartr ist erhalten —, und weiter heißt es von ihm:

Vas thar a höndom hrokket skin,
kropner knuar,
fingr digrer, fullegt andlit,
lotenn hryggr, langer haelar.

„Er hatte an den Händen riesiges Fell, knotige Knöchel, dicke Finger, häßliches Gesicht, krummen Rücken, lange („Pfeifen"-) Hacken." Die Magd, die er heiratet, ist „gängel-

beinig" (Gängel = Wiegenkufe, vgl. Gängelband) und hat „sonnenverbrannte Arme". Dieses Paar hat zu Kindern zwölf Söhne und neun Töchter, deren Namen sie zum Teil körperlich, zum Teil geistig, zum Teil nach ihrer Verrichtung im Hofe kennzeichnen. Die Söhne heißen: Heuler, Kuhbursch, Gemeiner, Viehbremse, Kebser, Fauler, Stumpfer, Dickbold, Stotz, Grauer (nach der Hautfarbe), Vorgebeugter, Schenkelbold; die Töchter: Stumpfe, Klotz, Dickwade, Kippnase, Lärmerin, Stalldirne, Eichnagel, Schlumpe, Dünnbein.

Die Rigsthula mag um das Jahr 1000 n. Chr. und auf Island entstanden sein. Im Gegensatz zu der Lässigkeit, die in früheren Jahrhunderten herrschte, zeigt sie ein klares Rassebewußtsein und volle Erkenntnis der Andersartigkeit und körperlich-geistigen Minderwertigkeit der „Schwarzen". Island war Wikingersiedelung. Dorthin zogen die Jarle mit ihrem Gesinde, die sich dem Christentum nicht beugen wollten, jedenfalls die Tüchtigsten. Daß Island sehr rasch der Mittelpunkt einer blühenden Kultur wurde, ist die Folge. Hätte man nicht schließlich, zumal nach Einführung des Christentums, die ursprünglich verachteten Träle doch in die Gemeinschaft aufgenommen, so wäre diese Kultur sicherlich nicht so kurzlebig gewesen. Heute sind auf Island die Männer zumeist dunkel, die Frauen blond — ein seltenes Beispiel für die Aufspaltung der Merkmale nach Geschlechtern. Aber wenigstens die Rigsthula ist ein Zeugnis dafür, wie unter denen, die in fernem Lande neue Herrschaften aufrichteten, das Rassebewußtsein wieder auflebte. Dieselbe Erscheinung beobachten wir überall, wohin die Germanen kamen. Es bildete sich eben natürlicherweise eine Auslese der Lichteren, Stolzeren, Begabteren, die den Abstand von den Unterworfenen um so deutlicher fühlten und ihr Rassebewußtsein auch betätigten.

Nur das erklärt, warum die Germanenschwärme überhaupt Reiche gründen und, obwohl gering an Zahl, mehrfach durch Jahrhunderte in ihrer eigenen Sprache erhalten konnten. Europa wird tatsächlich germanisch. Italien ist

ein germanisches Land seit 476 n. Chr., da Odoaker sich zum König ausrufen ließ, und bis um 1000 wurde in verschiedenen Landschaften germanisch gesprochen; viele Adelige lebten noch viel länger nach ihrem heimischen, gotischen, langobardischen, salischen Recht. Das Lateinische verschwand völlig aus dem Leben, und aus dem Germanischen der Herren und der Sprache der Unterworfenen entstand das Italienische, das ja weit mehr germanisch als lateinisch ist. Sizilien wird seit 1001 normannisch und geht dann als Erbe an die Hohenstaufen über. Gallien ist germanisch zum Teil schon seit Cäsars Zeit. Da hatte Ariovist unter den Äduern und Sequanern am linken Rheinufer sich niedergelassen. Unter Augustus kamen Ubier, unter Tiberius Sugambrer und Sueven, seit 242 die Franken, seit etwa 370 die Sachsen, die zur See an der Nord- und Westküste eindrangen. Ein germanisches Reich aber errichteten erst die Westgoten, die seit 412 im südlichen Gallien einige Städte besetzt hielten. Unter Eurich (466—483) reichte das gallische Westgotenreich von den Ligurischen Alpen bis an die Loire und ans Meer. Damals waren die Städte voll von Germanen. Apollinaris Sidonius, Bischof von Clermont, schreibt in seinem Brief an Lampridius um 475, in Bordeaux sehe man den blauäugigen Sachsen, den blondbärtigen Heruler, den sieben Fuß hohen Burgunder, den Sugambrer mit geschorenem Haupte. Seit 443 hatten Burgunder Savoyen inne und breiteten sich von hier aus. Das ganze Gallien aber ward am Ende den Franken untertan und erhielt von ihnen den neuen Namen Frankreich. Schon seit 550 etwa sind die Franken Herren des größten Teiles des Landes. Karl der Große überschritt die Pyrenäen. Im Norden siedelten sich seit 911 die Normannen an; Hrolf-Rollo war ihr erster Herzog. Auch die Bretagne stand unter germanischen Fürsten. Spanien wurde im 5. Jahrhundert von Vandalen, Sueben und Goten erobert. Andalusien und Katalonien tragen noch heute den Namen danach (Vandalusien, Gotalonien). Die Goten wurden die eigentlichen Herrscher. Nach der verlorenen Schlacht von Xeres de la Frontera (711) wurden sie von den Mauren zurückgedrängt

und hielten sich nur im Nordwesten der spanischen Halbinsel, in Asturien und Galicien, selbständig, von dort aus jedoch eroberten sie das Land zurück und waren 1492 nach dem Fall von Granada wieder die Herren der ganzen Iberischen Halbinsel. Die germanischen Sprachen vermischten sich auch in Gallien und Spanien mit denen der Vorbevölkerung und bildeten das Provenzalische und Katalanische, das Spanische und Portugiesische, das Französische und Wallonische in derselben Weise, wie sich in Italien das Italienische herausbildete. Von einheimischen Sprachen erhielt sich nur das Baskische in den Westpyrenäen und das Bretonische in der Bretagne, die im 5. Jahrhundert von den vor den Angelsachsen flüchtenden Briten besiedelt worden war.

Die *Wandalen*, verbündet mit Alanen, setzten 429 nach Afrika über, bemächtigten sich der Städte Mauretaniens, eroberten 439 Karthago und gründeten das nordafrikanische Wandalenreich, das etwa ein Jahrhundert bestand. Sein letzter König, Gelimer, wurde von dem germanischen Feldherrn Justinians, Belisar, besiegt, im Lande die „römische" Staatsordnung wiederhergestellt, die wandalischen Frauen mit „Römern" verheiratet, die in vielen Fällen sicherlich verrömte oder vergriechte Germanen waren, wie Belisar selbst, die wandalischen Männer in die kaiserliche Reiterei aufgenommen. Das Wandalen*blut* blieb in Nordafrika erhalten, wenn auch nicht ihre Staatsordnung und Sprache, und als der Islam anderthalb Jahrhunderte später das ganze Gebiet in einem neuen Glauben einigte, erwachte der germanische Heldengeist wieder, und die „Mauren" werden die Eroberer des gotischen Spaniens, dringen selbst über die Pyrenäen und in die Provence vor, ohne jedoch hier sich halten zu können. Diese Mauren sind nichts weniger als schwarze Afrikaner oder nur Berber, sondern in ihren Herren unzweifelhaft Germanensprossen. Und eben jetzt mochte, in der dritten Geschlechtfolge nach der Vermischung mit jenen „Römern", die Aufspaltung, die Entmischung eingetreten sein. Wenigstens unterschieden sich die „edeln" Mauren so wenig von den Goten, daß sie einer zum anderen als

Späher gehn konnten, ohne sofort entdeckt zu werden. Nichts in den alten spanischen Romanzen deutet darauf hin, daß die Mauren anderer Rasse waren als die edeln Goten (nobles Godos). Das Heervolk freilich bestand gewiß zum großen Teil aus Afrikanern.

Nach Britannien kamen die ersten Germanen, wenn nicht schon früher, gewiß mit den Römern, die seit Cäsars Vorstoß bis an die Themse das Land bis an den Tweed zur römischen Provinz machten. Seeräubernde Angelsachsen beunruhigten die Küsten schon seit etwa 275 n. Chr., seit etwa 450 setzten sie sich im Südwesten fest. Die Römer gaben das Land auf. Um 550 sind die Angelsachsen hier die Herren bis auf Wales und die schottischen Hochlande, wo sich die Briten noch erhalten. Die echten Briten waren Kelten und werden darum auch blond oder rothaarig geschildert; sie bildeten aber nur die Herrenschicht. Die Allgemeinheit war mediterran. Zwischen Briten und Angelsachsen bestand der heftigste Gegensatz, so zwar, daß ein Brite nicht aus einem Becher trinken durfte, der von einem Angelsachsen benützt worden war, ehe er ihn mit Sand und Asche gereinigt hatte. So kam es kaum je zur Vermischung. Um 600 nahmen die Angelsachsen das Christentum an. Aus den sieben ursprünglichen angelsächsischen Reichen entstand unter Egbert (802—839) ein einheitliches Reich. Seit etwa 750 landeten Wikinger in England und drangen plündernd immer tiefer ins Land ein, wenig später kamen sie auch nach Schottland, an die Nordküste Irlands, auf die vorgelagerten Inseln und begründeten dauernde Niederlassungen und Herrschaften. Während die norwegischen Wikinger hauptsächlich in Schottland, auf den Shetlandsinseln, den Hebriden, aber auch an der Westküste Englands, in Lancaster und Pembroke, dann rings um Irland zahlreichen Orten ihre heimischen Namen gaben und dadurch ihr Gebiet anzeigen, drangen die Dänen hauptsächlich auf der Ostseite Englands ein und durchsetzten die Angelsachsen mit Inseln bis an den Firth of Forth und bis an den Kanal von Bristol hin. In Knut dem Großen wurde ein Däne König von England, aber mit

seinem Sohne Harthaknut erlosch (1042) das dänische Haus. Zwei Jahrzehnte später landete Wilhelm von der Normandie, besiegte die Engländer bei Hastings (1066) und gab nun dem Lande für fast ein Jahrhundert ein normannisches Herrscherhaus. Anfangs schienen die Normannen das Französische, das sie in der Normandie rasch angenommen hatten, in England durchsetzen zu wollen, aber nicht nur war ihre Zahl zu gering, auch mochten noch viele die altheimische Sprache gesprochen haben: die Normannen vergermanischten sich. So blieb England ein germanischsprachiges Land. In Schottland erhielt sich das Keltische im Gebirge bis heute; noch sprechen es etwa 260000 Menschen. Schon seit den ersten Wikingereinfällen steht aber auch Schottland unter germanischem Einfluß und ist in den letzten Jahrhunderten seiner Selbständigkeit im wesentlichen schon ein germanischer Staat. Das Norwegische der dortigen Germanen wich dem Englischen. Irland dagegen, wo um 1850 noch über eine Million von etwa achteinhalb Keltisch sprachen, heute allerdings nur noch etwas über 600000, erhielt sich lange selbständig, wenn auch die Wikinger seit 852 ein norwegisches Königreich in Dublin hatten und bis ins 12. Jahrhundert behaupteten. Den Wikingern folgten die Engländer. Ein Teil der Insel blieb aber auch jetzt noch unabhängig, und immer wieder versuchten die Irländer die völkische Selbständigkeit und die Alleinherrschaft über die Insel zu erlangen, so daß heute nur noch eine lose Bindung an das englische Weltreich besteht.

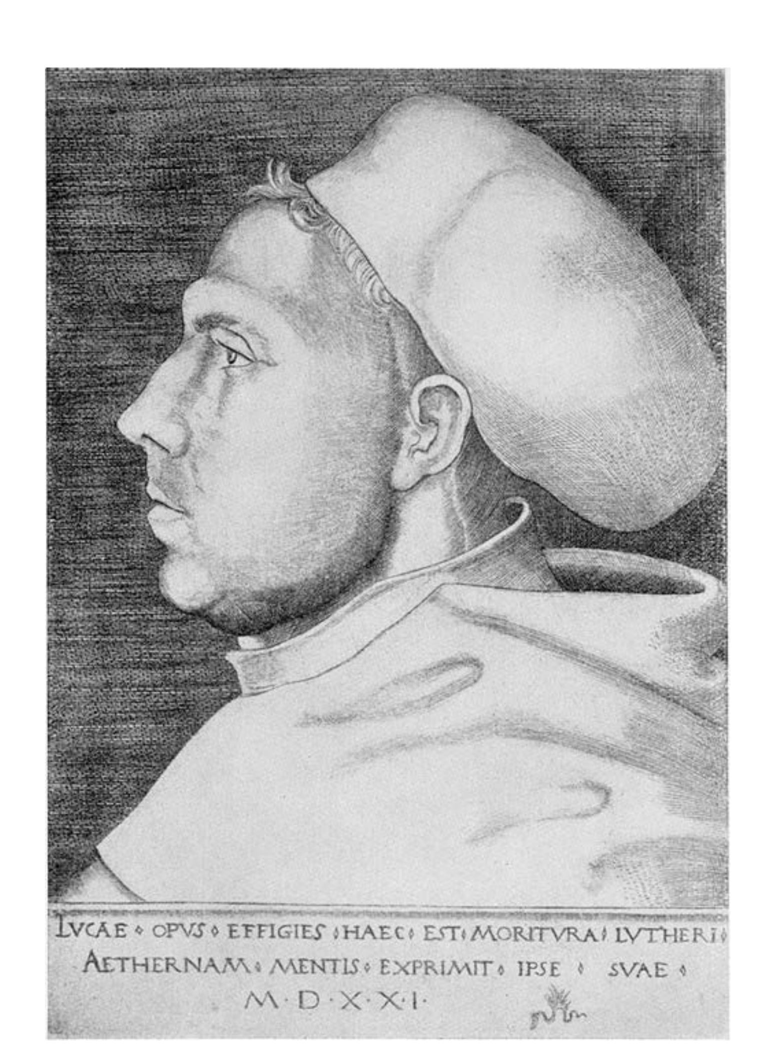
Nach Island kamen die Germanen zum erstenmal 795 von Irland aus und besiedelten es seit 875; Erik der Rote kam 983 nach Grönland und siedelte dort mehrere Sippen an, 1001 segelte Leif, Eriks Sohn, bis an die Küste von Labrador, wonach die Wikinger fast ein halbes Jahrtausend vor Christoph Columbus Amerika entdeckten; zwanzig Städte entstanden in Labrador, Neufundland und Neuschottland. Schon um 880 hatten Wikinger Skandinavien im Norden umsegelt; Harald Graufell besuchte 965 die Ostküste des Weißen Meeres und die Dwinamündung, und bis

Nowaja Semlja und Spitzbergen kam man auf solchen Fahrten. Im Süden entdeckten sizilische Normannen die Azoren und errichteten Faktoreien am Senegal (1365). Es ist wichtig, auf diese Fahrten hinzuweisen, denn sie zeigen den Wikingergeist frei von der Sucht nach Gewinn. Es handelt sich nur um Erkundung noch unbekannten Landes. Um 1000 wurden auf Island diejenigen, die nie weit hinausgekommen waren, verächtlich Hjemfödninge, „zu Haus Gefütterte", geheißen.

Rußland wurde ganz und gar von Skandinaviern überzogen. Seit Jahrtausenden schon nahmen viele Germanen den „Ostweg" nach dem Süden, und längst vor Rurik, Sihniut (Sineus) und Thruwar, die 862 aus Schweden kamen und Herrschaften begründeten, wird ein großes Gebiet Rußlands mit Handelsniederlassungen durchsetzt gewesen sein, ja, diese Germanen werden wohl die drei Waräger gerufen haben. Schon 865 wird mit 40000 Mann und 350 Booten ein Heerzug nach Konstantinopel unternommen, später schließt man Verträge mit Byzanz, und warägische Leibwachen stehn im Solde seiner Kaiser. Die echten „Russen" sind keine Slawen, sondern die Waräger, die nach ihrer Landschaft Roslagen so genannt wurden, zunächst von den Finnen; sie sind sich durch Jahrhunderte ihrer Herkunft stolz bewußt, verbinden sich vielfach mit Frauen aus der Heimat, geben aber vielleicht schon um 1000 immer mehr die germanische Sprache auf. Der Unterschied zwischen den germanischen Herren und den stark entnordischten slawischen Beherrschten bleibt bestehn und läßt das Wort vom weißen Zaren und schwarzen Volke (bjelyj zar — tschornyj narod) prägen. Polen steht unter gotischen Fürsten, die sich noch durch Jahrhunderte „Könige der Goten und Polen" nennen. Denn die Hunnen hatten das Reich der Goten nur zertrümmert, nicht aber vernichtet oder gar die Goten ausgerottet. Einzelne Fürstentümer abseit der Hunnenstraße blieben bestehn.

Wie Irland und Schottland im Nordwesten, so bleibt die Balkanhalbinsel im Südwesten zum Teil von den Germanen unabhängig. Nur wie dort bilden sich auch hier

einzelne germanische Fürstentümer. Bastarnen sitzen schon um 200 v. Chr. nördlich der Donaumündung, Kaiser Probus wies ihrer hunderttausend Wohnsitze am rechten Donauufer an (um 280 n. Chr.). Ein Jahrhundert später dürfen sich 200000 vor den Hunnen entwichene Goten in Thrakien niederlassen. Alarich I. zieht 395 plündernd bis in die Peloponnes; ein Teil der Westgoten zieht jedoch nach Italien, dann nach Gallien und Spanien und gründet dort Reiche. Um 490 stehn 200000 Ostgoten im Solde von Byzanz, werden nach Italien abgelenkt, wo Theodorich der Nachfolger Odoakers wird. Goten aus Weißkroatien und den angrenzenden Gebieten besetzen um 630 mit ihrem slawischen Heervolk Kroatien, Serbien und das Land bis an die adriatische Küste; ihres Gotennamens bleiben sich die Herren bis ins 13. Jahrhundert bewußt, obwohl sie vielleicht schon zur Zeit der Landnahme das Slawische angenommen hatten. Goten von der Wolga unter Isperich brechen mit mongolischen Scharen um 680 in Thrakien ein und nehmen dort das Slawische an; das sind die Bulgaren. Byzanz selbst hatte viele Germanen in seinem Dienste und zweifellos nicht nur im Heere, aber von seinen Dynastien ist keine sicher germanisch, und die Staatssprache und die Staatsordnung blieben „griechisch". Erst im Jahre 1204 wurde auch Konstantinopel germanisch. Der Kreuzfahrer Balduin von Flandern richtete hier das „lateinische Kaisertum" auf, das sich freilich nur bis 1267 erhielt. Andere Kreuzfahrerreiche auf der Balkanhalbinsel und in der byzantinischen Levante bestanden länger. Der Burgunder Otto de la Roche schuf sich 1205 in Athen ein Herzogtum, das erst 1458 von Sultan Mohammed II. vernichtet wurde. Korinth wurde ebenfalls 1205 „fränkisch", fiel aber später wieder an die Byzantiner. In der Peloponnes bestand das Fürstentum Achaja, das hier Wilhelm von Champlitte mit burgundischen Rittern begründete, das aber schon 1209 auf das Haus Gottfrieds von Villehardouin, eines Franken, überging, bis 1400, wo es — bis auf einige Küstenstriche, die den Venezianern verblieben — von den Osmanen erobert ward. In Bosnien



Martin Luther (1521)

Nach einer Radierung Lukas Cranachs des Älteren

herrschen von 1272 bis 1410 die aus deutschem Geschlechte stammenden Kotromanen und sind unter Stefan I. Twartko, der den Königstitel annimmt, die Vormacht der Christen auf dem Balkan gegen die Türken. In Montenegro regieren zur selben Zeit die aus Frankreich gekommenen Balscha. Fränkisch waren damals auch Antiochien, das syrische Tripolis, Cypern, Rhodus, Kreta und von 1099 bis 1186 Jerusalem.

Die Araber und der Islam

Für den oberflächlichen Betrachter könnte die Bewegung des Islams als eine Widerlegung der rassekundlichen Geschichtsauffassung erscheinen: ein kleines, bis dahin völlig kulturloses Volk in Arabien, wo die Menschen alle tief braun sind, erhält einen Propheten, seine Lehre erweckt einen Erobermut, der ihr alsbald ganz Nordafrika und den größten Teil Vorderasiens gewinnt und von da Vorstöße nach Europa, nach Innerasien, nach Innerafrika, Indien und den malaiischen Inseln macht, und an verschiedenen Stellen kommt es zu einer hohen arabischen Kultur. Sonach ergäbe sich erstens, daß auch ein ganz dunkles Volk erobern, Staatswesen gründen und Kultur schaffen kann, zweitens, daß überhaupt nicht die Menschen die Weltgeschichte machen, sondern die Gedanken. Aber für den Tieferblickenden liegen die Verhältnisse anders. Schon lange vor Mohammed bestand unter den Arabern eine Kultur, gab es Staaten, die Zeiten hoher Blüte und Machtentfaltung, eine fein ausgebildete Dichtkunst und Handelsbeziehungen bis nach China hatten. Diese altarabische Kultur steht den unsern nicht so ferne, wie man etwa vermutete. Namentlich die Dichtungen sind ganz von demselben Geist erfüllt wie die besten der nordischen Völker. Ebensowenig wie von den heutigen Griechen auf die alten dürfen wir von den heutigen Arabern, die tief dunkel sind, auf die des 6. und 7. Jahrhunderts schließen.

Arabien war immer nur wenig bevölkert. Im Innern, so weit es überhaupt bewohnbar war, folgten Nomadenschwärme den Möglichkeiten, sich zu ernähren, an den Küsten gab es Burgen und Städte und ganze Reiche. Im Süden, in der Ecke an der Straße von Aden, bestand seit etwa 800 v. Chr. das mächtige Königreich Saba, das noch unter Augustus den Römern widerstand, aber im 1. Jahrhundert n. Chr. zu verfallen begann. Damals kamen Juden ins Land und gaben ihm mehrere starke und berühmte Fürsten. Aber schon waren die Sabäer zu schwach, den Äthiopiern, die um 520 eindrangen, zu widerstehn. Aus dieser Zeit ist uns eine

Nachricht erhalten, die bezeugt, daß wir die Araber auch jenes südlichsten Gebietes durchaus nicht für dunkel halten dürfen. Der Fürst Saif ibn Dzi Jazan ging zu Chosrau Anuschirwan und bat ihn um Hilfe gegen die Fremden, indem er sich auf die Rasseverwandtschaft berief: „Ich stehe dir näher als jene, denn ich bin weiß, und du bist weiß; sie aber sind schwarz.“ Die Perser befreiten die Sabäer und betrachteten das Land als persische Provinz, ohne sich jedoch viel in seine Angelegenheiten einzumischen.

Während der Süden verfiel, offenbar, weil die wirklich Weißen schon zu gering an Zahl waren, blühte im Norden, im „steinigen Arabien“, das Reich der Nabatäer. Auch dieses Reich läßt sich bis ins 8. vorchristliche Jahrhundert zurückverfolgen. Die Nabatäer waren kriegerisch und reich durch ihre Kamel- und Schafzucht und als Vermittler des babylonisch-ägyptischen Handels, der durch ihr Gebiet ging. In hellenistischer Zeit erstreckte sich ihre Macht südwärts bis gegen Medina und nordwärts bis nach Damaskus. Unter Trajan (105 n. Chr.) wurden sie, vorher Bundesgenossen, römische Provinz. Den Römern folgten die Byzantiner. Wie sehr damals die oberen Schichten mit neuen nordischen Bestandteilen durchsetzt wurden, läßt sich im einzelnen wohl kaum feststellen. Jedenfalls sehen wir das ganze Leben im nabatäischen Gebiet aufs stärkste von Rom und Byzanz beeinflußt, wozu noch Einflüsse von Persien kommen. Persisch ist der „arabische“ Stil mit der Verwendung der bunten Fayenceplatten; selbst auf die byzantinische Kunst greift dieser Einfluß über. Beispielhaft ist hierfür das Wüstenschloß von Meschatta, dessen gewaltiger Fassadenfries im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum aufgestellt ist. Den griechisch-römischen Einfluß zeigt ein anderes Wüstenschloß, das von dem Wiener Forscher Musil entdeckte Kußair Amra. Die prachtvollen Wandmalereien darin zeigen nur nordische Typen blonden und braunen Haars, keine „Araber“. Namentlich die Freuden des Bades werden geschildert — das Badewesen wurde von den Römern übernommen und in der Folge im ganzen Morgenland heimisch —, und da sieht man

denn nicht nur die Gesichter, sondern auch die nackten, stets weißfarbigen Körper.

In dem Maße, wie lichtes Blut einfloß und zu wirken begann, scheinen die Araber im Norden selbständiger geworden zu sein. Einheimische Fürsten werden von Byzanz oder Persien zu Statthaltern oder Königen gemacht; im Jahre 610 fallen schon Araber ins Euphratgebiet ein und schlagen die Perser, ein Zeichen, daß sich die Bewegung des Islams als Eroberung schon vorbereitete, der Islam in diesem Punkte nur einem schon vorhandenen Streben Ausdruck gab.

Die Zusammenstellung der Nachrichten über den Typus der Araber zur Zeit Mohammeds verdankt man dem Wiener Arabisten Rudolf Geyer. Es seien hier nur die wichtigsten gegeben. Antara (um 600) scheidet die Edeln von dem Volke: „Wie manche Recken gibt's unter ihnen, treuer Art, adliger Rasse, weißstirnig wie die Blässe der Oryxantilope; sie sind nicht wie Leute, die ich sonst kennenlernte, schwarz von Gesichtern wie Kesselrost." Die Araber nennen sich — wie die Edomiter — „die Roten", was wohl auch bei ihnen auf das rotblonde Haar und die rote Wangenfarbe zugleich zu beziehen ist, später auf die Haut bezogen worden sein mag, als eine gewisse Rassetrübung eintrat; denn da wird die Haut unter der starken Sonnenbestrahlung des Südens oft rötlich wie die der alten Ägypter. Man sieht dies häufig genug in unsern Sonnenbädern. Gleichwohl wird die Haut, wo überhaupt, weiß genannt. Imru ul Qais (um 530), einer der ältesten arabischen Dichter, sagt von seiner Geliebten:

An ihr wie an der Perle sind Weiß und Falb gemischt.

Ein anderer Dichter, Dhu 'r Rumma, nennt Silber und Gold die Farben seiner Geliebten. Das kann in beiden Fällen nur die weiße Haut und das blonde Haar meinen. Es gab damals noch ganze blonde Stämme, wie Farazdaq (um 680) bezeugt, wo er von den „Azditen mit den blonden Bärten" spricht. Die dichterisch besonders begabten Qais ibn Talaba werden durchweg die Blauäugigen genannt. Ja,

die Stammutter der jemamischen Stämme, Jemama, hat den Beinamen Sarqa, „die Blauäugige". Schon zu des Propheten Zeit jedoch wird der Vers seines Leibdichters Hassan „Weiß von Gesichtern, edler Abkunft, hoher Nasen, alter Art" von einem andern zum Spott eines Gegners in den Vers verkehrt: „Schwarz von Gesichtern, niedrer Abkunft, niedrer Nasen, neuer Art", wonach diese „neue Art" damals schon sich vorzudrängen begann. Dafür ist eine Geschichte von Mohammed bezeichnend: „Auf dem Feldzuge nach Tabuq zogen mit Mohammed auch die Banu Dschifar, von denen ein Teil aus irgendeiner Ursache zurückblieb. Ein Angehöriger (Häuptling) dieses Stammes, namens Abu Ruhm Kultum ibn al Husain al Dschifari, erzählt darüber folgendes: Der Prophet fragte mich nach den Nachzüglern aus meinem Stamm, und ich gab Auskunft. So fragte er mich auch: Was ist's mit den roten Leuten, den Hochgewachsenen, Schütterbärtigen? Und ich berichtete über die Zurückgebliebenen. Dann fragte er weiter: Und was machen die Schwarzen, Kraushaarigen, Kurzgewachsenen? Ich antwortete: Bei Gott, ich wüßte keine so gearteten, die zu uns gehörten. Darauf er: Doch! ich meine die, die Herden in der Steppe von Schadah haben. Da dachte ich darüber nach, ob solche Leute unter den Banu Dschifar wären, konnte mich aber ihrer nicht entsinnen, bis mir plötzlich einfiel, daß das ein Clan von Aslan sein müsse, der unter uns als Schutzgenosse hauste. So sagte ich: Ja, o Bote Gottes, das ist ein Clan von Aslan, der mit uns im Schutzverbande lebt." Man sieht hieraus deutlich, wie allgemein der nordische Typus zur Zeit des Propheten unter den Arabern noch war, freilich auch, wie die „Schwarzen, Kraushaarigen, Kurzgewachsenen" schon an Bedeutung gewannen; der Prophet, der sich ja in seinem Streben nach Durchsetzung seiner Lehre jeweils auch mit sehr zweifelhaften Elementen verband, verschmähte es nicht, sich nach ihnen zu erkundigen, während der edle Araberhäuptling sich ihrer kaum erinnerte.

Mohammed selbst, der Sohn des „schönen" Abdallah, war schwarzhaarig, seine Hautfarbe „zwischen weiß und bräun-

lich". Seine Lieblingsfrau, Aischa, wird die „Rötliche" genannt. Die weiße Hautfarbe erhielt sich noch lange, die Blondheit ward selten. Mutanabbi (gestorben 965) dichtet:

> Das Weiß der Wange färbt uns schwarz der Sonne heißer Strahl;
> Färbt er das Weiß von Bart und Haar uns nicht auch schwarz einmal?

Hiernach waren die Araber der Zeit Mohammeds und der Erstzeit des Islams, wo allein sie Bedeutung haben, nichts weniger als die tiefbraunen Beduinen von heute, sondern in der Allgemeinheit wahrscheinlich dunkelhaarige, doch hellhäutige Mischlinge, aber auch noch in ganzen Stämmen und vielen Einzelnen blondbärtig und blauäugig, alle Freien zudem von edelm Gesichtsschnitt und hoher, schlanker Gestalt, die beide sich bei den edelsten Arabertypen bis heute erhalten haben, während Blondheit und Hellhäutigkeit fast ganz verschwunden sind. Diesen Rasseverhältnissen nun entspricht das Arabertum jener Zeit vollkommen. Überragende Genies sind selten, auch Mohammed war vielleicht kein solches, eher noch der Kalif Omar als Staatsmann und etliche der ersten Feldherren, aber echter Adelsinn beherrscht noch das öffentliche und häusliche Leben wenigstens bei den edeln Sippen, die Frau hat noch eine geachtete freie Stelle im Gegensatz zu der bald eintretenden Verharemung. Die Kunstübung beschränkt sich bei den südlicheren Stämmen fast ganz auf das Dichten, die Dichter aber sind höchst angesehen und haben ihre Kunst bis zur äußersten Verfeinerung gebracht. Schon zeigt sich allerdings Erstarrung zur Schablone. Auch fehlt der eigentliche Aufbau — trotz der eingehaltenen Folge bestimmter Schilderungen und Stimmungen in den umfangreicheren Gedichten, den Kassiden — und insbesondere das starke Gestalten. Eine Epik gibt es überhaupt nicht. Dichten heißt „Perlen aufreihen" (nassama).

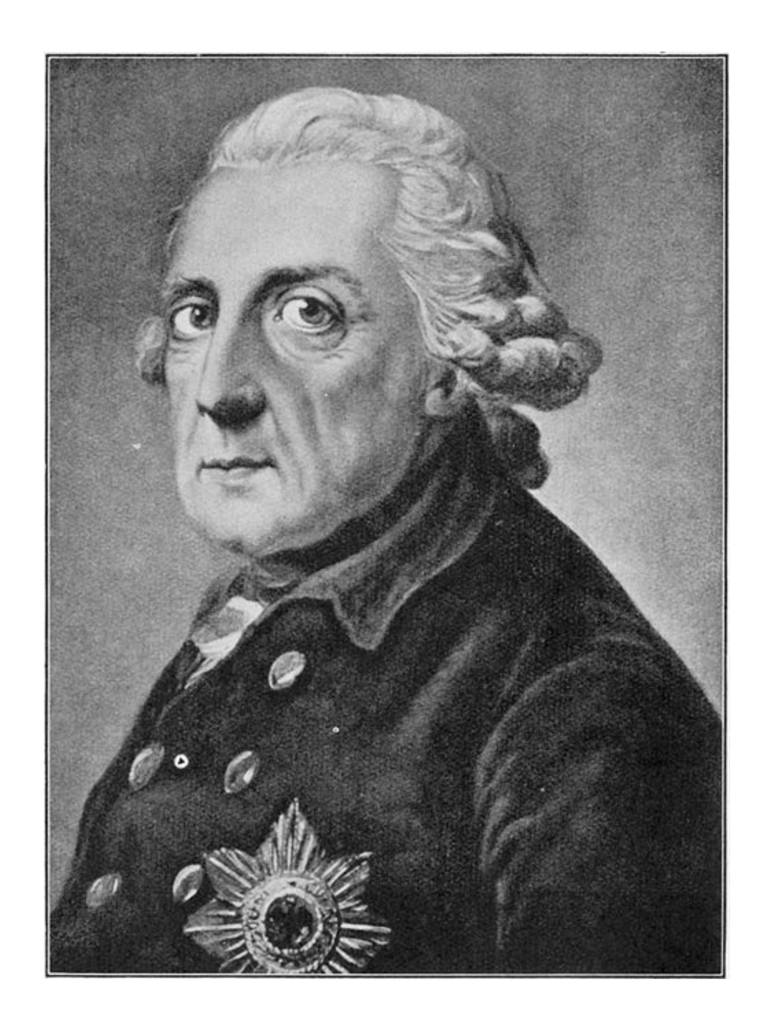
Daß die Araber von damals Mischlinge waren, wenn auch ziemlich helle, läßt sich schon daran erkennen, daß für sie eine ursprünglich rein religiöse Bewegung wie der Islam

Bedeutung gewinnen und sie zum Fanatismus entflammen konnte. Man halte dagegen die Ausbreitung des Zarathustrismus, dem noch heute der Fanatismus fehlt. Was Mohammed, selbst Mischling, bot, war nur eine Vermischung von altarabischen, christlichen und jüdischen Vorstellungen. Moses ebenso wie Jesus sind Propheten, aber der heilige Stein von Mekka wird auch übernommen. Mohammed war von seiner Mission tief durchdrungen. Er läßt Gott (Allah) zu sich sagen: Lau lâka, lau lâka, lamâ halaqtu 'l aflâka — „Wenn du nicht warst, wenn du nicht warst, nicht erschuf ich das Weltall." Die krampfartigen Zustände, die ihn überkamen und ihn allerlei zumeist gereimte Sätze über Erlebnisse jüngster Zeit oder ihn eben bewegende Gedanken hervorstoßen ließen, galten ihm als engste Verbindung mit Gott, der da aus ihm redete. Nicht wenige der älteren Suren (Abschnitte) des Korans — es sind die am Ende stehenden — sind von großem dichterischem Ausdruck. Die späteren Suren, die sich hauptsächlich mit Gegenständen des rechtlichen und sittlichen Lebens beschäftigen, auch gelegentlich Geschichten erzählen, sind breiter und sehr oft flach und langweilig. Systematik fehlte Mohammed ganz. Nur seine Persönlichkeit wirkte ungemein stark, und als er, von seiner Vaterstadt Mekka zur „Flucht" gezwungen — die Hedschra von 622 —, in Medina, wohin man ihn hierzu berief, eine geordnete Stadtverwesung einführte und zu seinen alten Anhängern neue gewann, konnte er Mekka selbst bezwingen und weiterhin ganz Arabien für seinen Glauben gewinnen. Der Islam ging in eine kriegerische Bewegung über und scharte die Wagemutigsten um sich. Vor seinem Tode sandte Mohammed Botschaften an den byzantinischen Kaiser und den persischen Schah, sie sollten den Islam annehmen. Damit war für seine Nachfolger das Ziel gegeben.

Die erste Ausbreitung des Islams ist von den Arabern aus der Umgebung Mohammeds getragen. Sie sind die Führer, die Feldherren der nun überaus rasch erfolgenden Eroberungen. Stellvertreter des Propheten, Kalif, ward der würdige, gerechte Abu Bekr, der Vater der „rötlichen"

Aischa, der aber nur zwei Jahre herrschte. Sein Ruhm ist, daß er in dem jüngeren Omar, der schon zu Mohammeds Zeit sich bewährt hatte, den Mann der Zukunft erkannte. Omar, mit reichen Gaben des Geistes und des Körpers ausgestattet, verwirklichte die Pläne Mohammeds und Abu Bekrs. Sein Heer eroberte unter glänzenden Feldherren in dem Jahrzehnt seiner Herrschaft Syrien, Mesopotamien, Persien, Ägypten und Nordafrika bis Tripolis. Im Innern begründete Omar jene Staatsordnung, die für alle muslimischen Staaten vorbildlich wurde: Absolutismus im Namen der Frömmigkeit, denn nach einem Koranworte sollte der Frömmste bei Gott am meisten geehrt sein. Daß dies sehr oft nur äußerer Schein war, ist natürlich. Omar selbst hielt sich strenge an die Vorschriften und soll sogar seinen eigenen Sohn, der in Trunkenheit betroffen wurde, zu Tode haben geißeln lassen. Er stiftete viele Moscheen und Schulen und stattete sie mit Grundbesitz aus. Die Andersgläubigen unterdrückte er, duldete sie in Arabien überhaupt nicht.

Abu Bekr hatte in Verfolg der Weise Mohammeds die Unterschiede der Geburt verwischen wollen, aber schon Omar hatte wieder die Männer von Herkunft bevorzugt und seinen Staat eigentlich auf eine deutliche Schichtung aufgebaut; in den Omajaden kamen stolze altadelige Mekkaner auf den Kalifenthron. Aber die Kraft der Araber mußte sich erschöpfen. Wohl kommen noch neue Eroberungen hinzu, so daß um 750 das Gebiet vom Indus bis an den Atlantischen Ozean in breitem Streifen islamisch ist; in Vorderasien bleibt nur Kleinasien noch byzantinisch, in Spanien nur noch die Nordwestecke gotisch, in Südfrankreich ist Septimanien bis zur Rhone erobert. Abd el Malik ibn Merwan und Weled I. sind bedeutende Herrscher, der erste als Staatsmann — er führte das Arabische als Staatssprache ein —, Weled als Beschützer der Künste und Wissenschaften. Die letzten Omajaden — sie herrschten in Damaskus — verkommen in Schwelgerei. Ihre Nachfolger werden die Abbassiden, Nachkommen eines Oheims Mohammeds, in dem blutigen Abu 'l Abbas (749). Dessen Bruder, der ebenso



Friedrich der Große
Nach dem Ölgemälde von Anton Graff (um 1786)

grausame Abu Dschaafar, bekannt unter dem Beinamen Al Manßur, der Siegreiche, gründete sich in Baghdad einen neuen Kalifensitz; die Stadt entfaltete sich zu glänzender Blüte, versank aber ebenso rasch wieder in Unbedeutendheit, als die Dynastie verfiel. Harun ar Raschid gehört ihr an, steht aber schon im Abstieg. Von allem Anfang an sind die Abbassiden gezwungen, mit den Persern zu rechnen. Chalid, der Sohn des Arztes und zarathustrischen Priesters Barmek, einer altpersischen Adelssippe aus Balch im fernen Chorassan entsprossen, hatte schon unter den zwei ersten Einfluß. Chalids Sohn Jahja war der Erzieher Haruns und ward unter ihm Wesir. Dessen Söhne hatten die höchsten Ämter inne, und einer davon, Dschaafar, war der erklärte Liebling des Kalifen, als was er noch im Märchen erscheint. Aber im Alter stürzte Harun die Barmekiden und ließ Dschaafar hinrichten. Tatsächlich waren sie die eigentlichen Herrscher gewesen. In Mamun, dem Sohne Haruns, bestieg ein Halbperser den Thron, und dieser Mamun zeigt sich sofort von neuem, nordischerem Geiste beseelt. Er stellte sich auf die Seite der freieren Richtung in der islamischen Theologie, erhob deren dogmatische Fassung zur Staatsreligion, förderte Künste und Wissenschaften. Unter ihm wurde jene Wissenschaft begründet, die, weil sie sich des Arabischen als der Sprache des Korans bedient, als arabische gilt, obwohl kaum irgendein Araber sich daran beteiligt hat. Unter den späteren Abbassiden — auf Mamun folgte sein Bruder von einer andern Mutter und diesem dessen Sprossen — sind die türkischen Mamelucken, die ihre Leibwache bilden, die Herren des Landes und des Kalifenthrones; überall entstehn selbständige Kalifate und Sultanate zumeist nichtarabischer Dynastien. Das Kalifat von Baghdad ist zuletzt nur noch eine geistliche Würde.

Arabisch ist an der islamischen Kultur nur die Eroberung und die Staatengründung der ersten Zeit. Späterhin ist der Islam nur eine religiöse oder religiös-politische Bewegung wie etwa der Katholizismus, hat wie dieser die Kraft, die besten und stärksten Begabungen seiner Richtung an sich zu

ziehen, und gibt ihnen dadurch, daß er ihnen eine unbedingt gefügige Masse zur Verfügung stellt, eine ungemeine Wirkungsmöglichkeit. Da jedoch alle diese Persönlichkeiten und Dynastien sich der arabischen Sprache bedienen, wird der Schein der Einheit auch des Volkstums erweckt. Der Rückschluß von der Sprache hierauf wäre genau so verfehlt, wie wenn man alle abendländischen Völker, die sich des Lateinischen als Staats- oder Wissenschaftsprache bedienen, weil es Sprache der Kirche ist, für Römer halten wollte. Die Namen besagen dort ebensowenig wie hier. Bei jeder Persönlichkeit ist immer erst die Herkunft festzustellen. Tut man das, so ergibt sich, daß um 1000 die Kraft der Araber schon völlig erschöpft war.

In Ägypten, dessen Sprache das Arabische bis heute blieb, herrschte schon seit 868 der Sohn eines türkischen Sklaven aus Buchara, Achmed ibn Tulun, aber seine Dynastie, die Tuluniden, endete bereits 905. Dreißig Jahre später bemächtigte sich wieder ein Türke, Mohammed el Ichschid aus Fergana, des Thrones und eroberte Syrien und Mekka; die Ichschiden herrschten bis 969, dann folgten für ein Jahrhundert die angeblichen Nachkommen Alis und Fatimas, der Tochter Mohammeds, die Fatimiden, als Kalifen, das will sagen, mit dem Anspruch auf diese Würde im Gegensatz zu den Abbassiden von Baghdad, darauf in den Ejubiden eine kurdische Dynastie und 1250 eine mameluckische. Die ägyptischen Mamelucken waren eine Leibwache aus gekauften Sklaven aller möglichen Herkunft. Zwei bedeutende Herrscher dieser Dynastie werden uns beschrieben: Naßir (gestorben 1341) als blondbärtig und von mattblauen Augen und Faradsch ibn Barquq als blondbärtig. Araber waren sie wohl nicht, wenngleich der Chronist vermerkt, sie hätten „arabische Gesichter“ gehabt; das mag sich auf den edeln Gesichtsschnitt und die großen Nasen beziehen. In ganz Nordafrika erhielt sich ebenfalls das Arabische als Hauptsprache, aber welche von den Herrschern, die sich schon bald nach Ägypten selbständig machen, wirkliche Araber, nicht nur vorgebliche sind, wird sich kaum feststellen lassen. Daß die

„edeln" Mauren als Vandalennachkommen gelten müssen, wurde schon im Abschnitte über die Germanen ausgeführt. In Syrien bildeten die arabischen Hamdaniden 987 ein selbständiges Reich, wurden aber von den türkischen Ichschiden bedrängt und verdrängt. Zur Zeit der Kreuzfahrer war ein Teil davon in der Gewalt der persischen Sekte der Assassinen, die sich den Moslem ebenso furchtbar machten wie den Franken und wegen ihrer blutigen Taten im Französischen noch heute als assassins (Mörder) fortleben. Trotz der arabischen Sprache ist wie in Nordafrika so auch in Syrien kaum etwas arabisches Blut in den dortigen Bewegungen rege. Dagegen kann man in Palästina eher von „Arabern" sprechen. Dorthin kamen zweifellos viele Beduinenstämme, jedoch ebenso entnordischt wie die übrigen Araber. Die immer fortschreitende Besiedelung des Landes mit Juden, die der Zionismus dahin führt, erfüllt sie jetzt mit Ingrimm, der aber vielleicht doch nicht stark genug sein wird, der bereits erkannten Gefahr zu begegnen.

Seit dem 13. Jahrhundert sind die **Türken**, die sich nach ihrem großen Führer Osman, dem Gründer ihres selbständigen Reiches, Osmanen nennen, die Vorkämpfer des Islams. Sie trugen ihn bis nach Ungarn, ja bis vor Wien. Erst seit dem Ende des 17. Jahrhunderts sind die Türken auf die Balkanhalbinsel beschränkt und weichen da immer mehr zurück. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts begründeten Uruk Barbarossa und Chaireddin Barbarossa die Osmanenherrschaft in Algier und Tunis; diese beiden „Rotbärte" waren aber nicht Türken, sondern Söhne eines zum Islam übergetretenen Töpfers in Mitylene, wahrscheinlich Germanensprossen. Sonst aber gibt es unter den Türken, die wohl in der Hauptsache braunhäutige, großgewachsene, großnasige Mischlinge sind, auch Blondhaarige und Blauäugige, die Rückschläge zu ältesten Ariern aus der Heimat Turkestan oder zu neuer aufgenommenen Nordlingen sein können. Namentlich viel Albaner gelten als Türken. Blond und blauäugig ist Mustafa Kemal Pascha, aus Mazedonien gebürtig, der Begründer und Beherrscher der türkischen Republik in Angora.

In der Kunst und Wissenschaft sind als Araber nach Mohammed nur ganz wenige Namen zu nennen, etwa der Dichter Mutanabbi, der sich selbst zeitweilig für einen Propheten ausgab — daher sein Name, der „Prophetling“ bedeutet —, dann möglicherweise Hariri (gestorben 1122), dessen Makamen Rückert so glänzend übersetzte — Hariri stammt aus Basra im südlichsten Mesopotamien, wo es Araberstämme gab —, ferner die Biographen Mohammeds Ibn Ischak und Ibn Hischam, der Rechtsgelehrte Malik ibn Anas und vielleicht der große Reisende Masudi aus Baghdad.

Die größten „Araber“ sind Perser. Selbst in der Dichtkunst steht ein Abu Nuwas aus Ahwas (um 800) als Lyriker allen Zeitgenossen voran. Abu 'l Fadhl Achmed aus Hamadan (um 1000) begründete die Makame, die dann Hariri weiterführt; wegen seiner Sprachbeherrschung erhielt er den Ehrennamen Badî az Zaman, „Weltwunder“. Sogar die arabische Grammatik schuf ein Perser, Sibuje, der sich arabisch Sibawaih ausspricht (um 780). Der Perser Rozbih, arabisch Ibn al Mukaffa genannt, übersetzte die indischen Fabeln von Kalila und Dimna in einer bewunderten Weise, so daß sie noch heute als Muster gelten. Der berühmteste Geschichtsschreiber in arabischer Sprache ist Tabari, die islamische Rechtswissenschaft und eine bedeutende Rechtsschule begründete Abu Hanifa. Auch in Europa kennt man seit dem Mittelalter Rhazes (Razi, um 900), den man das größte medizinische Genie des Mittelalters genannt hat, den Arzt und Philosophen Avicenna (Ibn Sina, um 1000). Die „arabischen“ Zahlen, die eigentlich indische sind, verdanken wir der Vermittlung durch Persien. Als Mathematiker war Mohammed ibn Korra (um 900) berühmt, als Astronom Omar al Chajjam (um 1120), den man noch mehr wegen seiner persischen Vierzeiler kennt, der Rubajjat — auch Avicenna dichtete solche in seiner Muttersprache —, Tusi behandelte als erster die Trigonometrie selbständig. Diese alle waren Perser.

Griechen waren die Sprachgelehrten Othman ibn Dschinni

(um 1000) und Ibn Raschik (um 1060) und der Geograph Jakut (um 1220), „Mauren“ Avenpace (ibn Badschdscha, gestorben 1138) und Averrhoes (ibn Ruschd, gestorben 1198), die das Abendland als Philosophen schätzte, und die Ärztefamilie Avenzohar (Ibn Zuhr, 12. Jahrhundert). Die maurische Dichtung führt einen ganz neuen Geist in die arabische Literatur ein; sie beruht ganz und gar auf dem germanischen Blute ihrer Schöpfer. Goten waren der Sprachgelehrte und Geschichtsschreiber Ibn Kutija („Gotensohn“, gestorben 977) und der Lyriker Ibn Kozman („Sohn Guzmans“, gestorben 1160).

Ebensowenig wie von einer arabischen Wissenschaft und in späterer Zeit von einer arabischen Dichtkunst kann man von einer arabischen Baukunst sprechen. Da ist alles den andern damaligen Völkern entlehnt und nur deshalb einheitlich gestaltet, weil die Muslimen von Indien bis Gibraltar ständig in einem gewissen religiösen Zusammenhang blieben und darum die Einflüsse ungehemmt hin und her gehn konnten, wie dies ähnlich auch im Katholizismus der Fall war. Wie sehr eine Religion ihre Kultbauten, die weiterhin den Stil bestimmen, vereinheitlicht, sieht man am besten an den russischen Kirchen, die überall ganz gleich gebaut sind. So weit vereinheitlichte weder der Katholizismus noch der Islam. In den besten Zeiten muß allenthalben, wo gewaltige Moscheen und Lustschlösser entstehn, noch viel lichtes Blut dagewesen sein; in dem Maß, wie dieses verschwindet, hört das Bauen auf und sinken die prachtvollen Werke der Vergangenheit in Trümmer.

Die Wiedergeburt

Schon Gibbon schrieb, wie erwähnt, die „Renaissance" in Italien den „wilden Riesen aus dem Norden" zu, die die zu einem Geschlecht von Zwergen gewordenen späten Römer „verbessert" hätten; „diese stellten den männlichen Geist der Freiheit wieder her, und nach dem Umlauf von zehn Jahrhunderten wurde die Freiheit die glückliche Mutter des Geschmacks und der Wissenschaften". Diese Erkenntnis von 1774 entschwand der Gelehrtenwelt wieder, und höchstens als einen Beisatz betrachtete man das germanische Blut. Immerhin haben zu Anfang des 19. Jahrhunderts verschiedene deutsche Gelehrte aufgezeigt, daß Italien eine Zeitspanne lang germanisch gewesen sei und germanische Einrichtungen sich noch lange erhalten hätten. Dagegen wendete sich Giacomo Leopardi, selbst einem germanischen Grafenhause entsprossen, in der spöttischen Strophe:

> Einer von jenen deutschen Antiquaren,
> Die dartun, daß einst Sprache und Idiom
> Der Deutschen und der Griechen Brüder waren,
> Ja, sogar eins anfänglich, und daß Rom
> German'sche Stadt war, wies mit vielen klaren
> Gründen und einem trefflichen Diplom
> Jetzt nach, daß manche Jährchen schon verrollten,
> Da in Italien salisch Recht gegolten.

Die Italiener wollten Römer sein. Viele Geschlechter zwar behielten es wohl im Gedächtnis, daß sie von Germanen abstammten, andere aber gaben sich Ahnen aus der Kaiserzeit, ja aus der Zeit der Republik. Schon Dante nannte Florenz die „schönste und berühmteste Tochter Roms" und hielt auch seine eigene rein germanische Familie für eine römischem Blut entsprossene. Daß man in der Öffentlichkeit sich zur germanischen Herkunft bekannte, war Ausnahme. Der Novellist Bandello tat es, und der Geschichtler Bacchini nannte die Langobarden „das edelste Blut Italiens und die Erzeugerin seiner glänzendsten Taten". Im 18. Jahr-

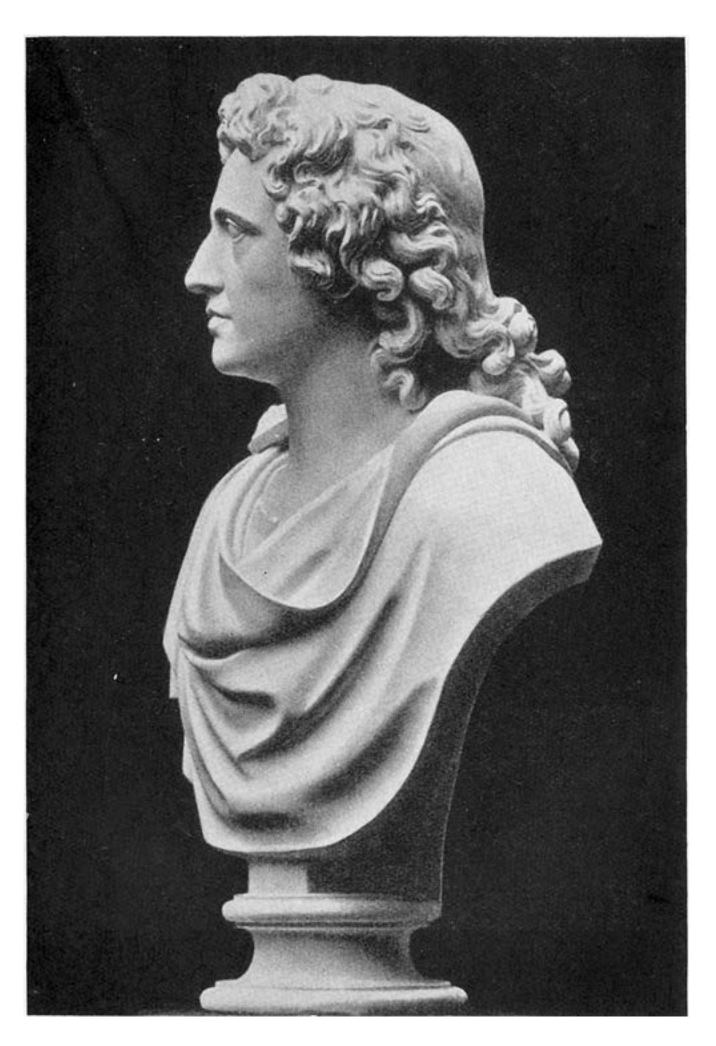
hundert erkannten Denina und Muratori die Bedeutung der Germanen für Italien, im 19. Jahrhundert wurde der Stolz auf die römische Herkunft, auf die „lateinische Rasse“, wie man neuerdings sagt, immer größer; ein Gabriele d'Annunzio, der mehrfach seine Blondheit hervorhebt — „quel biondo pargolo“ in der Ode an seine Amme — „rühmt sich“ in dem Roman „Feuer“, d'essere un latino. (Irrig wurde er in völkischen Kreisen als Jude angesehen.) Ein Carducci, Mischling mit australoidem Einschlag, ist aber doch ehrlich genug, bei Dante zuzugeben, daß „eine neue Rasse, die germanische“, in ihm beigewirkt habe.

Dem steht die Rede gegenüber, die Bischof Liutprand von Cremona, Gesandter Kaiser Ottos II., vor Kaiser Nikephoros Phokas 968 hielt, als dieser ihm sagte, sie seien gar keine Römer, sondern Langobarden: „Wir aber, wir Langobarden, Sachsen, Franken, Lothringer, Bayern, Schwaben und Burgunder verachten diese Römer so sehr, daß wir für unsere Feinde, wenn wir recht zornig sind, kein anderes Scheltwort haben als: Römer! Denn mit diesem einzigen Namen, nämlich dem der Römer, bezeichnen wir alles, was es an Niedertracht, Feigheit, Geiz, Lüsternheit, Lügenhaftigkeit, ja an Lastern nur gibt.“ Man vergißt immer wieder, nicht nur, daß Italien seit Odoaker (476) unter Germanenherrschaft stand, wobei die Germanen überall, wo sie hinkamen, bis zu zwei Dritteln des Bodens in Besitz nahmen, sondern auch, daß die vielen Kaiserzüge viele neue Germanen den alten zuführten. Noch in später Zeit entstanden ganze Siedelungen; einer solchen in Nola entstammte Giordano Bruno. Alle diese Germanen gingen durchaus nicht unter, sie hatten vielmehr Gelegenheit, sich sehr stark zu vermehren; denn die Verhältnisse waren günstig, allenthalben begann der Aufschwung, und man brauchte Kräfte, deren noch längst nicht genug da waren. Nur das erklärt, daß ein so völlig entnordischtes Gebiet im frühen Mittelalter bis nach Sizilien blonde Herren in solcher Zahl hat, daß sie alsbald einander zu befehden beginnen. Alles dies erstmalig klargestellt zu haben, ist das Verdienst Ludwig Woltmanns.

Sein heute vergriffenes Buch „Die Germanen und die Renaissance in Italien“, 1905 erschienen, faßt alle Nachrichten über die Germanen in Italien und über die Herkunft der größten italienischen Genies zusammen und zeigt an diesem wertvollsten Beispiel, was das blonde Blut für ein Volk bedeutet. Seine Stoffsammlung ist noch erheblich vermehrt in Otto Hausers „Genie und Rasse“, Band 2: Italien.

Die Wiedergeburt umfaßt nicht nur Italien, sondern auch Gallien und Spanien, nur erscheint dort der Einschnitt zwischen der römischen Kultur und der neuen germanischen nicht so tief und breit, weil diese Provinz nur erst von den späten Römern mit einem Netz von Kolonien überzogen worden war. Da ist es mehr ein erstmaliges Erblühen. Aber man denke daran, daß die Kaiser Trajan und Theodosius aus Spanien kamen und dorther auch Seneca und Lukan. Diese Namen allein bezeugen einen Hochstand der Kultur auch für Spanien, das doch schon seit 261 v. Chr. römische Provinz war. In Gallien hinwieder war das griechische Massalia ein Mittelpunkt für Handel und Kunst und Wissenschaft. Selbst noch das römische Gallien, obwohl erst zur Zeit des beginnenden Niederganges erobert, gelangte zu reicher Blüte. Es ist da gleichgültig, ob die gallischen Römer Römer oder Gallier waren; schon Claudius hatte den Adeligen das Bürgerrecht erteilt, Galba und Otho allen Galliern, und darunter mögen auch schon länger ansässige Germanen gewesen sein. Jedenfalls erhält sich bis ins 5. Jahrhundert die römische Herrschaft in Gallien und dazu ein reges geistiges Leben, so daß gerade die Gallier die Reinheit des ciceronischen Stils vertreten und die letzten lateinischen Schriftsteller Gallier sind. Seit dem 3. Jahrhundert trat auch in Gallien der Niedergang ein, dem erst wieder unter den Germanen der Aufstieg folgt. Über Frankreich und die Iberische Halbinsel unterrichten Woltmanns „Germanen in Frankreich“, Jena, Eugen Diederichs, 1907.

Nicht nur in Italien, wo mit dem Aussterben der echten Römer die Entnordischung schon frühe begann und in der ersten Kaiserzeit außerordentlich rasch fortschritt, auch in Gal-



Johann Wolfgang von Goethe

Marmorbüste von Alexander Trippel (um 1789)

lien, dessen Kelten doch ursprünglich ein Blondvolk gewesen waren, ist im ersten nachchristlichen Jahrhundert der rein nordische Typus selten geworden. Zeugnis dafür ist die Nachricht Suetons über Gaius Caligula, der einen Triumph über die Chatten vortäuschen wollte, während sein Feldzug gegen sie (39) erfolglos verlaufen war. „Außer den gefangenen oder übergelaufenen Barbaren (Germanen) suchte er aus Gallien die größten Leute, über die, wie er sagte, es sich verlohnte zu triumphieren, und einige von den Fürsten als Schaustücke für den Triumphzug aus und zwang sie, nicht allein ihr Haar lang wachsen zu lassen und es rötlich zu färben, sondern auch die deutsche Sprache zu lernen und barbarische Namen zu führen.“ Woltmann bemerkt hierzu: Daß Caligula die „größten“ Gallier zusammensuchen mußte, die es mit den Germanen an Leibeslänge aufnehmen konnten, bestätige auch die an den Gerippen der damaligen Gallier festgestellte überwiegend geringe Körperhöhe, und daß selbst jene größten, die nach den Regeln der Wechselbeziehung der Körpermerkmale noch am ehesten hellfarbig gewesen sein sollten, ihre dunklen Haare blond färben mußten und dies sogar den Fürsten befohlen wurde, lasse deutlich erkennen, daß zu jener Zeit selbst die gallische Herrenrasse stark entnordischt gewesen sei. Das sei nicht zu verwundern, da Plutarch berichte, Cäsar habe während acht Jahre über achthundert Städte bezwungen, dreihundert Stämme unterjocht und drei Millionen Krieger besiegt, von denen eine Million auf dem Schlachtfelde umkam, eine zu Sklaven gemacht wurde. Übrigens sagt schon Strabo, vierzig Jahre vor Caligula, die Gallier seien nicht so groß und nicht so blond wie die Germanen. Der Untergang der Blonden vollzog sich zweifellos auch in Gallien sehr rasch. In Spanien bildeten sie überhaupt nur eine dünne Oberschichte. Immerhin sind noch Trajan und Theodosius, die den dortigen Römern entstammen, blond, wenn auch Theodosius nicht mehr so hell von Hautfarbe.

So sind die Germanen tatsächlich eine neue nordische Welle, die über diese drei Gebiete kommt, und was fortan

dort die Merkmale der nordischen Rasse an sich trägt, muß in erster Linie als ihr Sproß, als Rückschlag zu ihnen betrachtet werden. Dies ist um so sicherer, wenn die betreffenden Persönlichkeiten dem von den Germanen gebildeten Adel angehören und, was allerdings nur bis etwa 1000 gilt, germanische Namen tragen; später nahmen auch die Unterworfenen solche an, wie denn heute der schwärzeste napolitanische Lazzarone Ruggiero Gherardi (Rüdiger Gerhards) heißen kann. Die Möglichkeit, daß in Norditalien und Gallien ein Blondling auch Rückschlag zu echt keltischen Vorfahren ist, im ganzen Gebiete zu echt römischen, ist natürlich nicht ausgeschlossen, die Wahrscheinlichkeit oder der Hundertsatz jedenfalls sehr gering.

Eine Vermischung der Germanen mit der solcherweise entnordischten Vorbevölkerung fand nur in seltenen Fällen statt. Nicht nur Liutprands Worte bezeugen die Verachtung, die den Germanen von dem „Römer" trennte, auch anderes bezeugt es. So war auf dem Sklavenmarkt ein kriegsgefangener Römer nicht viel mehr als halb soviel wert wie der kriegsgefangene Germane (12 gegen 20). Selbst mit den nicht zu Hörigen herabgedrückten Römern, unter denen zudem viele verrömte Germanen waren, kam es anfangs nur selten zu Mischehen, da bis ins 7. Jahrhundert hinein die meisten Germanen Arianer, die Römer aber Päpstler waren. Erst seitdem bayrische Herzöge auf dem Thron der Langobarden saßen, wurde der Katholizismus begünstigt und machte rasche Fortschritte. Durch Nebenfrauen oder Kebsen mag immerhin etwas fremdes Blut eingeflossen sein. Das gab insbesondere den ersten Nachkommen das Unausgeglichene, das man hin und wieder an einzelnen Persönlichkeiten bemerkt. Ein Ezzelin von Romano, in seiner Wildheit, Grausamkeit bei hohen Gaben und unwankbarer Treue für sein hohenstaufisches Kaiserhaus gerade typisch hierfür (er starb 1259), wird von Dante schwarzhaarig genannt. Aber die Germanen, die nach Italien kamen, waren jedenfalls Auslese und darum von dunklem Einschlag weit freier als die Daheimgebliebenen. Nur das erklärt, warum die Italiener der frühen

Renaissance um so viel blonder und schöner von Zügen sind als die gleichzeitigen Deutschen. Man braucht nur eine größere Zahl von italienischen und deutschen Altarbildern der Frühzeit einander gegenüberzustellen. Und es scheint sich gerade von etwa 1200 an in Italien eine ganz deutliche Entmischung vollzogen zu haben, so daß von da an Menschen von recht gut nordischem Typus ungemein häufig waren und sehr oft eine so reine blonde Schönheit erreicht wurde, wie die Griechen sie darstellten.

Damit beginnt die Wiedergeburt, das Rinascimento. Die übliche Meinung war, die Antike sei wiedergeboren worden, weil man jetzt allerlei griechische Gelehrte und Künstler aus dem vom Islam bedrängten Byzanz herüberzog, sich mit den klassischen Schriftstellern beschäftigte und sehr bald auch schon antike Bildwerke ans Licht zog. Dies jedoch konnte man schon Jahrhunderte früher tun, und im Grunde brauchte die antike Kultur überhaupt nicht abzureißen. Nein, jetzt erst waren Menschen da, die für sie Sinn hatten, denen es Freude war, ihre Schöpfungen wieder zu entdecken, und die sie für sich lebendig machen konnten. Die byzantinischen Gelehrten vermittelten nur die Kenntnis des Griechischen, die griechischen Maler nur die ihrer Fertigkeit; der Geist der italienischen Dichtkunst und Malerei war ein ganz anderer, war volles, frisches Leben, während jene nur Überlieferung mitgebracht hatten. So ist die Wiedergeburt keine stoffliche, sondern eine blutliche: die Germanen der italienischen Frührenaissance standen rassisch den blonden Griechen — die Römer waren in der Kunst nur Nachahmer, nur Übermittler der Griechen — so nahe, daß sie in wohl erkanntem Brudertum sich an sie anschlossen. Aber das geschah in voller Freiheit, wie bei einem guten Schüler, der seinem Lehrer nacheifert mit dem Wunsche, selbständig zu werden. Ein Dante, der mit der lateinischen Literatur sehr gut vertraut war, nimmt Vergil zum Führer, aber seine vergöttlichte „Komödie“ ist der „Aeneis“ gegenüber etwas ganz Neues, ganz Eigenes. So auch vermag Petrarca lateinische Hexameter zu schreiben zu Trotz einem alten Römer, aber seine Sonette atmen einen

völlig verschiedenen Geist. Der engere Anschluß an die Antike ist natürlich möglich, und namentlich in der Bildhauerei kommt es vielfach dazu. Aber auch da findet man nur selten bloße Nachahmung, bei den Großen wie Donatello überhaupt nicht. Der engere Anschluß ergab sich hier aus dem Stoff — Stein oder Bronze — und aus dem Werkzeug. Es wäre Unfreiheit gewesen, wenn man sich der Errungenschaften der Antike begeben hätte, nur um anders zu sein. Als man dann tatsächlich nachzuahmen begann, war schon wieder ein rassischer Rückschlag eingetreten.

Die erste Zeit der Germanen in Italien war ausgefüllt durch die Niederlassung, Kämpfe mit der Umwelt, Kämpfe unter sich. Eine unrastige Zeit, die Muße zu Kulturwerken nicht aufkommen ließ, alle Kräfte für ihre staatlichen und wirtschaftlichen Bestrebungen beanspruchte und darin verbrauchte. Gleichwohl stammen aus dieser Zeit großartige Bauwerke, wie das Grab Theoderichs in Ravenna, das nicht nur in seiner Kunst, sondern auch durch die dabei angewendeten technischen Hilfsmittel bewundernswert ist — es ist ein Rätsel, wie man den ungeheuren Deckenstein zu dieser Höhe heben konnte —, und der „romanische" Baustil als solcher hat ja in ihr seinen Ursprung. Einflüsse von Rom und Byzanz, schon durch die Kirche bedingt, der die größten Bauten dienten, halten noch vor, aber immer selbständiger wird die Romanik und erreicht ihre Vollendung in den rein germanischen Gebieten der Lombardei, der Normandie und in Deutschland. Daß die Germanen allenthalben Dichtungen in ihrer eigenen Sprache hatten, ist anzunehmen, aber bis auf die Sagen, die einzelne Geschichtsschreiber überliefern und die zweifellos auf alte Gesänge zurückgehn, und die Nachricht, Karl der Große habe die deutschen Heldenlieder sammeln lassen — sein Sohn, der „fromme" Ludwig, ließ sie wieder verbrennen —, haben wir davon nichts erhalten, von der lateinischen Dichtung hingegen, worin sich die Germanen schon früh versuchten, gar manches. Einige spätlateinische Dichter waren Germanen, so Flavius Merobaudes (um 420), aus Spanien gebürtig, aber zu Bedeutung gelangt

die Dichtung der Germanen in den „romanischen" Ländern erst, als sie zur Volkssprache übergeht. Denn nur in der Muttersprache vermag man sein Innerstes rein auszusagen. Für die Wissenschaft ist die Sprache nicht so entscheidend, wenn auch namentlich die Geschichtsschreibung, die dem Epos so nahe steht, durch die fremde Sprache leicht eine fremde Färbung in die Darstellung bringt. Paul Warnefrieds „Geschichte der Langobarden" wäre wohl doppelt so wertvoll, wenn sie deutsch geschrieben wäre, und ebenso Einhards „Leben Karls des Großen". Nur den einen Vorteil hatte das Lateinische auch hier, daß seine Werke sofort auch in anderen Gauen verständlich waren. Im Vordergrund standen Rechtswissenschaft und Theologie. Die älteren Sammlungen von Gesetzen, vor allem die der Westgoten in Spanien und die der Langobarden, zeigen trotz der fremden Sprache noch ganz den urtümlichen Geist; erst seitdem Irnerius oder Wernerius (um 1100) die berühmte Rechtsschule in Bologna und da das Studium des römischen Rechtes begründet, überwuchert dessen Geist. (Beiläufig: mit den echten Römern hat das römische Recht nichts zu tun. Es entstammt gar nicht Rom, sondern Ostrom-Byzanz und der Zeit von Konstantin bis Justinian.) In der Theologie genügen die Namen Elipands von Toledo und des Langobarden Agobard, seines Bestreiters, im 8. Jahrhundret, Anselms, des späteren Bischofs von Canterbury, im 11. Jahrhundert, und Thomas' von Aquin im 13. Jahrhundert. Thomas, einem süditalienischen Langobardengeschlechte entsprossen, Sohn einer normannischen Fürstin, Enkel der Schwester Friedrich Rotbarts, erhielt schon 1567 von der Kirche den Ehrentitel Doctor ecclesiae und ist seit 1879 der eigentliche Kirchenlehrer des Katholizismus. Dante nahm seine Theologie zur Grundlage für „Segefeuer" und „Paradies".

Die Dichtkunst in der Volkssprache erblühte am frühesten in der gotischen Provence. Schon um 1100 finden wir da eine hoch entwickelte, bisweilen bereits zum Künstlichen neigende Form, die für die ganze europäische Lyrik vorbildlich wurde. In neuerer Zeit möchte man Reim und Strophenbau

gern auf die Araber zurückführen, doch nicht die echten arabischen Dichtungen, nur die der Mauren in Spanien können zum Vergleich herangezogen werden, und die sind eben nicht von Arabern, sondern von Germanen, Vandalen und Goten, geschaffen, wohl in arabischer Sprache, aber aus einem ganz anderen Geiste heraus, so daß der Unterschied zwischen der maurischen Lyrik und der arabischen genau so groß ist wie der zwischen der provenzalischen und der arabischen. Die Araber verwenden zwar den Reim, wie die lateinischen Kirchenlieder und ebenso die Chinesen — er kommt auch bei den späteren Griechen zerstreut vor, ja vereinzelt schon bei Euripides —, aber sie binden das ganze Gedicht, ob auch Hunderte von Zeilen umfassend, nur durch einen einzigen Reim, und Strophengliederung gibt es bei ihnen überhaupt nicht, sondern nur Distichen (Beit, „Haus" genannt), die endlos aneinandergereiht werden können (vgl. das „Perlenaufreihen" S. 14). Im Gegensatz hierzu ist die provenzalische Lyrik von Anfang an strophisch und verwendet mehrere Reime, obwohl es im Provenzalischen leicht ist, auch hundert Zeilen durch einen einzigen Reim zu binden. Ähnlich ist bei Arabern und Provenzalen nur die Ritterlichkeit im Kampfe mit Feinden und den Frauen gegenüber. Gerade der Frauendienst aber war unter den Araber längst erloschen und im Leben der Verharemung der Frau, in der Dichtung dem Besingen hübscher Jungen gewichen, als die provenzalische Sprache und ihr Schrifttum zu entstehn begannen. Zum mindesten zwei Jahrhunderte liegen dazwischen. Die Provenzalen, zumeist Adelige, auch Fürsten darunter, verherrlichen das rein nordische Schönheitsbild: das Haar muß blon sein, die Haut blanc, die Augen vair (hell). So sind alle die besungenen Damen, und so erscheinen in den Handschriften die Troubadours selbst.

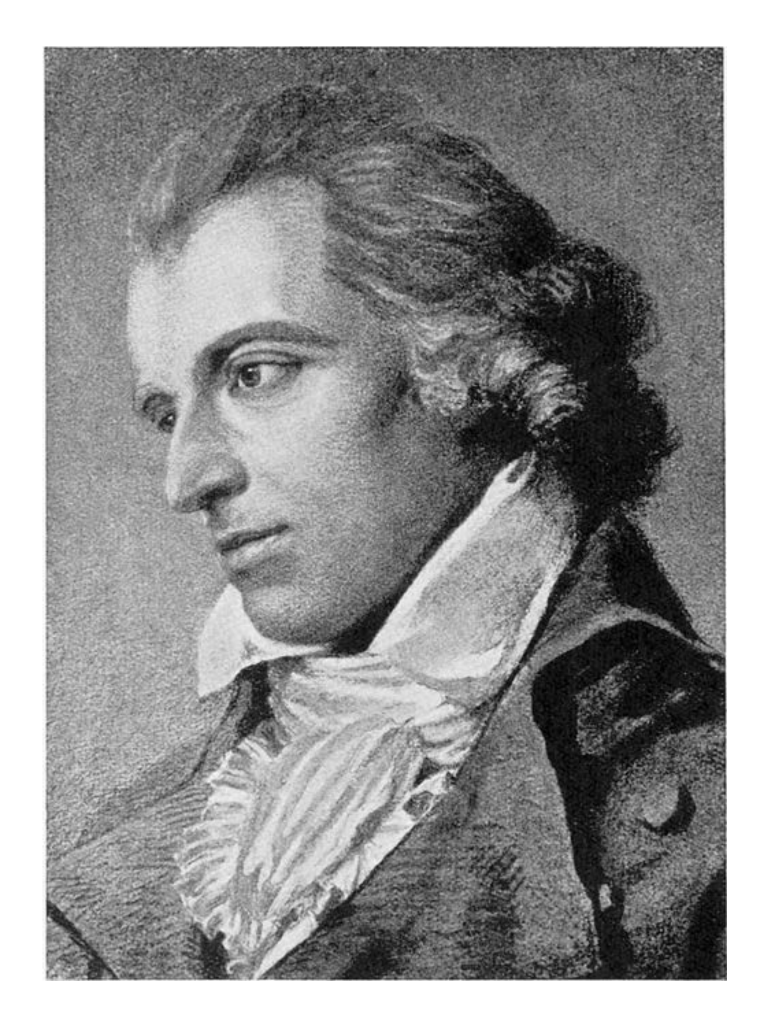
In der Provence auch entstand zu dieser Zeit die erste größere protestantische Bewegung, die der Albigenser. Die Troubadours, nicht nur schmachtende Minnesänger, wie man zumeist meint, sondern auch höchst streitbare Ritter und scharfe Bekämpfer der entarteten Kirche, zeigen den freien

Geist in den oberen Schichten, die unteren wurden ergriffen durch einen Peter de Bruys, der (um 1110) geradezu die Zerstörung der Kirchen forderte, weil Gott in der Schenke oder im Stalle angerufen so gut wie am Altar höre, durch einen Petrus Waldus, der um 1160 auftrat und ganz wie später Luther das allgemeine Priestertum vertrat und dem Volke die Heilige Schrift in seine Sprache übersetzen ließ. Die Ermordung des päpstlichen Legaten Peter de Castelnau (1208) gab den erwünschten Anlaß, den Kreuzzug wider die Albigenser zu predigen. Sie wurden ausgerottet und damit das Germanentum und die Kultur in der Provence. Nach 1230 gibt es keinen bedeutenden Troubadour mehr hier, die letzten flüchteten nach der Lombardei, und dort blüht ihre Kunst noch ein halbes Jahrhundert weiter. Dante kannte sie; er begegnet Arnaut Daniel im „Fegefeuer" und läßt ihn einige provenzalische Verse sprechen. Erst um 1850 wurde das Schrifttum in provenzalischer Sprache wiederbelebt. Sein bedeutendster Dichter, Frederi Mistral, der die berühmte Idylle „Mireio" schuf, war wieder blond und blauäugig; das Museum in Arles bewahrt eine Locke von ihm.

Bald nach der Provence begann auf Sizilien die Dichtung in der Volkssprache. Pier delle Vigne, der Kanzler Friedrichs II., und Giacomo da Lentino dichten dort um 1240 die ersten italienischen Sonette. Zwanzig Jahre später sind Florenz und Bologna Mittelpunkte von Dichtern im dolce stil nuovo, und 1265 wird in Florenz aus adeligem Geschlechte Dante Alighieri geboren, der größte Dichter der Germanen, dessen „Komödie", ein Wunderwerk an Aufbau, Gestaltkraft, Kunst bis ins Einzelste, Gedankenfülle, Weltschau und Gemüt, mit Recht „göttlich" genannt wurde. Seiner Bedeutung voll bewußt, reiht sich Dante als sechster den fünf größten Dichtern des Altertums an, unter denen Homer der „oberste Poet" ist. Dante ist daneben der eigentliche Schöpfer der ganz innerlichen, ganz persönlichen Lyrik und zugleich der feinen psychologischen Novelle („Das neue Leben"), dazu noch in lateinischer Sprache ein bedeutender Staatsgelehrter (De monarchia); als Verbannter ging er

wiederholt in Diensten der Fürsten, die ihm Asyl boten, an andere Höfe. Es ist zu beachten, daß in ihm die staatsmännische Begabung neben der dichterischen bestand, was man ähnlich bei Milton und noch mehreren rein nordischen Künstlergenies findet. Boccaccio, siebzig Jahre, nachdem Dante Florenz hatte verlassen müssen, als Erklärer der „Göttlichen Komödie“ dahin berufen, fabelt, Dante sei schwarzbärtig und dunkel gewesen. Da hat die Höllenwanderung nachträglich auf ihn abgefärbt. Dante selbst nennt sich flavus (blond), spricht öfters von seinem Erröten und wird von Giotto und Orcagna mit hellen Augen und lichter Hautfarbe dargestellt; seine Züge waren rein nordisch, sein Schädel, den man in den 1860 er Jahren ausgrub, länglich, Bart trug er überhaupt nicht. Die Tatsache, daß gerade auch ihr größter Genius reiner Blondling war, ist den „Lateinern“ begreiflicherweise unerwünscht, und so machen sie immer wieder Versuche, Boccaccios Nachricht gegen Dante selbst durchzusetzen. Wenn der letzte Blonde in Italien gestorben sein wird, wird Dante schwarz sein, aber dann wird er für die Italiener so wenig leben wie für die Griechen von heute Homer. Seine besten Kenner und Schätzer fand Dante unter den nordischsten Deutschen, Engländern und Nordamerikanern.

Neben Dante ganz ebenbürtig steht nur einer, Lionardo da Vinci, vielleicht das umfassendste Genie aller Zeiten, Maler, Zeichner, Bildhauer, Baumeister, Kriegsingenieur, Erfinder, der dem Flugproblem nachsann, Mathematiker, der zwanzig Jahre vor Kopernikus erkannte, daß die Erde sich um die Sonne bewege, die Sonne stillstehe, vielleicht sogar Mitschöpfer von seines Lehrers Verrocchio berühmtem Reiterstandbild des Colleone, wie mit guten Gründen behauptet wurde. Dazu in seiner Haltung und Lebensführung ganz vornehm, ganz nordisch. Sein ganzes Leben ein stetes Streben nach neuen Zielen, aber was er gab, doch in sich vollendet. In Lionardo hat die Renaissance im engeren Sinne ihren Mittel- und Höhepunkt. Er war der außereheliche Sohn eines Florentiner Notars und eines schönen Landmäd-



Friedrich von Schiller

Nach dem Gemälde von Ludovika Simanowitz (um 1794)

chens, wurde aber vom Vater schon als Kind ins Haus genommen. Als schönen blonden Jüngling malte ihn Verrocchio, und bis in sein Alter blieb er mit seinem langen goldfarbigen Haar und Bart, später mit ergreistem, ungewöhnlich schön.

In der Bildhauerei ist der Ausdruck rein nordischen Wesens Donatello, ebenso in seinen herben, keuschen Jünglingsgestalten, einem David, einem Johannes dem Täufer, einem heiligen Georg, wie in dem gewaltigen Gattamelata, dem Vorbild des Colleone, und in den lieblichen Kinderszenen. Er als erster wagte wieder den Menschen völlig nackt darzustellen und ein Reiterstandbild zu schaffen. Zur genauen Kenntnis der Natur hatte er auch Stil, ohne den es keine Kunst gibt. Donatello war zugleich Maler und auch als solcher richtunggebend. In der Bildhauerei bestimmt er die ganze Folgezeit, bis mit dem schwarzhaarigen Michelangelo, der selbst noch von ihm ausgeht, die Barocke anhebt. Auch Donatello war blond — mit langem blondem Barte zeigt ihn ein Tafelbild im Louvre — und von edlen Zügen; sein Familienname Bardi ist das deutsche Barth.

Nicht nur in den Einzelgestalten erreicht die italienische Renaissance eine Höhe wie kaum jemals wieder ein Land und Volk, sondern auch als Gesamtheit kann die Kunst jener Zeit, Vorklang im 15., Gipfel im 16. Jahrhundert, Nachklang im 17., nur mit der griechischen in deren Hochblüte verglichen werden. Da folgen auf Dante Petrarca und Boccaccio, freilich nicht so starke und umfassende Geister, auch rassisch wahrscheinlich nicht so hochstehend, dann in Matteo Bojardo Grafen von Scandiano der Schöpfer des romantischen Epos in Stanzen, in Torquato Tasso dessen Vollender, in Sannazaro der Schöpfer des Schäferromans, in Marino der des vielbewunderten Zierstils, der nach ihm benannt wurde. Sie alle sind blonde, blauäugige Germanen (Bojardo hatte zu blondem Bart braunes Haar). In der Malkunst haben wir die reinblonden Giotto, Benozzo Gozzoli, Masaccio, Filippo Lippi, Giovanni Bellini, Melozzo da Forlì, Alessandro Botticelli, Francesco Melzi, Bernardino Luini,

Tizian, Raffael, Andrea del Sarto, von denen namentlich Bellini und Botticelli von edelster Germanenschönheit waren. Als Bildhauer die rein blonden Andrea Mantegna und die drei della Robbia.

Welchen Aufschwung die Wissenschaften damals nahmen, besagt schon das bloße Wort Humanismus. Die berühmtesten Humanisten sind die rein blonden Pico Graf von Mirandola, Flavio Biondo, Äneas Silvius (als Papst Pius II.), Marsilio Ficino, Platina, Filelfo. Die meisten davon beschäftigten sich mit den alten Sprachen, Pico auch mit dem Hebräischen, mehrere sind glänzende Geschichtsschreiber, andere, wie wiederum Pico, Philosophen. Die exakten Wissenschaften wurden erst später gepflegt und fanden da in dem blonden, blauäugigen Galileo Galilei ihren vorbildlichen Vertreter. Mehr Deutscher als Italiener war Giordano Bruno, der Dichter-Philosoph, leidenschaftlich und blühend, Begründer der neueren Philosophie und Märtyrer seiner Kühnheit. Er stammte aus einer deutschen Soldatenkolonie in der Kampagna. Das einzige Bild von ihm, ein Stich, zeigt ihn mit mitteldunklen Haaren, hellem Schnurrbärtchen, hellen Augen, den Zügen eines schwärmerischen deutschen Jünglings, aber da er, fünfzigjährig, vor der Inquisition stand, war er nachgedunkelt; sein Bart wird als edelkastanienfarb beschrieben (barba castanea). Er feierte die rein blonde Schönheit: Alabaster, Gold und Purpur setze sie zusammen. Und sein Aschermittwochsmahl widmet er den „anmutvollen, sanften, jungen, schönen, blondhaarigen, rotwangigen Frauen mit den köstlichen Lippen, den himmlischen Augen, den Brüsten von Elfenbein und Herzen von Diamant, den Musen Englands".

Wieder wie stets in Zeiten, da der nordische Geist vorwaltet, traten auch bedeutende edle Frauen auf, Förderinnen der Künste und Wissenschaften und einige selbst schöpferisch begabt. Als Beschützer der Künstler und Gelehrten nennt man vor allem Lucrezia Borgia, die Fürstin von Ferrara, Tochter des aus spanischem Adelsgeschlechte stammenden Papstes Alexander VI., Isabella von Este, Caterina Cor-

naro, Königin von Zypern, Bianca Capello, Großherzogin von Toskana, und Julia Farnese, die Alexander VI. als Madonna malen ließ. Sie alle waren blond und schön. Lucrezias Augen werden wasserblau genannt (occhi bianchi), sie und Julia Farnese hatten hell goldblondes Haar, die anderen mehr rötlich blondes. Nur die Legende hat Lucrezia Borgia zu einer ausschweifenden, blutgierigen Dirne gemacht; alle Zeitgenossen schildern sie als ebenso geistreich wie ehrbar. Und denselben Ruf genießen auch die übrigen. Vielleicht die edelste Frau der italienischen Renaissance ist Vittoria Colonna, die als Witwe des Markgrafen von Pescara die Freundin Michelangelos wurde. Ihre Gedichte auf den verstorbenen Gemahl sind von reiner, harmonischer Melodie. Sie ist die größte italienische Dichterin bis heute geblieben. Ihre Lobpreiser und ihre Bildnisse bezeugen ihre Blondheit. Weit bekannter als sie war zu ihrer Zeit die ebenfalls aus hochadeligem Hause stammende Sofonisba Anguisciola, die Bildnismalerin am Hofe Philipps IV. von Spanien, von der Van Dyck sagte, er habe von ihr, die damals Greisin und schon erblindet war, als er sie besuchte, im Gespräch mehr Licht empfangen als durch die Werke der berühmtesten Meister. Sie starb fast hundertjährig. Ihr Selbstbildnis in Wien (jetzt nicht mehr ausgestellt) zeigt sie als junges, höchst bescheiden gekleidetes blondes „Mäten" mit hellgrauen, dunkelblau umreiften sanften Augen.

Neben dieser geistigen Kultur lebte das Wikingertum noch fort. Es ist die Zeit der glänzenden Condottieri, der Führer von Söldnerhaufen, die bald dem, bald jenem Fürsten, bald der, bald jener Stadt dienen und oft ebenso kunstsinnig wie tapfer sind, nur in seltenen Fällen rauhborstige Haudegen nach Art der deutschen Landsknechtführer. Selbst einen Engländer, John Hawkwood, in Italien Giovanni Acuto genannt, trifft man darunter. Ihr Muster ist Castruccio Castracani († 1328), nicht nur Feldherr, sondern auch berühmter Kriegsingenieur, auf seinem Bild in Wien ein edelgesichtiger, zartfärbiger, rein blonder Germane. So beschreibt ihn auch Machiavell. „Seine Freunde fanden ihn gütig, seine

Feinde furchtbar, seine Untertanen gerecht, die Fremden treulos. Niemand setzte sich Gefahren kühner aus, niemand wußte ihnen mit mehr Klugheit zu entkommen."

Aber nicht nur das kriegerische Wikingertum lebte, auch jenes, das zu weiten Entdeckfahrten trieb. Schon im letzten Viertel des 13. Jahrhunderts kam der Venezianer Marco Polo bis an den Hof Kublai Chans und reiste über Cochinchina, Sumatra, Ceylon, Hormuz, Trapezunt heim. Desgleichen aus dem Venezianischen stammte Nicolò de' Conti, der von 1428 bis 1453 in Asien reiste, als erster Europäer Dekhan durchquerte und bis zum Irawadi und nach Awa in Oberbirma kam. Ich erwähne diese beiden, damit Christoph Columbus nicht als Vereinzelter gelte. Es ist der gleiche Wikingergeist, der in ihm lebt und ihn alle Schwierigkeiten besiegen läßt, bis er von Ferdinand und Isabella die Schiffe erhält, mit denen er Indien von Westen her erreichen kann. Neuerdings bemühen sich Juden, glaublich zu machen, daß Columbus jüdischer Herkunft war, wenn nicht ganz, so doch durch irgendwelche Vorfahren. Es bedeutet aber gar nichts, daß einen Namen seiner Ahnentafel auch eine jüdische Familie in späterer Zeit führt, wie Friedrich Schiller darum kein Jude oder jüdischer Herkunft ist, weil heute gewiß mehrere Juden so heißen. Die Juden haben ja immer und überall die Namen ihrer Wirtsvölker angenommen. Columbus war Genuese, hochgewachsen, rotblond und blauäugig und licht von Hautfarbe, etwas sommersprossig, mit großnasigem, kühnem Gesicht, demnach jedenfalls Germanennachkomme. Aus Genua stammte auch Giovanni Caboto, der in Diensten Englands die Küste von Nordamerika erreichte, aus Venedig Alvise de Cadamosto, der Erforscher der Westküste Afrikas. Amerigo (Emmerich) Vespucci, nach dessen Vornamen der deutsche Geograph Waldseemüller Amerika benannte, auch ein tüchtiger Seefahrer, aber nicht unter den ersten, war Florentiner.

Wie die großen Weltreisenden Venezianer und Genuesen waren, so zeigten Venedig und Genua am meisten jenen Wikingergeist. Nur diese beiden Staaten gründeten und er-

hielten Herrschaften außerhalb; ihre Flotten trotzten der türkischen. Venedig besaß seit dem Anfang des 13. Jahrhunderts Kreta und mehrere Inseln im Jonischen und Ägeischen Meer, später Korfu, die dalmatinische Küste und Zypern, das von Catarina Cornaro der Republik abgetreten ward. Von 1669 an, da Kreta verlorenging, büßte Venedig nach und nach die meisten seiner Besitzungen ein und war seit dem 18. Jahrhundert nur noch ein Schatten seiner Größe. Genua besaß in seiner Glanzzeit Niederlassungen am Schwarzen Meer, in Kleinasien, auf den griechischen Inseln, in Nordafrika, dazu die ligurische Küste und Korsika. Venedig wie Genua waren ausgesprochene Adelsrepubliken mit einer strengen, stolzen Ordnung.

Die eigentlichen Wikinger des Südens waren zur Zeit der Renaissance die Spanier und Portugiesen. Sie hatten Columbus ausgerüstet, und alsbald folgten zahlreiche andere Weltfahrer. Aber schon Columbus hatte — nicht umsonst aus der Finanzstadt Genua gebürtig — sich große Vorteile ausbedungen, seine Nachfolger, zum Teil niedriger Herkunft wie Pizarro und Almagro, wurden immer mehr zu Beutejägern, die um des Goldes willen alle Schändlichkeiten begingen, die es nur gibt. Fernando Cortez, adeliger Geburt und reicher Bildung, und Pedro de Alvarado, der wegen seiner blonden Mähne von den Indianern Tonaltiuh, „Sonnensohn", genannt wurde, verkörpern den edeln Typus der Conquistadoren. Beide schilderten ihre Abenteuer in wertvollen Schriften. Die Portugiesen hatten in ihrem Herrscherhaus selbst, das burgundischen Stammes war, den größten Förderer der Entdeckreisen. Heinrich, jüngster Sohn Johanns I. des Großen, Sohn einer englischen Prinzessin, als blond geschildert, erhielt so den Beinamen „der Seefahrer". Der deutsche Ritter Martin Behaim wirkte seit 1481 zehn Jahre in Portugal, führte den Jakobsstab und die Ephemeriden des Regiomontanus in die portugiesische Schiffahrt ein und begleitete portugiesische Entdecker auf ihren Reisen. Es genügen die Namen Bartholomäus Diaz, Vasco da Gama, Pedro Cabral und Fernão de Magalhães.

Die meisten portugiesischen Seefahrer waren adeliger Herkunft, was zu jener Zeit noch starken Gehalt an germanischem Blute bedeutet. Der portugiesische Adel war zumeist suebischen Stammes; denn Sueben hatten diesen Teil der Iberischen Halbinsel erobert.

Spanien und Portugal hatten seit den großen Reisen ausgedehnten Besitz, Spanien vor allem in Mittelamerika, Portugal in Südamerika, Afrika und im Großen Ozean und an dessen Küsten. Im 17. Jahrhundert hörten die Wikingerfahrten auf, die Kolonien waren nur noch Quelle von Reichtümern und gingen den entnordischten Besitzern eine nach der anderen wieder verloren. Portugal besitzt heute nur noch ein paar Inseln und ein paar Küstenplätze, Spanien nur noch ein Stück der Guineaküste.

Die geistige Kultur der Spanier und Portugiesen entfaltete sich rasch, sowie von Asturien aus wieder ein größeres Gebiet den Mauren abgewonnen war und darin gedeihliche Verhältnisse eintraten. Vollendet wurde die Reconquista von Ferdinand von Aragon und Isabella von Kastilien, die beide blonde Goten waren. Freilich hatte Ferdinand von seiner Großmutter Paloma her jüdisches Blut in sich, und dieses trat in Johanna der Wahnsinnigen, der Gattin Philipps des Schönen, wieder zutage[1] und ward von ihr den Habsburgern übermittelt. Durch sie kam Spanien, späterhin mit Portugal vereint, an die Habsburger, die in mehreren Persönlichkeiten sehr viel für die geistige Kultur taten, Dichter, Maler, Gelehrte förderten, großartige Bauwerke aufführen ließen, aber doch der eigenen Schöpferkraft ermangelten. Verworrene Naturen, wie schon Johanna eine war, traten wiederholt unter ihnen auf, Don Carlos, fuchsrot und mit verkniffenem Gesicht, verkürztem Fuße, verschobener Schulter, war eine solche, aber schon Karl V. und Philipp II.

---

[1] Ein Bild der ganzen Familie mit dem Großinquisitor Thomas de Torquemada dazwischen, der langgesichtiger tief brünetter Jude war, zeigt Johanna von auffällig ähnlichem Typus, ein Kinderbild (in Wien) dagegen blond, helläugig und rosig. Trat in späteren Jahren bei ihr Dominanzwechsel ein?

hatten starken pathologischen Einschlag. Philipp II., der wahre Held von Schillers „Don Carlos“, und Philipp IV., der Schützer und Schätzer Velasquez’, die beiden bedeutendsten spanischen Habsburger, waren blond und blauäugig, Philipp IV. ganz hell.

Den Gipfel der Weltkultur erreicht Spanien in Cervantes, dem altem Adel entsprossenen, armen und stolzen Schöpfer des einzigen Don Quijote de la Mancha und seines Widerspiels Sancho Pansa, phantastisch und wirklichkeitstreu, beweglich und zielsicher, Portugal in dem ebenfalls adeligen Luiz Vaz de Camões, der Vasco da Gamas kühne Fahrt um Afrika und nach Indien aus eigenen Erfahrungen in reichfarbigen, kunstgebändigten Stanzen besang, Tassos Nachfolger, aber doch ganz selbständig und ihm durch die unmittelbare Anschauung und den zeitnahen Stoff überlegen. Auch diese beiden Größten ihrer Völker waren blond. Hervorgehoben sei, daß Cervantes und Camões beide Soldaten waren, Cervantes die linke Hand und Camões ein Auge im Kriegsdienste verlor. Man weiß, wie Camões aus einem Schiffbruch nichts als sein Leben und die Handschrift seiner „Lusiaden“ rettet, die er, schwimmend, übers Wasser hält. Beide sind in ihrem eigenstolzen Wikingertum typischer Ausdruck nordischer Auslese. Portugal hatte zu jener Zeit eine breit entfaltete Dichtkunst, aber kein Name reicht nur entfernt an den von Camões heran. In Spanien dagegen stehn gar manche Dichter Cervantes nahe. Auch sie alle sind Adelige: Lope de Vega und Calderon, die beiden großen Dramatiker, Calderon übrigens der Sohn einer Flamin, Francisco de Quevedo, Verfasser jener „Gesichte“, die Moscherosch, selbst spanischer Herkunft, als Philander von Sittewald ins Deutsche übertrug, Luis de Góngora, dessen estilo culto in ähnlicher Weise richtunggebend wurde wie der Marinos. Und daneben gibt es noch eine überaus reiche volkstümliche Dichtung, „Romanzen“ von den alten gotischen Königen und dem Cid und den Kämpfen mit den Mauren, worin gewiß sehr viel echtes Gotentum fortlebt. Der größte spanische Maler ist Velasquez, der äußerst stolz auf seine

altadelige und von „schlechtem Blute“ freie Herkunft war. Leider gibt es kein Bild von ihm außer dem kleinen auf den „Meniñas“, wo er im Dunkel steht. Er scheint danach braunes Haar (nicht blondes und nicht schwarzes) gehabt zu haben und hochgewachsen gewesen zu sein. Er ist in seinem ganzen Leben echtester Hidalgo.

Für den spanischen Adel jener Zeit, der ja fast allein ihre ganze Kultur trägt, ist es bezeichnend, daß er damals den Ausdruck sangre azul, „blaues Blut“ prägte: nur beim weißhäutigen Menschen schimmert das rote Blut blau durch die Adern. Jüdisches oder maurisches war „schlechtes Blut“. Wer es in seiner Ahnentafel hatte, war von gewissen hohen Orden ausgeschlossen; ein handschriftlicher Semigotha, Tizón de España, „Brandmal Spaniens“, war, obwohl von den Behörden verfolgt, allgemein verbreitet. Cervantes schildert alle Adeligen hoch und schlank und blond, die Niedrigen dagegen wie Sancho Pansa („Wanst“) als Fremdrassige, klein, kurzboldig, gemein von Gesicht. Don Quijote, noble Godo, ist hager und blaß, sein Ideal, Dulcinea von Toboso, natürlich blond. Die Augen werden zumeist grün genannt (ojos verdes). Bis in die neueste Zeit blieb die lichte Färbung Erkennzeichen des echten Adels. Die zwei bedeutendsten Frauen Spaniens im 19. Jahrhundert, beide dem hohen Adel entstammt, Kaiserin Eugenie, geborene Gräfin von Montijo und Herzogin von Teba, und die Gräfin Emilia Pardo-Bazan, als Romanschriftstellerin der „spanische Zola“ und zuletzt als Romanistin Professor der Universität Madrid, hatten noch diesen Typus; die erste war rötlich-blond, die zweite hellblond.

Ausgemerzt wurde der lichte Blutteil im spanischen Volke zuerst durch die starke Abwanderung nach den Kolonien, wo er vielfach zerfloß oder unterging, dann durch die Inquisition, in deren Namen insbesondere der getaufte Jude Thomas de Torquemada unter den Edelsten wütete. Die Kraft Spaniens ist schon zu Ende des 17. Jahrhunderts erschöpft.

Nach dem Weltkrieg, in dem Spanien neutral blieb, mitten zwischen Entente-Mächten, trachtete der hochadelige



Napoleon Bonaparte als Erster Konsul

Musée Bonnat, Bayonne

Primo de Rivera, blond, blauäugig, zartfärbig und hochgewachsen, noch einmal das Königtum vor dem drohenden Untergang zu bewahren. Durch mehrere Jahre war er Diktator Spaniens. An seiner Seite standen zu wenige von seiner Art. Er starb, krank wohl nicht ohne Zutun der feindlichen Mächte, die zum Siege kamen, kurz nach seinem Sturz auf dem Boden Frankreichs. Sein König, Alfons XIII., von Vaterseite Bourbone, von Mutterseite Habsburger, unentwegt deutschfreundlich, brünetter Sepharde von Typus wie seine Vorfahrin Johanna die Wahnsinnige, mit Söhnen, die erbkrank waren, mußte vom Throne weichen. Spanien ward Freimaurer- und Marannenrepublik, die sich sogleich den Juden eröffnete, aber auch ganze Gruppen von Marannen zum Judentum zurückkehren sah: sie hatten in all den vier Jahrhunderten trotz ihrer christlichen Taufe kein nichtjüdisches Blut aufgenommen. Der etwas mehr nordische Teil Spaniens, Katalonien, das ehemalige Gotenland, forderte ursprünglich volle Selbständigkeit und erlangte immerhin besondere Verwaltung in seiner eigenen Sprache. Portugal vertrieb schon vor dem Kriege sein Fürstenhaus, die Koburger, ward Republik und schloß sich im Kriege der Entente an. Die Portugiesen von heute sind zum Hauptteil Nigritos. Letzter Nachklang seiner reichen Literatur im 16. Jahrhundert ist die elegante Lyrik französischer Schule, die etliche Adelige, darunter Graf Eugenio de Castro, in der letzten Zeit des Königtums schrieben.

Gallien hat, seitdem es „Frankreich" ward, eine rein germanische Kultur. Wenn sich diese doch von der deutschen in manchen Zügen unterscheidet, so hat das seinen Grund darin, daß die Franken sie nicht allein schufen, sondern Goten und Burgunder im Süden und Normannen im Norden beiwirkten. So kann man vielleicht das Rolandslied, dessen Grundlage noch vor 1000 entstanden sein wird, eher den Goten als den Franken zuweisen. Das Lied von Baligant, das darin eingefügt ward, gehört hinwieder den Normannen an, die es verherrlicht. Selbständig ist Frankreich seit dem Vertrag von Verdun (843), und in diesem Vertrage wird

erstmalig das Französische als geschriebene Sprache gebraucht. Germanisch wurde indessen noch lange bis tief nach Westen und Süden hinein gesprochen; die Romanisierung Nordostfrankreichs, Elsaß-Lothringens, Belgiens gehört erst dem 18. und 19. Jahrhundert an und ist noch jetzt nicht ganz vollendet. Das ganze Mittelalter verherrlicht den blonden Ritter, die blonde Edelfrau; der Unfreie (vilain) dagegen ist braun von Haut und von schwarzem Haar (noir cenu et de noir pelain). Viel von dem ursprünglichen Adel ging in den Kreuzzügen zugrunde oder doch dem Mutterlande verloren, aber der neue Adel, der hauptsächlich aus tapfern Kriegern gebildet wurde, war wieder germanische Auslese; denn noch war Frankreich voll germanischer Siedler. Diesen Adel vernichtete Ludwig XIV., Nachkomme der bürgerlichen Medici und Sohn einer Habsburgerin, um keine Phalanx von Mitberatern neben sich zu haben. Er schuf einen dritten Adel aus verdienstvollen Bürgerlichen. Gleichwohl, auch der ist in wenigen Geschlechtfolgen so blond, daß in der französischen Revolution blondes Haar schon allein in den Verdacht bringt, adelig zu sein, und die Verfolger auf sich zieht. Napoleon schafft dann einen vierten französischen Adel aus seinen Offizieren; bei denen aber überwog, wie man aus zeitgenössischen Berichten ersieht, die Blondheit. Nur Bernadotte und Murat waren Brünette.

Die Rassengeschichte Frankreichs zeigt ebenso ihre Ebben und Flutkämme nordischen Blutes wie die Deutschlands und dementsprechend auch die Geschichte seiner Kultur, aber die Franzosen sind in mancher Hinsicht dadurch günstiger daran, daß ihre Blonden Sprossen von Wikingerauslese sind, während anderseit der Gehalt an nordischem Blute in Frankreich nicht so groß ist. Es kommt aber immer wieder zu Entmischlingen, die fast die Höhe der Rassereinheit erreichen. Frankreich gab darum noch im 19. Jahrhundert der europäischen Malkunst die Führer. Da sind reine Blondlinge insbesondere Manet, Monet, Millet und Puvis de Chavanne. Der größte Bildhauer seit der Renaissance, Rodin, war auch rein blond, ebenso Meunier, der vielleicht der Zweite

heißen darf, aber trotz seinem französischen Namen wohl nicht Franzose, sondern Flame war. Auch in der Dichtkunst führt Frankreich, und da kann man beobachten (was auch in der Malkunst der Fall ist, wo die brünetten Delacroix und Ingres ähnliche Stellungen hatten), daß die Brünetten, die ihre Mitzeit als die Vorkämpfer pries, hinter damals weniger beachteten Blonden zurücktreten. Seinerzeit galten Frau von Staël, Balzac, Alexander Dumas der Ältere, die George Sand, Théophile Gautier, Baudelaire, Zola als die großen Genies, heute kennt man von denen nur noch Balzac und Baudelaire, aber beide werden nicht allzu eifrig gelesen, und auch Zola schon nicht mehr. Die andern sind fast vergessen. Das alles waren Brünette; Dumas hatte Negereinschlag, die George Sand entfernten jüdischen. Baudelaire hatte das feinste Gesicht und findet als reiner Künstler auch noch unsere Bewunderung. Die lebendigen französischen Dichter sind die Blondlinge: Mérimée mit seinen glänzenden Novellen, Alfred de Musset, der feinste Vertreter französischer Anmut, der ganz große Gustave Flaubert. Der bedeutendste jetzt lebende französische Dichter ist wohl Henri de Régnier. Flamen waren Verlaine und Verhaeren. Auch diese drei sind Blondlinge. Die zeitgenössischen Meister der französischen Prosa sind Romain Rolland und André Gide, Rolland mit viel Verständnis für deutsches Wesen, André Gide, Protestant, selbst wesenhaft deutsch, beide blauäugig, Rolland blond, Gide dunkel von Haar.

Die Franzosen selbst haben festgestellt, daß alle ihre genialen Heerführer blauäugig waren. Das gilt für die Ludwigs XIV. ebenso wie für die Napoleons und noch für die des Weltkrieges. Joffre, Catalane, wurde als junger Offizier le blond Visigoth genannt, und auch Foch, ebenfalls Südfranzose, war blond und blauäugig.

Galliens Wiedergeburt begann mit den Germanen, die seit dem 5. Jahrhundert n. Chr. seine Herren waren und als Ersatz für Verluste noch manchen Zuzug erhielten. Seine Kultur und Macht nahm den Aufstieg bis zu der beherrschenden Stellung unter Ludwig XIV., dem Sonnenkönig. Es

war freilich eine Kultur in Allongeperücken. Der rasch einsetzende Niedergang führte bis in die Tiefe der Revolution. Darauf folgte das französische Weltreich, aber der es schuf, war ein Korse, der das Französische niemals fehlerlos sprach und schrieb. Die französische Kultur (und Macht) wird enden, sowie der Gehalt an nordischem Blute nicht mehr groß genug ist. Seit langem fühlt sich Frankreich durch das Zweikindersystem seiner Mediterranen und Alpinen am Leben bedroht. Ein böser Feind rät ihm, die sich verringernde Zahl von weißen Franzosen durch die schwarzen Franzosen zu ergänzen. Schon ist es daran, den Schwarzen die Gleichberechtigung und die Einbürgerung in Frankreich zu geben, schon ist Frankreich voll von schwarzen Truppen, namentlich im Süden, wo sie auch über den Winter ausdauern, und die nächste Generation wird Hunderttausende von Mulatten sich als Franzosen gebärden sehen. Vom Süden muß dieses Mischblut auch nach dem Norden dringen. Vielleicht wehrt sich der Norden dagegen. Aber auch das ist nicht leicht. Denn damit, daß irgendeine Gruppe in Frankreich die Bedeutung des nordischen Blutes erkennt und Maßnahmen zu seinem Schutze treffen will, bekennt sie sich zum Germanentum, wogegen doch der Staat so erbittert kämpft; so wird der Staat selbst sie unterdrücken müssen. Aus diesen Rasseverhältnissen entspringen die großen inneren Fragen, die Frankreich schon in naher Zukunft bewegen werden. Heute ist es der Peiniger des deutschen Volkes, dem es weitaus den größten Teil seiner Stellung in der Welt, seiner staatlichen Erfolge, seiner Kunst und Wissenschaft, seiner Kultur verdankt.

Das deutsche Volk

Die Kulturentwicklung der Deutschen wird dadurch bestimmt, daß einerseit sie das dem Ursprungsland der Blonden am nächsten angeschlossene Großvolk waren, sogar wahrscheinlich einen Teil davon noch heute innehaben, Schleswig-Holstein, daß darum der Hundertsatz der Blonden in ihnen erheblich ist, im Norden bis gegen 40 v. H., im Süden immer noch gegen 20 v. H., daß aber anderseit seine Tüchtigsten seit gut zwei Jahrtausenden Land und Volk verlassen haben und dadurch ein gewisser Mangel an Schöpferkraft eingetreten ist, der immer wieder die Meinung hervorruft, nur die Kreuzung mit dunklen Völkern des Südens mache den sonst unfruchtbaren Blondling schöpferisch. Aber auch Fremdblut floß seit ältester Zeit ein (s. S. 185). Der hohe Hundertsatz der Blondheit im Gesamtvolk hielt dem immerhin einigermaßen die Wage, so daß die deutsche Allgemeinkultur, der Durchschnitt, durch lange Zeiten hindurch sehr hoch war und den Durchschnitt der andern europäischen Völker deutlich übertraf. Und bei dem hohen Hundertsatz von Blonden konnte es auch immer wieder zu einer starken Gezeit des nordischen Blutes kommen, und dann sehen wir Deutschland staatlich oder geistig als die Vormacht Europas.

Im Beginn einer solchen nordischen Flutwelle ist das deutsche Volk, als es in die römische Geschichte eintritt, als Tacitus es schildert. Ganz Europa wird in der Folge germanisch, und Deutschland läßt seine Könige die Kaiserkrone der Weltherrschaft tragen. Von Karl dem Großen an, der sich am Weihnachtstag 800 die Kaiserkrone aufsetzen wollte, aber sie vom Papst aufs Haupt gesetzt bekam, bis zu Friedrich II. von Hohenstaufen, der 1250 stirbt, gibt es ein lebendiges römisch-deutsches Kaisertum. Danach ziehen nur noch etliche deutsche Könige nach Italien, um sich in Rom krönen zu lassen, üben aber keinen Einfluß mehr aus. Dante erwartete umsonst von dem Luxemburger Heinrich VII. das Heil. Bei Karl IV. war die Kaiserkrönung schon bloße Formsache, und Maximilian I. erlangte sie überhaupt nicht

mehr; er legte sich trotzdem den Kaisernamen bei, der fortan ein leerer Titel ist. Nur in der Zeit von 800 bis 1250 ist Deutschland die Vormacht Europas, wenn auch als solche mitunter stark bestritten und mehrmals ausgeschaltet. In dieser Zeit aber hat es nach Karl dem Großen noch eine ganze Reihe glänzender Fürstengestalten, einen Heinrich I., einen Otto den Großen, Otto II., einen Konrad II., Heinrich III., dann die Staufer Konrad III., Friedrich I. Rotbart, Friedrich II. Neben diesen lassen sich noch eine Fülle von staatlichen Begabungen nennen, die mit den Königen oder gegen sie kämpften, geistliche und weltliche. Vor allem ist der große Papst Gregor VII., der Heinrich IV. in Canossa demütigte, selbst ein Deutscher gewesen, der wohl in Italien geboren, aber in Deutschland erzogen ward. Von allen diesen Persönlichkeiten war nur Heinrich III., der darum „der Schwarze" genannt wurde, dunkelhaarig, „zwar schwarz, aber doch schön und so groß, daß er mit Haupt und Schultern das ganze Volk überragte", wie Lampert von Hersfeld über ihn schreibt. Otto II. wird „der Rote" genannt, was sich auf seine frische Gesichtsfarbe bezog. Dagegen war sein und der Griechin Theophano Sprosse Otto III. Mischling mit braunroten Haaren, die sich an der Stirne lockten, und dunkeln Augen, klein und von levantinischen Zügen, ein typischer frühreifer Brünetter: man nannte ihn byzantinernd das „Weltwunder", aber er versagte in allem und starb schon mit einundzwanzig Jahren, ohne Nachkommen zu hinterlassen. Von Karl dem Großen wird gelegentlich behauptet, er sei klein und schwarz gewesen. Aber Karl der Große war nach Einhard, seinem Zeitgenossen, „von breitem und kräftigem Körperbau, außerordentlicher Größe (nach andern Nachrichten 1,92 m), die jedoch das rechte Verhältnis nicht überschritt — denn seine Länge betrug bekanntlich sieben seiner Füße —; der obere Teil seines Kopfes war rund (was besagt, daß er nicht etwa flach oder spitzschädelig, sondern gewölbtschädelig war), die Augen sehr groß und lebhaft, die Nase überschritt ein wenig das Mittelmaß; er hatte schöne weiße Haare (er trug sie

kurz geschnitten) und ein freundliches und heiteres Gesicht". Das schildert ihn in seinen letzten Jahren als Siebziger. Als Fünfziger stellt ihn das Mosaikbild im Triklinium Leos III. im Lateran dar; da ist er noch blond und hat blonden Schnurrbart — er trug nur den —, während der Papst, ein geborener Römer, braunhaarig ist.

Über dem Glanz der staatlichen Gewalt Deutschlands in dieser Zeit wird zumeist vergessen, daß es damals eine ebenso hohe künstlerische und wissenschaftliche Kultur hatte. Die romanische Baukunst hat mit ihre herrlichsten Denkmäler in Deutschland; man denke nur an die beiden Dome in Hildesheim. Sie ging in die frühe Gotik über, die ebenso glänzend vertreten ist. Viel zu wenig achtete man auf die deutsche Bildhauerkunst dieser Zeit. Erst seit kurzem würdigt man die so beherrschten und doch so dramatischen Bildnisstatuen im Naumburger Dom. Dann das deutsche Kunsthandwerk, die Erzgüsse — die Türe des Florentiner Baptisteriums mußte in Deutschland gegossen werden —, die herrlichen Goldschmiedearbeiten. In der Wissenschaft genügt ein Name: Albertus Magnus, ein Graf von Bollstädt, Alemanne, dessen Kenntnisse in der Chemie, Physik, Mechanik, Botanik und natürlich auch in der Theologie ihn der Nachwelt zum Zauberer werden ließen. Thomas von Aquin war sein Schüler. Deutsche lehrten damals an vielen ausländischen Hochschulen.

Der Haß der Kirche hat uns der Zeugnisse für die Höhe der damaligen deutschen Dichtkunst beraubt, die Karl der Große sammeln ließ. Nur der Zufall hat uns das bruchstückhafte Hildebrandslied erhalten, das aber ist so gewaltig und kunstvollendet — trotz der schlechten Überlieferung erkennt man das —, daß wir annehmen müssen, die deutsche Epik noch des 8. Jahrhunderts, dem die Handschrift angehört, sei der altgriechischen völlig ebenbürtig, in Kraft und wilder Größe sogar überlegen gewesen. Das sehen wir an den Stoffen bestätigt, die uns, wenn auch die dichterischen Gestaltungen verlorengingen, in den skandinavischen Sagas erhalten blieben, an den Mythen von Siegfrieds Drachen-

kampf und frühem Tod, von den Harlungen, von Wieland dem Schmied. Und immer wurde von den Taten der Vorfahren gesungen, wie schon Tacitus berichtet. Auch da sind uns einige Stoffe bekannt: der Auszug der Goten, König Ermanrichs Tod, Walther Starkhand, Dieterich von Bern. Die Mär vom Untergang der Burgunden durch König Etzel wurde später ins Nibelungenlied verflochten. Diese deutsche Dichtung wird als Gesamtheit und im einzelnen der echte und eigentliche Ausdruck deutschen Kunstgefühls gewesen sein. Was sich erhalten hat, sind Nachklänge, vielfach verschnörkelt und durch den christlichen Einschlag verfälscht; am ehesten geben noch die angelsächsischen Stabreimlieder eine Vorstellung von dieser Dichtung, aber auch davon reicht keines über das 8. Jahrhundert zurück. Erst wenn uns durch wirklich gemäße Gestaltung alle diese Stoffe wieder verlebendigt würden — Jordans langatmige Stabreimepen waren ein schwächlicher Versuch —, könnten wir erkennen, was jene Zeit auch für die Dichtkunst bedeutete.

Von seiner Höhe sinkt das deutsche Volk in wenigen Jahrhunderten herab. Zuerst verliert es seine Weltstellung, während Kunst und Wissenschaft noch blühen, dann verfallen auch diese. Der deutsche Minnesang darf, zumal in Walther von der Vogelweide, als Vollendung gelten. Aber auch die mittelalterliche Epik hat zum mindesten zwei selbständige Werke aufzuweisen, Wernhers „Meier Helmbrecht" und Hartmanns „Armen Heinrich", wohingegen Heinrich von Veldecke, Wolfram und Gottfried sich enge an ihre französischen Quellen anschließen und aus Eigenem nicht viel hinzutun. Sie alle ermangeln der Zucht; ihre Dichtungen nehmen alle möglichen fremden Stoffe auf und bleiben zumeist unvollendet. Der Hauptmangel, der an Architektonik (im Gegensatz zu Dante), zeigt sich schon hier. Im Epos versagte man darum seit dem Mittelalter. Auch die Lyrik erstarrt alsbald und geht schließlich in den dürren silbenklopfenden Meistersang über. Länger erhält sich die deutsche Baukunst. Die Bauhütten übten strenge Auslese. Auch noch die spätere Gotik, bis um 1500, ist wertvoll. Zu



Königin Luise von Preußen

Nach dem Gemälde von Elisabeth Luise Vigée-Lebrun (1801)

dieser Zeit gibt es sonst keine deutsche Kunst mehr, nur die deutsche Wissenschaft zählt noch in der Welt mit. Ein Martin Behaim wirkt in Portugal, Erasmus und Reuchlin sind allgemein bekannt. Der Humanismus hat gute Vertreter, die Reformation bereitet sich vor.

Was war eingetreten? Noch immer zogen die Tüchtigsten in die Ferne. Die Kreuzzüge wurden fast ganz von Deutschen (und anderen germanischen Rittern) bestritten. Sie schalteten viele nordische Menschen aus der Zucht aus. Unterdessen wucherte daheim das Unnordische. Schon auch begann man Unfreie, die sich als Beamte, Ministeriale, bewährten, in den Adelsstand zu erheben. Die geistlichen Herren, vom Christentum zur Gleichbewertung aller Menschen beredet, damals schon die Besitzer etwa eines Drittels von Deutschland, gingen darin voran, und nahm der übrige Adel zunächst auch die neuen Standesgenossen nicht in die Ehegemeinschaft auf, so war das doch nur eine Frage der Zeit. Bald, so wurden sie sogar Fürsten, die Reuß, von Otto III. geadelt, dessen Mutter selbst zwar Kaisertochter, sonst jedoch unadeliger Herkunft war, schon um 1000. Die Ministerialen aus dem Unfreienstande, mochten sie auch persönlich hochwertig sein, brachten in ihrem Blute die Erbmasse aus dem Chaos mit. Das Rittertum ent-artet zum Raubrittertum. Schon Rudolf von Habsburg mußte mehrere hundert Raubritterburgen brechen, darunter allein sechzig in Thüringen, das auch in der Nachkriegszeit sich als besonders „rot" erwiesen hat, aber er brach sie noch. Fünfzig Jahre später ist das Raubrittertum eine unangefochtene Einrichtung. Es mußte nur vierundzwanzig Stunden vorher Fehde angesagt werden. Allgemeine Unsicherheit reißt ein. Der nordisch gerichtete Adel erweist sich als zu schwach, seine Art durchzusetzen. Mit der Erfindung der Feuerwaffen geht das Raubrittertum ins Landsknechtwesen über, das um keinen Deut nordischer ist. Das Geld bestimmt jetzt die Wertschätzung. Maximilian I., der „letzte Ritter" genannt, beginnt vorbildlich das Zusammenheiraten von Reichen und verbindet sich selbst mit der sehr reichen Bianca Sforza aus

dem der Tiefe des napolitanischen Volkes entstiegenen Geschlecht, um durch sie Ansprüche auf das Mailänder Herzogtum der Sforza zu haben; 1535 fiel es tatsächlich an die Habsburger.

So wurde in Deutschland der Wächterstand zerstört, dem breiteren Volke dadurch die Stützung seines nordischen Blutteils genommen. Volle Verwahrlosung ist die Folge. Das Gesindel rottet sich zusammen und plündert, ganz wie unter Hölz im Sachsen der Nachkriegszeit. Die Kirche kommt dem bastardischen Geiste entgegen. Zwar unterdrückt sie die Geißelfahrten, obwohl sie doch die Selbstgeißelung so oft und selbst vom päpstlichen Stuhle aus empfahl, weil die Geißler zu leicht in ihrer Bußübung Genüge fanden und die kirchlichen Gnadenmittel zu verschmähen begannen, aber den Schacher mit der Sündenvergebung treibt sie unentwegt und mit größtem Gewinn. Deutschland wird ein überaus unsauberes Land. Seuchen wie der Schwarze Tod finden darum günstigen Boden. Sie wirken immerhin als eine gewisse Reinigung, weil sie die Schmutzigsten und Dümmsten hinraffen, entfesseln aber hinwieder alle möglichen niedrigen Leidenschaften.

Deutschland breitete sich in dieser Zeit nach dem Osten aus und gewann dort in einzelnen tüchtigen Adelsgeschlechtern die Herrschaft über Slawen, Preußen und Litauer. Das war Wikingerauslese. Und da waltete denn auch noch adeliger Geist. Beispiel dafür ist der Deutsche Orden, der seit 1230 Grenzwacht hielt und zwei Jahrhunderte lang seine Überlieferung bewahrte, dann allerdings auch „entartete“. Ähnlich steht es mit Brandenburg, Pommern, Mecklenburg und Schlesien. In diese ostelbischen Gebiete kamen viele deutsche Ritter und später auch deutsche Bürger und verbreiteten dort deutsche Kultur. Von der Vorbevölkerung blieb man scharf getrennt, bis ins 18. Jahrhundert hinein. Freilich, die Kraft ging im Ordnunghalten und im täglichen Erwerbe auf. Was daran hier aufgespeichert war, zeigte sich erst, als die Hohenzollern zur Macht aufstiegen, das Gebiet einigten und die zerstreuten und gebundenen Kräfte vereinten

und nutzbar machten. Daß hier viel fremdes Blut einfloß, ist nicht anzunehmen. Ein großer Teil Ostelbiens war schon in ältester Zeit von Germanen besiedelt gewesen, dann aber aufgegeben worden. Gotische Fürsten nahmen mit ihrem slawischen Heervolk von dem Lande Besitz. Von Osten strömte, pflanzenhaft vorwuchernd, polaroide Masse ein und bildete die Unfreien. Als dann die Deutschen wieder ins Land kamen, verbanden sie sich, wenn überhaupt, nur mit den Adeligen und den Freien. Diese waren zum Teil gotischer Herkunft, wessen sich die edeln Polen noch lange rühmten, zum Teil echte Slawen, die wir auch als ursprünglich nordrassisch betrachten müssen, wenngleich sie natürlich eher fremdes Blut aufgenommen haben konnten. Die Verbindung mit diesen verschlechterte somit das Blut kaum wesentlich. Daß einzelne slawische oder preußische Namen dadurch ins deutsche Volk kamen — zumeist übrigens nur die von Gütern oder Orten —, hat keine Bedeutung. Jedenfalls entstand dort in Ostelbien eine sehr geschlossene und auf strenge Zucht haltende Adelskaste von hoher staatlicher Begabung als Gesamtheit, wenn auch im einzelnen nicht eben reich an außerordentlichen Persönlichkeiten; nicht dies jedoch erforderte die Stellung im Lande, sondern eben die Hochwertigkeit der Gesamtheit.

Einer ähnlichen Wikingerauslese verdankt die Hanse ihren Ursprung. Deutsche Kaufleute im Ausland schlossen sich zu einem Bunde zusammen und bezogen auch die wichtigsten Handelsstädte des Mutterlandes mit ein. Ungefähr zur selben Zeit, als der Deutsche Orden sich in Preußen niederließ, wurde die deutsche Hanse begründet. Die Seestädte, wie Hamburg und Lübeck, traten bald hervor, aber bis tief ins Innere Deutschlands gehörten Städte dem Bunde an. Man weiß, daß die Hanse in ihrer Blütezeit den ganzen Handel Englands, Skandinaviens und Nordwestrußlands führte. London, Bergen, Nischni Nowgorod bezeichnen das Gebiet. In der Hanse bekundete sich die Kraft und Art der deutschen Freienschaft. Ordnung, Ehrlichkeit, Sittlichkeit herrschten. In fremden Landen sich zu verheiraten, war ver-

boten; auch sich dort einbürgern durfte man nicht. So mächtig war die Hanse im 14. und 15. Jahrhundert, daß sie wiederholt ihre Forderungen mit den Waffen durchsetzte, in England und in den skandinavischen Reichen, ja in Dänemark und Schweden setzte sie Könige ab und ein. Erst im 16. Jahrhundert wurde durch die veränderte Weltlage, das Aufkommen kräftiger Herrschergeschlechter und die in schwankenden Verhältnissen eingetretenen inneren Zwiste ihre Macht gebrochen.

Das übrige Deutschland hat den Tiefpunkt seiner Kultur- und Rassenebbe um 1500. Da ist die Allgemeinheit so entnordet, daß Dürer, seine Vorgänger und Zeitgenossen in ihren Schilderungen der Wirklichkeit kaum jemals ein schönes, reingeschnittenes, edles Gesicht bringen, und selbst in ihren Darstellungen aus der heiligen Geschichte, in den göttlichen Personen und den Heiligen vermögen sie, da eben die Vorbilder fehlen, nur höchst selten halbwegs schöne Menschen zu schaffen. Äneas Silvius, der mehrere Jahre in Deutschland verbrachte, fand es geschmacklos, daß man hier „eine Äthiopin verehre, als sei sie schneeweiß". Eine Sybille von Kleve war eine blonde Baschkirin mit ganz schief geschlitzten Augen; sie wurde Schönheitsideal, so daß Lukas Cranach nach ihr allen seinen Lukrezien, Judithen usw. die schiefen Augen gab. Bis in die Fürstenhäuser war so das fremde Blut aufgestiegen, ja, dort findet man um 1500 genau dieselben unnordischen Typen wie im Volke. Maximilian I. war braunhäutig und braunäugig zu blondem Haar und hatte den Bulldoggenmund seines Hauses, allerdings noch mit schmalen Lippen; sein Sohn Philipp wurde der Schöne zubenannt, weil er wenigstens zartfarbig und rein blond war, das Gesicht aber ist spitzkinnig und der Mund noch stärker verzerrt als beim Vater. Noch weniger dem Hochbild entsprachen die Wittelsbacher und die Wettiner in allen ihren vielen Linien. Friedrich der Weise von Sachsen war verfettet, schwarzhaarig, braunäugig, gelbhäutig, die Augen klein und schief gezogen, der Schädel ganz kurz. Ein schöner blonder Mensch war erst wieder Kur-

fürst Moritz, der denn auch den verräterischen Habsburgern richtig zu begegnen wußte. Auch Luther, Melanchthon, Pirkheimer, der Humanist und Freund Albrecht Dürers, Sickingen, Hutten, Götz von Berlichingen sind durchaus keine schönen Menschen, mehrere von ihnen sogar ausgesprochen häßlich.

Schönere Menschen sind nur die Künstler, Lukas Cranach zwar braunäugig und braunhaarig und etwas dick, aber hochgewachsen und von recht würdigen Zügen, Holbein der Ältere ebenfalls sehr nordisch, Holbein der Jüngere sogar ganz, Albrecht Dürer, der Sohn eines Auslanddeutschen, eines Ungarländers, ein schöner rein blonder Mann, er zugleich der Gipfel der deutschen Malkunst und der deutscheste Maler aller Zeiten, als Holzschneider der überhaupt größte. Die Herkunft Dürers aus der Wikingerauslese sei besonders betont. Seine stolze, unbedingt adelige Persönlichkeit ist in dem Deutschland seiner Zeit ganz vereinzelt. Trotz den Ehrungen, die er in Venedig und in den Niederlanden fand, blieb er seinem deutschen Volke treu. Wie er es liebte, ersieht man aus seinem Tagebuch und daraus auch, wie er sofort der Reformation zujubelte, sich zu ihr bekannte. Ein Albrecht Dürer muß gewußt haben, welche Kraft im deutschen Volke noch steckte; die Gegenwart zeigte die ersten Regungen, er vertraute auf die Zukunft.

Die Reformation ist rassisch genommen nichts als eine Ablehnung des mischrassigen Geistes durch den nordischeren. Luther war gewiß selbst ein Mischling, aber nordischer Geist lebte in ihm und offenbarte sich in seinen höchsten Stunden. Nordisch und zugleich altgermanisch sind die drei Grundgedanken der Reformation: die Rechtfertigung allein durch den Glauben — Gesinnung ist alles, bloße gute Werke nichts; die Freiheit des Christenmenschen — Freiheit von Menschensatzungen, alles auf das innere Gesetz gestellt; allgemeines Priestertum — der Mensch keines magischen Mittlers, keiner Gnadenmittel spendenden Kirche seinem Gotte gegenüber bedürftig. Diese Gedanken kamen noch nicht rein zum Ausdruck, denn Luther war Theologe und die ganze

Zeit theologisch bestimmt. Aber der nordischere Mensch fühlte, daß sie sein Wesen aussprachen: er hatte es bisher nur dunkel in sich getragen, hatte vielleicht gezweifelt, ob er recht habe, jetzt sah er, daß auch ein anderer so dachte, und siehe da, es war nicht nur einer, sondern viele.

Die Reformation ist eine rein geistige Bewegung, aber sie konnte nicht entstehn, wenn nicht die blutliche Grundlage dafür da war. So war sie von allem Anfang an auch eine rassische Bewegung. Sie war das doch nicht so ganz unbewußt. Man setzte dem Welschen das Deutsche entgegen. Luther schrieb deutsch, übersetzte die „heiligen" Schriften, die man seit langem sorgfältig vor der Vervölkischung gehütet hatte, die allen Christen nur in derselben Sprache gemein bleiben sollten; selbst der Humanist Hutten ging zur Muttersprache über. Luther schuf nach der Verworrenheit der letzten zwei Jahrhunderte wieder eine deutsche Hochsprache; das ist wohl sein großes Verdienst, nie und nimmer aber konnte diese Sprache allgemein werden — und sie ward es sehr rasch, selbst bei seinen Feinden —, wenn nicht das völkische Empfinden dagewesen wäre, das die besten Deutschen zur Einheit zusammenschloß. Daß die Reformation wirklich eine rassische Bewegung war, zeigte sich erst, als die heftigen Stürme zu Ruhe gekommen waren. Überblickt man die Karten der Verteilung der Blonden und der Bekenntnisse, so sieht man, daß dort, wo der höchste Hundertsatz an Blonden ist, auch der an Protestanten sich findet. Protestantisch sind Norddeutschland, Holland, England, die drei skandinavischen Reiche, katholisch sind Süddeutschland, Polen, die Tschechoslowakei, Ungarn zum größeren Teil, Kroatien, Italien, Spanien, Frankreich, Belgien im Gegensatz zu Holland, Irland im Gegensatz zu England, lauter Gebiete stärker durchmischter Bevölkerungen. Georges de Lapouge betrachtet mit Recht den Protestantismus als einen „Versuch, das Christentum der Erbeigenart der arischen Rasse anzupassen", und sagt, wie die Freiheit habe er sich nirgends dauernd bei anderen als den wesentlich nordischen Völkern festsetzen können.

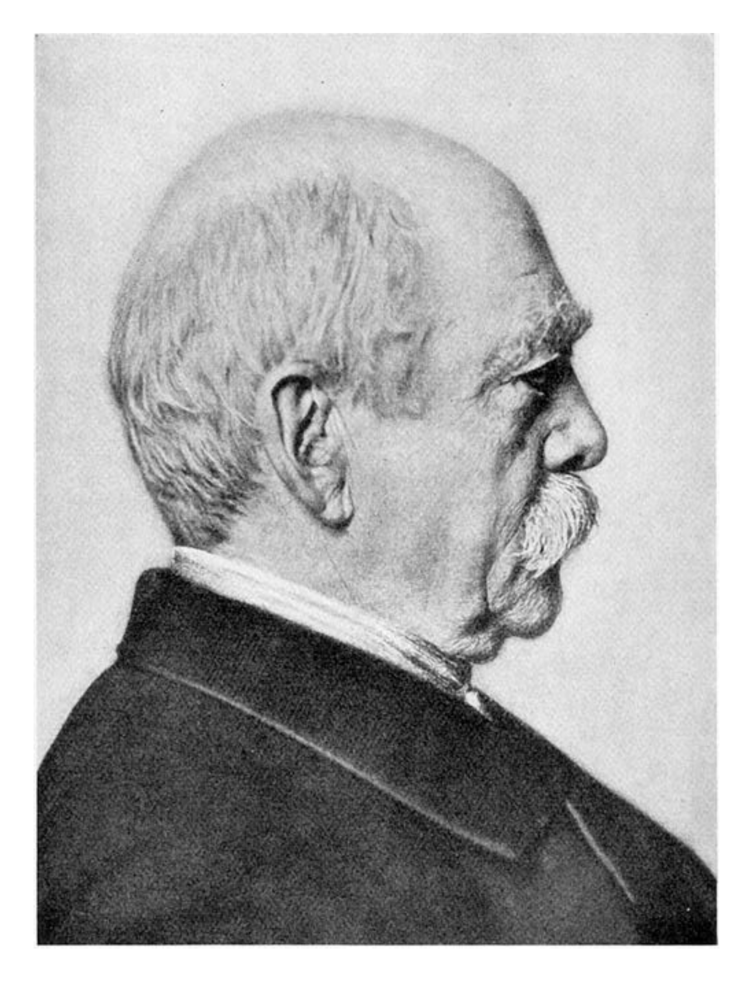
Das deutsche Volk schied sich durch die Reformation in einen dunkleren romtreuen und in einen lichteren protestantischen Teil. Immerhin blieben gut zwei Drittel bei Rom oder kehrten bald zu ihm zurück. Da nun zeigt es sich, daß die gesamte neue deutsche Kultur fast ganz aus dem Protestantismus hervorgeht. Wirklich bedeutende Schöpfergeister hat der deutsche Katholizismus nur auf dem Gebiete der Musik: Gluck, Mozart, Haydn, Beethoven, Schubert, Franz Liszt, Richard Strauß. Aber auch diesen stehn entgegen als unbedingter Gipfel Johann Sebastian Bach, als Welteroberer Richard Wagner, dann Händel, Schumann, Brahms, Pfitzner. In der Dichtkunst dagegen ist nur die rein blonde Droste-Hülshoff und der rein blonde Scheffel auf katholischer Seite anzuführen gegen alle Klassiker, Klopstock, Wieland, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, gegen Heinrich von Kleist, Hebbel und Gerhart Hauptmann. Die Philosophie wird nur von Protestanten bestritten: Leibniz, Wolff, Kant, Fichte, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Eduard von Hartmann. Auch in der Malerei sind die wenigen schöpferischen deutschen Künstler Protestanten, vor allem Arnold Böcklin und Hodler. In der Bildhauerei und Baukunst desgleichen. Die Niederländer, die in der älteren Kultur enge zu den übrigen Deutschen gehören, haben ihren größten Genius in dem blonden Protestanten Rembrandt, dem Gipfel der Malerei im Norden. Rubens, in Deutschland geboren als Sohn geflüchteter Protestanten, aber katholisch erzogen, war ebenfalls blond. Van Dyck war blonder Katholik.

Noch eines ist zu beobachten. Während noch die bedeutenden Deutschen der Zeit des Dreißigjährigen Krieges arge Mischlinge sind — man denke an Gryphius —, auch Leibniz noch braune Haare und bräunliche Haut zu blauen Augen hat, sind die neueren deutschen Genies in überwiegender Mehrheit blond, helläugig, zartfarbig und oft von sehr reinen, schönen Zügen. Selbst Mischlinge wie Herder, Goethe, Otto Ludwig haben doch zu dunklerer Haar- und Augenfärbung durchaus nordischen Gesichtsschnitt. Unnor-

disch von Gesicht ist überhaupt nur der im übrigen blonde und hochgewachsene Fritz Reuter. Beethoven war erbkrank, was seinen Knochenbau, auch den des Gesichtes, schwer beeinflußte.

Die Entmischung, deren Ergebnis und Frucht diese Hochblüte ist, erfolgte nicht auf einmal, sondern stufenweise. Sie ward stark verzögert durch den Dreißigjährigen Krieg, den Deutschland in seiner Ohnmacht auf seinem Boden auskämpfen lassen mußte: viel wertvolle Menschen gingen da zugrunde, und allerlei Soldateska fremder Herkunft ließ sich in Deutschland nieder, ganz abgesehen von den Sprossen der Vergewaltigung und der freiwilligen Hingabe an die Söhne des Mars. Gleichwohl hat das deutsche Volk um 1680 schon einen Leibniz und Pufendorf, die in der ganzen gebildeten Welt berühmt sind, um 1730 aber schon einen Händel und Bach, einen Albrecht von Haller, der als Dichter, Anatom, Physiolog, Botaniker gleich bedeutend war, einen Christian Wolff, einen Bodmer, der Milton und das Nibelungenlied für die Deutschen entdeckt. Die Perückenzeit wurde rasch überwunden. Um 1775 ist Deutschland der Mittelpunkt der neuen Kunstbewegung, die ihre Einflüsse auf das englische, französische und italienische Schrifttum ausübt und auch dort die nordischsten Geister um sich sammelt. Es wird führend in der Philosophie. Die Deutschen können das Volk der Dichter und Denker genannt werden. Durch die Entmischung wurden zuerst die wissenschaftlichen Begabungen wieder möglich, dann auch schon die künstlerischen, wobei die Musik den Anfang machte, die Dichtkunst folgte; schließlich kommt es auch noch zu staatlichen Begabungen, die erst ein mächtiges Preußen und 1871 ein neues deutsches Kaisertum schaffen. Die Reihenfolge ist bei der Entmischung gerade umgekehrt wie bei der Vermischung, bei der zuerst die staatliche Begabung erlischt, dann die künstlerische, zuletzt die wissenschaftliche.

Der staatliche Aufschwung des deutschen Volkes bis tief ins 19. Jahrhundert hinein beruht auf dem protestantischen und nordischeren Norden, insbesondere auf dem ostelbischen mit



Otto von Bismarck
(Aufnahme 1885)

Aus dem „Corpus Imaginum" der Photographischen Gesellschaft, Berlin

Preußen als Mittelpunkt. Da gelangten die Hohenzollern, Wikinger aus Schwaben, zur Vormacht. Inmitten eines selbstbewußten, schlichten, gutrassigen Adels hielten sie sich freier als andere von der Prachtliebe, Unsittlichkeit, Selbstvergöttlichung, die in Nachahmung des Sonnenkönigs sonst an den deutschen Höfen Mode geworden waren. Mehrere Hohenzollern waren sich ihrer Wächterpflicht voll bewußt. Sie staffeln sich von dem großen Kurfürsten, der noch Mischling war, über Friedrich Wilhelm I., den etwas bärbeißigen Soldatenkönig, zu Friedrich II., der sich den ersten Diener des Staates nannte und es auch war, und Kaiser Wilhelm I.

Dieses „Preußen" bewährte sich unter Friedrich dem Großen, der sich von Österreich und Sachsen bedroht wußte, ihnen zuvorkam, aber alsbald eine ganze Meute von Feinden gegen sich verbunden sah. In den wechselvollen Geschicken des Siebenjährigen Krieges war es oft nur das unbedingte Vertrauen zu seinen Offizieren und Beamten, was die edle Ruhmgier Friedrichs der Übermacht und allen Wirrnissen zu Trotz nicht verzagen ließ. Und als nach dreißig Jahren planloser Mißwirtschaft unter dem verschwenderischen Friedrich Wilhelm II. und dem unbedeutenden Friedrich Wilhelm III. der Staat Preußen und ganz Deutschland Sklave Napoleons geworden war, bewährte sich jenes Preußen wieder: nach der Schlacht von Jena taten sich, offen und heimlich, jene Männer zusammen, die das deutsche Volk zur Schlacht von Leipzig führten. Und sie fanden Mitstreiter in allen deutschen Gauen. Die Königin Luise, aus mecklenburgischem Hause, rein nordisch von Gestalt und Wesen, wurde die wahre Seele der Bewegung, „der Stern, der voller Pracht erst flimmert, wenn er durch finstre Wetterwolken bricht" (Kleist). Kaiser Wilhelm I. war ihr Sohn.

An der Seite dieser Fürsten stehn ernste, treue, klarsichtige, selbstlose Männer, die sich im Dienste des Vaterlandes verzehren, keine größer als Bismarck und Moltke, sie zugleich den größten aller Zeiten auf ihrem Gebiete ebenbürtig. Daß der Staat Bismarcks nach dem Sturze seines Schöpfers

seine hohe Stellung unter den Weltmächten nicht bewahren konnte, verkleinert Bismarck ebensowenig wie Alexander den Großen der Zerfall seines Reiches nach seinem Tode. Was Bismarck schuf, war Ungeheures, und er schuf es durchaus nicht mit seinem Volke, sondern gegen sein Volk, von dem noch gut vier Fünftel in blutgegebener Feindschaft oder Stumpfheit ihn lähmten oder gar bekämpften und behinderten, die schwarzhaarige Frau seines geliebten Fürsten mit darunter. Was Bismarck fehlte, war einzig und allein die Klarheit über die Bedeutung der Rasse oder vielmehr die Inswerksetzung seines Rassegefühls. Daß er dieses besaß, zeigt nichts deutlicher als die Episode, die mir ein Freund erzählte: sie seien als Knaben von Hamburg nach Friedrichsruh gefahren, die ganze Schule, und da habe Bismarck, als sie vor dem Tore im Karree gestanden seien, einen schlanken blonden Jungen aus der dritten Reihe herausgeholt und gesagt: „Aus dem da wird noch mal was." Daß er diesem Rassegefühl nicht folgte, verhinderte, daß er Nachfolger und Fortsetzer seines Werkes fand. Über Bismarcks Rassetypus ist man seltsamerweise, so bekannt sein Bildnis ist, zumeist schlecht und falsch unterrichtet. Er gilt gelegentlich sogar als schwarzhaarig. Andere behaupten „wendischen" Einschlag bei ihm. Daß er in ehemals slawischem Gebiete geboren ward, besagt nichts. Ein Deutscher, der in Kiautschou zur Welt kam, ist darum noch kein Chinese. Bismarck stammt durchweg aus deutschen Geschlechtern, nicht aus etlichen wendischen. Man muß den Rassetypus Bismarcks nach den Bildern aus seinen vollen Mannesjahren beurteilen, insbesondere nach dem im Vollbart. Da ist er noch von Haar und Bart blond, und sein Gesicht noch nicht durch die schwere Vergiftung, deren Opfer er in Petersburg ward, quammig geworden, wodurch seine Nase später zu kurz und zu dick erschien. Seine lichte Haut und seine strahlenden blauen Augen behielt er bis ins höchste Alter und so auch seine breite hohe ungebeugte Gestalt. Moltke war von noch feinerem nordischen Typus, nur verlor er sein Haupthaar früh und trug darum eine Perücke. Gesicht und Kopf waren

von edelster Bildung. Moltke war nicht nur der große Schlachtendenker und Schlachtenlenker von 1866 und 1870, er gehört auch, was man viel zu wenig weiß, ebenso wie Bismarck, zu unseren geistreichsten und glänzendsten Schriftstellern. Blond und blauäugig und ebenfalls sehr groß war auch Wilhelm I., der zumeist neben Bismarck zu sehr in den Hintergrund tritt, in seiner Geradheit, Schlichtheit, seiner Pflichttreue, seinem starken Wollen bei großen Kenntnissen namentlich auf dem Gebiete der Militärwissenschaft ein vorbildlicher Fürst von echt nordischem Gepräge.

Anders als Bismarck vermochte Moltke in seinem Heer sich Nachfolger und Fortführer seiner Gedanken zu erlesen, zu erziehen. Seine neidlose Anerkennung der Tüchtigkeit eines jeden, seine Förderung der Begabungen trugen viel dazu bei, aber auch schon der bloße Geist des preußischen, dann deutschen Heeres und seiner Wächter, der Offiziere, ermöglichten das. Das deutsche Heer wurde vorbildlich in aller Welt. Es bewahrte die hohe Überlieferung namentlich durch den Grafen Schlieffen, der ebenfalls ein blonder Edeltyp war.

Wir dürfen aber nicht die schwere Schädigung dieser Überlieferung außer acht lassen, die der fremde Geist der Pracht- und Machtentfaltung unter Wilhelm II. in den Wächterstand nicht nur des Heeres, sondern auch des hohen Beamtenstandes brachte. Sehr viele Ehen wurden jetzt um des Geldes der Frau willen geschlossen, und diese war sehr oft eine Jüdin oder sonst eine Exotin. Ein Leben in glänzendem Schein nahm überhand. Trotzdem zeigte sich der alte Geist noch in voller Kraft lebendig, als es 1914 zum Kriege kam. Das deutsche Heer war zweifellos ein Instrument, wie es ein solches bis dahin nie gegeben hatte und vielleicht nie wieder geben wird. Und es fehlte auch nicht an großen Heerführern, wenn auch Helmuth von Moltke, der nur den Namen des alten Moltke trug, gleich zu Anfang — übrigens wider seinen persönlichen Willen zum obersten General bestimmt — versagte und der Ausgang der unsäglich schmerzvolle vom November 1918 war.

Weltkrieg und Gegenwart

Der Weltkrieg, der die Zeit vom Sommer 1914 bis tief in den Herbst 1918 mit seinen Meintaten und Verruchtheiten erfüllte (worunter nicht die Schlachten zu verstehn sind), wurde allenthalben von den Nordischsten geführt. Denn nur die hatten Freude an Mühen und Gefahr oder waren doch, wo sie den notwendigen Ausgang voraussahen, zu stolz, sich jener Mittel und Mittelchen zu bedienen, die auch dem Geringsten die Möglichkeit gaben, sich seiner Pflicht zu entziehen. Die deutschen Schützengräben waren voll von jenen blonden Germanen, die man gar nicht mehr im deutschen Volke vermutet hätte. Aber auch bei den Gegnern waren die Blonden, ob nun germanischer, slawischer oder balkanischer Herkunft, immer voran; man sah das an den gefangenen Offizieren. Tausende, Hunderttausende von nordischen Menschen fielen bei Freund und Feind. Sieger aber sollten weder die Mittelmächte sein, noch der Feindbund, sondern die dreihundert Männer Walther Rathenaus, für die der Krieg geführt wurde, ohne daß es außer den Eingeweihten jemand wußte.

Für die menschenkundliche Geschichtsauffassung ist der Weltkrieg nur Ausdruck der gegebenen Rasseverhältnisse. Während in nordischerer Zeit die Kriege aus dem Machthunger einer starken staatlichen Begabung oder einer ganzen Gruppe entstehn — so noch die Friedrichs des Großen und Napoleons, die Preußens gegen Österreich, ja, der Napoleons III. gegen Preußen —, handelt es sich in mischrassigen Zeiten nur darum, für den raschen Erwerb von Geld und Besitz günstige Umstände zu schaffen. Ein Klüngel von Männern mit hoher wirtschaftlicher Begabung und scharfem Blick für die schwachen Punkte der Einzelnen und ganzer Massen bildet sich, bleibt, während die anderen kämpfen, in Sicherheit und tut in der allgemeinen Verwirrung seine reichen Fischzüge. Sind die letzten nicht mehr reich genug, so läßt man den Krieg aufhören, das Wasser sich beruhigen, so daß die Fische, die sich verkrochen hatten, wieder hervor-

kommen, stiftet dann nochmals eine Verwirrung an und hat abermals reichen Fang. Das läßt sich mehrere Male wiederholen. In kleinerem Maßstabe wurden schon früher solche Kriege entfesselt, in so großem noch nie. Denn erst seit 1848 hatte jede Schichtung innerhalb der europäischen Völker aufgehört, war das allgemeine, gleiche und geheime Wahlrecht eingeführt worden, wodurch der Klüngel ungemein gestärkt wurde. Denn sein Gegenspiel, die „Wächter", waren jetzt vereinzelt und ohne sichere Beihelfer; er jedoch hatte es leicht, seine Wähler zu gewinnen: den mit einer Maß Bier, jenen mit bunten Fata Morganen.

Zwei Gruppen standen einander gegenüber, nicht Mittelmächte und Feindbund, sondern die dreihundert Männer mit ihren unmittelbar und mittelbar Verbündeten und die Wächter. Wären diese rein nordisch gewesen oder wenigstens ihres lichtesten Blutteils sich bewußt, so wäre es zum Weltkrieg überhaupt nicht gekommen. Denn sie hätten eingesehen, daß sie — in allen hier in Betracht kommenden Staaten — viel zu wenige waren, als daß sie zu fremdem Vorteil einander vernichten durften. Wilhelm II. hat als junger Kaiser eine Zeichnung nach seinem Entwurfe mit der Unterschrift: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" ausgehn lassen. Hätte er nur geahnt, was diese heiligsten Güter sind!

Die dreihundert Männer fanden die Verhältnisse günstig. Irgendwelche Kenntnis von deren Rassegrundlage hatten sie wohl nicht; sie beobachteten die Erscheinungen und zogen ihre Schlüsse. Wie sicher sie ihrer Ziele und ihres Erfolges waren, geht daraus hervor, daß Walther Rathenau seinen Leuten schon 1909 von dem Bestehn jenes engeren Kreises Kunde gab. Diese dreihundert Männer und ihre bewußten oder öffentlich benützten Mitarbeiter waren sicherlich weit mehr Mischlinge als die Allgemeinheit. Denn auch der Weltkrieg fachte in ihnen den etwa vorhandenen nordischen Funken nicht zur Flamme an, und nicht in den Schützengräben fand man sie, sondern in den bombensicheren Unterständen der Kriegsarchive, Pressequartiere, Kriegsgesell-

schaften und allen möglichen Schreibstuben, wofern es ihnen nicht geglückt war, als Unternehmer sich an den Gewinnen unmittelbar zu beteiligen. Rathenau selbst, ein noch junger Mann damals, trat auch nicht ins Heer ein, sondern zentralisierte die Verpflegung draußen und daheim in seinen und seiner Genossen Händen und tat seinem jüdischen Volke so große Dienste, daß er zum Ehrenmitglied des zionistischen Altneulandbundes erwählt wurde.

Da es sich demnach um eine Mischlinggruppe handelt, ist für den Rassekundler ihr Ziel von selbst klar: die Alleinmacht zur Erlangung der größtmöglichen Vorteile für sich. Die „Völker" kommen nur so weit in Betracht, als die Klügeren einer solchen Mischlinggruppe sehr wohl wissen, daß der Parasit, der einen Körper zu stark aussaugt, mit diesem am Ende selbst zugrunde geht. Die weniger Klugen wissen das nicht oder meinen, auf sie als Einzelne käme es nicht an, so daß sie geruhig bis zum letzten saugen können, und dadurch bereiten sie den Klügeren viele Ungelegenheiten. Denn der Körper könnte aufmerksam und gar unwillig werden und den Parasiten abschütteln. Das Ziel des Klüngels ist klar, daß aber ein genau ausgearbeitetes Programm besteht, ist wenig wahrscheinlich. Dessen bedarf es nicht. Denn sowie jeder Einzelne sein blutgegebenes Ziel erkennt, wird alles, was er tut, diesem Ziele näher führen. Besprechungen sind nur für besondere Pläne nötig, etwa für Finanzoperationen, wie sie nach der Reihe Österreichs, Ungarns, Deutschlands und Frankreichs Valuta vernichteten, oder zur Beeinflussung der öffentlichen Meinung durch große Zeitungs-, Theater- oder Filmfeldzüge. Und es ist nicht einmal nötig, daß sich jeder seines Zieles klar bewußt sei; gerade in dem Ungebildeten, Unverbildeten, woraus die Hauptmasse der Mitarbeiter jener Dreihundert besteht, wirkt sich der innere Rassewille um so reiner aus, je weniger er weiß, wohin es geht. Es braucht einem solchen nur der Anstoß gegeben, das Begehren in ihm rege gemacht werden. Und dafür war gesorgt.

Die Dreihundert und die Ihren haben im Weltkrieg und in den Jahren seither Ungeheures erreicht. Sie wurden die

Herren der Welt, vereinigten den Hauptteil des Geldes und Besitzes in ihren Händen, machten die Mehrzahl der Schaffenden zu ihren Sklaven, verteilten nach ihrer Willkür Stellen, Ruhm und Erwerbsmöglichkeiten. Hundert Mittel waren da, den ihnen nicht Gefügigen oder gar Unbequemen wirtschaftlich oder gesellschaftlich zu erdrosseln. Wer irgend nicht ganz unabhängig zu bleiben verstand, war ihnen preisgegeben.

Dies betraf alle Kulturländer. Daß Deutschland dazu ausersehen war, besiegt zu werden, „weil die Weltgeschichte ihren Sinn verloren hätte, wenn Wilhelm II. als Sieger durch das Brandenburger Tor eingezogen wäre", wie Walther Rathenau sich ausdrückte, verschärfte hier nur diese Zustände. Deutschland mußte besiegt und damit den Dreihundert und ihren Genossen ausgeliefert werden, weil da nicht nur am meisten zu holen war, sondern auch weil da die gefährlichste Stelle war, das noch am meisten nordische Großvolk. Das wurde nicht rassemäßig gewußt, sondern blutmäßig erfühlt. Und das Ringen selbst zeigte, daß man recht hatte. Obwohl die großen Führer fehlten, gut ein Drittel des Volkes sozialdemokratisch war, der von der zentralisierten Verpflegung über Front und Heimat verhängte Hunger alle schwächte, hielt das Heer vier Jahre stand. Dann erst waren die Kräfte erschöpft und die Zeit für den „Dolchstoß in den Rücken" gekommen.

Da jedoch schien mit einem Male alles nordische Blut versiegt zu sein. Der Niederbruch war schmachvoller als je einer. Die Waffen wurden gestreckt und gleich auch hingegeben, zuerst dem Feinde, dann im Innern den neuen Machthabern, die damit auf Umwegen ihre Massen bewaffneten. Die Fürsten wichen von ihren Thronen, die Republik wurde ausgerufen. Die Freiheit begann mit einer Menge von Verboten, mit der Überfüllung aller staatlichen Kanzleien, die jetzt als Futterkrippen für die „Genossen" betrachtet wurden, mit einer Vervielfachung des Bureaukratismus, mit einer Korruption bis in höchste Stellen hinauf, die niemand für in Deutschland, in dem weltkundigen Land der Ordnung,

der Unbestechlichkeit, des Rechtes, möglich gehalten hätte. Das Schmachvollste waren wohl die Anzeigebriefe, die die Franzosen in voller Verachtung solcher unwürdiger Verräterei „Lettres de canaille“ genannt und in ganzen Bänden herausgegeben haben.

Konnte aber in Wirklichkeit alles nordische Blut im deutschen Volke so plötzlich verschwunden sein? War nicht doch gerade das deutsche Volk von allen Großvölkern das noch am meisten nordische? Sollte mit dieser Tatsache die Haltung der Gesamtheit dauernd in Widerspruch stehen können? Dann war ja die Rasseforschung mit ihren Ergebnissen des Irrtums überführt.

Der Rassekundler ließ sich auch in dieser trübsten Zeit der deutschen Geschichte nicht entmutigen. Das Lehrbuch der Geschichte hatte ihm gezeigt, daß nur jenes Volk dem Untergang unrettbar verfallen ist, das seinen Gehalt an nordischer Rasse so weit verloren hat, wie etwa das griechische in der Spätzeit. Das deutsche Volk mit seinem noch so hohen Gehalt an nordischen Merkmalen, der in der Hundertsatzzahl der Blonden keineswegs schon voll erfaßt ist, hatte das Schicksal der Griechen heute noch nicht zu besorgen, und daß es davor bewahrt bleibe, dafür zu wirken, war eben die große und edle Aufgabe jener, die über die Bedeutung der Rasse Klarheit hatten. Und sie konnten auf Zeugnisse für die Berechtigung ihres Glaubens, ihrer Zuversicht hinweisen.

Da war schon kurz nach dem Kriege die Jugendbewegung der „Wandervögel“. Wie sehr man auch noch rein individualistisch dachte, so daß es nur zur Bildung streng gesonderter und sonderartiger Gruppen und Grüppchen kam, in allen völkisch gerichteten Bünden lebte doch wieder das altgermanische Hochbild von Wahrhaftigkeit, Selbstlosigkeit, Treue und Sittlichkeit, und schon auch begannen in einzelnen Kreisen die Schriften über Rassekunde — seit 1921 namentlich die Otto Hausers, seit 1923 die Hans F. K. Günthers — Wirkung zu üben und Anlaß zu werden, daß Auslesegruppen entstanden und die Ehen in voller Verantwortlichkeit geschlossen wurden.



Helmuth von Moltke
(Aufnahme um 1875)

Die Jugendbewegung war Vorstufe. Der staatliche Sinn trat hinter der Freude an der Natur, hinter der Pflege der Freundschaft stark zurück. Das einzelne Organ wollte noch ganz selbständig sein, nicht erkennen, daß es Teil des Organismus sei und in diesem und für diesen seine Aufgabe zu erfüllen habe. Immerhin wurden auch staatliche Fragen erörtert, und dieser oder jener Vorschlag, so namentlich Silvio Gesells „Freiland-Freigeld", fand begeisterte, ja fanatische Anhänger.

Den Nationalsozialismus erkannte der Rassekundler sofort als eine Rassebewegung von größter Bedeutung. Zwar wurde zunächst nur wenig von Rasse gesprochen. In seinem Buch „Mein Kampf" bekannte sich Adolf Hitler selbst allerdings schon 1925 zum Rassegedanken, und im Februar 1927 hielt Gottfried Feder, der hochgeistige Programmatiker der Partei, seine vielbemerkte „Rasserede". Ein unentwegter Kämpfer für den Rassegedanken wurde Alfred Rosenberg insbesondere in seinem „Weltkampf". Daß der Nationalsozialismus eine Rassebewegung war, bekundete sich vor allem in seiner geistigen Haltung. Sein Leitwort: „Gemeinnutz geht vor Eigennutz" setzt sich in bewußten Gegensatz zu der liberalistisch-individualistischen Auffassung, sein ganzes Programm mit den fünfundzwanzig Punkten und Gottfried Feders vom Führer zum „Katechismus" der Partei erklärter „Deutscher Staat" sind Ausdruck rein nordischen Wesens und darum unter Mestizen unmöglich, der Mischlinginzuchtgruppe der Juden darum von allem Anfang an ein Gegenstand des Hasses, der Angst und von ihr mit allen Mitteln ihrer Art bekämpft. Der Nationalsozialismus forderte, daß jeder seinen persönlichen zeitlichen Vorteil im Gedanken an das Volk, das noch leben wird, wenn er längst dahin ist, darin sein Blut in seinen Kindern lebt, zurückstelle, daß man nicht mehr in Individuen, sondern in Generationen denke. Und er forderte, daß jeder bereit sei, sein Gut und Blut gegebenenfalls für die Zukunft seines Volkes zum Opfer zu bringen. Der Gedanke der Wehrhaftigkeit lebte wieder auf. Schon auf diesen geistigen Grundlagen mußte

sich eine nordische Auslese bilden, und der Rassekundler fand nur seine Voraussicht bestätigt, wenn er die jungen Braunhemden irgendwo vorbeimarschieren sah: da war der Allgemeinheit gegenüber ein ungewöhnlich hoher Hundertsatz von hoch und schlank gewachsenen Männern mit untadelig in den Haspen sitzenden Gliedmaßen, mit gut geschnittenen Gesichtern, gut 90 v. H. blauäugig und sehr viele auch blond, und das nicht nur in dem hellerfärbigen Norden, sondern auch im Süden und in Österreich.

Aber der Nationalsozialismus war sich auch der Bedeutung der Rasse voll bewußt. Sowie er gesiegt hatte, zeigte sich das. Der erste Parteitag nach dem Siege, der im September 1933 in Nürnberg gehaltene, stand geradezu unter dem Leitwort Rasse. Ein Rasseamt wurde gegründet, Gesetze zur Pflege der Erbgesundheit wurden geschaffen. Für das Bauerntum, dem Lebensquell der nordischen Rasse, schufen die Bemühungen R. Walther Darrés das Erbhofgesetz.

Es ist das erstemal seit den alten Ägyptern, deren Rasseamt jedoch wahrscheinlich so strenge Forderungen noch nicht vertrat, daß in einem Volke, einem Großvolke, der Rassegedanke durchgeführt wird, um das Blut vor dem Eindringen fremden Blutes fernerhin zu bewahren und von bisher eingedrungenen Schlacken zu reinigen. Gefaßt werden konnte der Entschluß dazu nur in einem Volke, das im wesentlichen nordrassisch ist, und Erfolg haben können die Maßnahmen daraufhin auch nur in einem solchen Volke. Dadurch aber wird unserem deutschen Volke die Gewähr gegeben, daß es in der Zukunft frei bleiben wird von so schweren inneren Krisen, wie unser Geschlecht sie erleben mußte, und daß es mit der inneren Sicherheit auch die äußere zurückgewinnen werde. Das deutsche Volk, in sich selbst sicher, frei und stolz, kann Vorbild werden für alle Völker weißer Rasse, und an seinem Wesen kann so die Welt genesen.

Anmerkungen zur Sternkarte

(S. 260/1)

Die Karte ist der „Edda“-Übertragung von Otto Hauser (Verlag Alexander Duncker, Weimar) entnommen. Sie enthält darum neben den üblichen Namen der Sternbilder auch die germanischen.

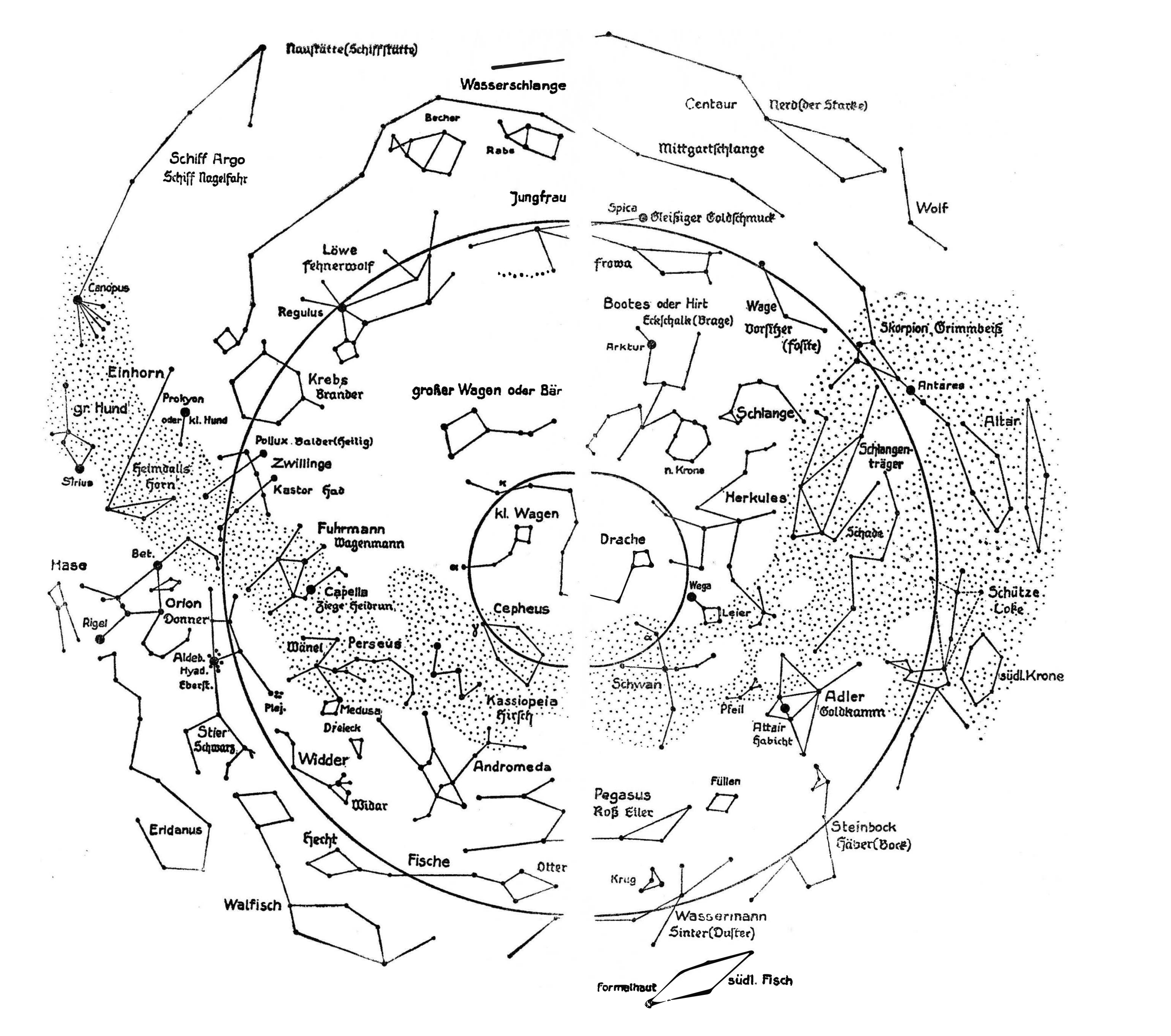
Der engere Kreis zeigt den Weg des Himmelspols im Laufe des Weltjahrs (26000 Jahre): dieser steht jetzt noch bei α im kleinen Wagen (Polarstern). Für die arischen Inder stand er bei $\varkappa$ im Drachen.

Der große Kreis bezeichnet die Ekliptik, die scheinbare Bahn der Sonne, des Mondes und der Planeten durch den Fixsternhimmel.

Es folgen aufeinander im Weltjahr:

als Geburtszeichen der Sonne:		als Zeichen der Frühlingtag- und -nachtgleiche:
Jungfrau . . .	19500—17300 v. Chr.	Schütze
Löwe	17300—15200 v. Chr.	Skorpion
Krebs	15200—13000 v. Chr.	Wage
Zwillinge . . .	13000—10800 v. Chr.	Jungfrau
Stier	10800— 8700 v. Chr.	Löwe
Widder	8700— 6550 v. Chr.	Krebs
Fische	6550— 4380 v. Chr.	Zwillinge
Wassermann . .	4380— 2230 v. Chr.	Stier
Steinbock . . .	2230— 50 v. Chr.	Widder
Schütze . .	50. v. Chr.— 2150 n. Chr.	Fische

Im Laufe von 26000 Jahren geht die Sonne nacheinander in den genannten Tierkreisen auf, in jedem 2156 Jahre, wenn man den Tierkreis in zwölf Teile teilt; wenn man die verschiedene Länge der einzelnen Zeichen berücksichtigt, verschieben sich die Zahlen um die Mitte eines jeden Zeitraums. Seit dem 7. Jahrtausend v. Chr. tritt im Süden, wo es keine „Geburt“ der Sonne gibt, das Geburtszeichen der Sonne, das Zeichen, in dem sie am kürzesten Tage aufgeht, gegenüber dem Zeichen der Frühlingtag- und -nachtgleiche zurück.



Naustätte (Schiffstätte)
Wasserschlange
Centaur
Nerd (der Starke)
Becher
Rabe
Mittgartschlange
Schiff Argo
Schiff Nagelfahr
Wolf
Jungfrau
Spica
Gleißiger Goldschmuck
Löwe
Fehnerwolf
Frowa
Canopus
Regulus
Bootes oder Hirt
Eckschalk (Brage)
Wage
Vorsitzer
(Fosite)
Skorpion Grimmbeiß
Arktur
Einhorn
Krebs
Brander
großer Wagen oder Bär
Antares
Prokyon
oder kl. Hund
gr. Hund
Schlange
Altar
Pollux Balder (Heilig)
Zwillinge
Schlangenträger
n. Krone
Heimdalls Horn
Sirius
Kastor Had
kl. Wagen
Herkules
Fuhrmann
Wagenmann
Drache
Schade
Hase
Bet.
Capella
Ziege Heidrun
Wega
Schütze
Loke
Orion
Donner
Cepheus
Leier
Rigel
Wänel
Perseus
Aldeb.
Hyad.
Eberst.
Schwan
südl. Krone
Plej.
Medusa
Kassiopeia
Hirsch
Pfeil
Adler
Goldkamm
Dreieck
Altair
Habicht
Stier
Schwarz
Widder
Andromeda
Widar
Füllen
Pegasus
Roß Eller
Eridanus
Steinbock
Häber (Bock)
Hecht
Fische
Otter
Krug
Walfisch
Wassermann
Sinter (Duster)
Formalhaut
südl. Fisch

Verzeichnis der Bilder mit Erläuterungen

1. Dante Alighieri (gegenüber dem Titel). Das Bild ist Wiedergabe der alten Kopie eines Dante-Bildnisses in der Sammlung des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Die Augen sind bräunlich-grau wiedergegeben, wie blaue und graue Augen in der Seitenansicht oft erscheinen. Nach seiner eigenen Angabe war Dante blond (flavus) und errötete leicht. Auf allen Bildnissen ist er bartlos.
2. Nofretete (nach S. 16), Gemahlin Amenophis IV., zeigt nach ihrem berühmten Bildniskopf im Berliner Museum einen feinen, fast überfeinerten Mischtypus. Die Haut ist hell bräunlich mit rötlicher Tönung, Augen und Brauen sind dunkel. Bestimmt ist das Gesicht von der Cro Magnon-Rasse, aber nordisches Blut hat die Haut aufgehellt, die Züge vergeistigt. Das Fünfeck des Gesichtes, das für die unentfärbte Cro Magnon-Rasse kennzeichnend ist, erscheint — durch leichten mittelmeerischen Einschlag — verschmälert, aber die etwas leeren Oberaugteile mit den breiten Lidern und die etwas starken Jochbogen sind erhalten geblieben.
3. Ramses II. (nach S. 32). Bildnisstatue in Turin. Die leicht schematisierten Züge stimmen mit der Mumie doch gut überein. Daß Ramses II., der vielleicht braunhaarig war, jedenfalls feines Haargespinst hatte, nicht etwa negerisch hartes und krauses, weit mehr nordisch bestimmt war als mittelmeerisch, bezeugt sich in den nordisch großen (nicht mittelmeerisch kleinen) Ohren.
4. Chammurapi von Babylon (nach S. 48). Sonnengott und König sind einander ähnlich. Semitische Züge fehlen völlig (man beachte Augen und Nasen). Dagegen ist der Bart in semitischer Weise künstlich gelockt.
5. Li Tai Po (nach S. 64). Noch diese späte Zeichnung gibt dem Dichter den langen und ziemlich vollen Bart, der unchinesisch ist, und eine unchinesisch große Nase.
6. Sophokles (nach S. 80). Die Bildnisbüste des So-

phokles ist ein Beispiel für die Typen der Griechen, wie sie wirklich waren, während die Götter- und Herrendarstellungen und alle für die freie Luft bestimmten Marmorstatuen die schematisierte „griechische“ Nase (ohne Kerbe gegen die Stirn) zeigen. Man beachte auch hier das ebenmäßig große Ohr, ferner die leichte Wellung des feinen Haares und die etwas stärkere des Bartes. (Im Gegensatz der strähnige Bart des mongoloiden Li Tai Po.)

7. Platon (nach S. 96). Die Bildnisbüste ist eine der weniger gelungenen Kopien, aber gut bezeugt. Eine Plato-Büste in Kopenhagen zeigt edlere, weniger verwischte Züge, ist aber noch umstritten.
8. Alexander der Große (nach S. 112). Der bekannte Kopf zeigt die oben erwähnte leichte Schematisierung, darum auch die „griechische“ Nase und diese etwas breitrückig, die Augen etwas zu groß (wodurch der starke Blick Alexanders wiedergegeben werden sollte). Alexander war blond (xanthos) und sehr zart von Farbe. Das eine Auge soll hellblau, das andere dunkelblau gewesen sein: die eine Pupille wird sich mehr erweitert haben als die andere.
9. Caius Julius Caesar (nach S. 128). Über Caesar wird berichtet, daß er sehr groß und sehr weiß von Haut gewesen sei. Die Augen werden „schwarz“ genannt, was sich darauf bezieht, daß sich ihre Pupillen stark erweiterten. Wo sie in Bronzebüsten farbig eingesetzt sind, sind sie grau.
10. Der Bamberger Reiter (nach S. 144). Richard Hamann schreibt in seiner „Geschichte der Kunst“: „Das jugendliche, trainierte Gesicht läßt ein Vorbild in Reims an mutig frischer Modellierung weit zurück, die trotzig schwellenden Lippen und atmenden Nasenflügel wittern Lebenslust wie eine Beute — eine durch und durch siegfriedhafte Gestalt.“
11. Uta (nach S. 160). Richard Hamann schreibt: „Der Naumburger Meister war in Reims; aber er war dort

als deutscher Künstler, dessen Kunst in sächsischer Plastik wurzelt. — Uta zieht den Mantel an sich heran und hält ihn schützend vor die Wange — diese Gebärde sagt alles. Dieser Mantel ist nicht sie selbst, sondern ihr Haus und ihr Eigentum, das sie, wo sie auch erscheint, mit sich trägt, so daß sie wie eine Königin überall zu Hause ist, und das sie mit edel sorgender Gebärde und Miene streng in Ordnung hält." Zu beachten ist noch die adlige Form der gespreizten linken Hand.

12. Lionardo da Vinci (nach S. 176) stellt den Hochtypus des blonden Menschen unter den Neueren mit am reinsten dar, ebenso in Gesichtbildung und Gestalt wie in der Färbung. Bei dem Profil ist namentlich auf Stirne, Nase und Mund zu achten.

13. Eva (nach S. 184). Von Tilman Riemenschneider (1468—1531). Die Spätgotik trifft hier mit der Antike zusammen. Riemenschneiders Eva ist in ihrer Keuschheit und Ruhe ein Typus für die edle germanische Frau.

14. Albrecht Dürers Selbstbildnis (nach S. 192) in München ist etwas übermalt, und die mit Goldfäden überzogenen künstlichen Locken sind in ihrem Grunde zweifellos stark nachgedunkelt, aber die Gesichtszüge stimmen mit den andern Selbstbildnissen überein. Dürers lang getragenes Haar war ziemlich hellblond, der Bart etwas dunkler. Die Bildnisse in Dreiviertelwendung des Kopfes zeigen die feine Nase gehöckert.

15. Martin Luther (nach S. 200). Die Radierung gibt den 42jährigen Luther wieder, der noch mager war und darum den Rassetypus klarer erkennen läßt als die spätern Bilder des am Stein und Verdaustörungen leidenden, der dick geworden war. Die starken Augenbrauenwülste fallen auf. Bestimmt ist das Gesicht, wie auch andere Bildnisse zeigen, vom Cro Magnon-Typus. Die Augen sind „leer", die Oberlider breit. Die starken Backenknochen in dem Fünfeckgesicht sind nicht die der Mongoloiden (im spitzen Gesicht), sondern die des Cro Magnon-Menschen. Haar und Augen sind hier zu hell wiederge-

geben: Luther war sehr dunkelblond, wenngleich nicht schwarzhaarig; die Augen waren braun oder doch bräunlich, die Haut war bräunlich getönt. Von Gestalt war er mittelgroß.

16. Friedrich der Große (nach S. 208). Bei Friedrich dem Großen macht sich Erbkrankheit geltend (sein Großvater, Friedrich I., war etwas verwachsen), seine Gestalt blieb unter dem Mittel. Beherrscht wird das Gesicht durch das machtvolle Auge, das bis ins Alter seine Bläue und sein Leuchten behielt. Das Haar war in früher Jugend blond, später blondbraun.

17. Goethe (nach S. 216). Die Büste von Trippel gibt Goethes Kopf etwas „idealisiert" wieder, doch gewiß nur so, wie er in seinen schöpferischen Stunden wirklich erschien. Die Trübung des nordischen Rassetypus lag bei Goethe in der dunkleren Färbung — sein Haar war auch in der Kindheit nicht blond, sondern braun mit goldigem Schimmer, übrigens von feinem (nordischem) Gespinst, die Augen mit braunem Grunde und graublauem Rande (nicht rein braun), und ferner darin, daß er etwas zu kurze Beine hatte, darum im Sitzen imposanter war als im Stehen. Er war noch im Alter 174 cm hoch.

18. Schiller (nach S. 224). Das Gemälde von Ludovika Simanowitz ist wohl das treueste der Bildnisse Schillers aus der Zeit, da er bereits berühmt war. Schiller war rötlich blond, hatte blaue Augen und zarte, aber sommerfleckige Haut. Er war hoch und etwas schmal, hielt sich aber, obwohl schwindsüchtig, sehr gerade.

19. Napoleon Bonaparte (nach S. 232), durch seinen Vater Sproß des dynastischen Hauses der Grafen Cadolinghi, durch seine Mutter des ebenfalls dynastischen Hauses der Grafen Collalto, die beide germanischer Herkunft waren, hatte bis in die 30er Jahre mittelblondes, leicht rötliches Haar, blaue, strahlende Augen und, wenn er nicht krank war, sehr lichte, „marmorweiße" Haut. Das Gesicht war ausgesprochen fünfeckig, die Augen leer. Von Gestalt war Napoleon unter dem Mittel. Die

Wachstumshemmung kam wahrscheinlich von der tropischen Malaria her, die er sich schon als Vierzehnjähriger zugezogen hatte. Daher kamen die bisweilen ganz gelbe Gesichtsfarbe und die gelegentlichen Bewußtseinsstörungen.

20. Königin Luise von Preußen (nach S. 240) aus dem Hause Mecklenburg-Strelitz gilt als eine der edelsten deutschen Frauen. In ihrer Jugend harmlos heiter, wuchs sie in der Notzeit Deutschlands zu heldischer Größe. Sie war nicht eigentlich schön, aber ungemein anmutig, blond, blauäugig, zartfärbig. Ihre schönen Arme und die blendende Weiße ihrer Hautfarbe wurden viel bewundert.

21. Bismarck (nach S. 248). Das Profilbild zeigt Bismarcks Nase etwas kürzer, das (eigentümlich gebildete) Ohr etwas größer, als sie sein sollten, in Vorderansicht jedoch erscheint das Untergesicht (durch die schlaffen Wangen) weitaus stärker, weshalb die allgemeine Vorstellung von Bismarck in bezug auf seinen Rassetypus nicht gerechtfertigt ist. Bismarck stand mit seiner hohen, bis ins mittlere Mannesalter schlanken, sehr eleganten Gestalt, seinem blonden Haar, den blauen Augen, der weißen Haut und den offenen, durchaus reinen Zügen dem nordischen Hochbild sehr nahe. Nach der Vergiftung in Petersburg litt er — bis an sein Ende — an schweren Störungen. Es trat Aufgeschwemmtheit ein, und unter den Augen bildeten sich dicke Tränensäcke.

22. Moltke (nach S. 256) war als jüngerer Mann ausgesprochen schön, aber er war es auch noch als Greis und mit ganz kahlem Schädel. Er war sehr groß, blieb immer schlank, war blond, blauäugig und zartfärbig. Nur ganz geringer Einschlag macht sich bei ihm bemerkbar: der Obermundteil ist etwas zu lang und die Muschelung des Ohres nicht ganz vollkommen. Das Haar verlor er in frühen Mannesjahren und trug darum Perücke.

Namen- und Sachverzeichnis